

Aus der Geschichte der Volksschulen unserer Heimat

Von Fritz Scheerer

Wie alle Kultur ist auch die Schule dem Wandel unterworfen. Die geistigen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse spiegeln sich bis auf den heutigen Tag sowohl in der Geschichte der Höheren Schulen als auch der Volksschulen. Die Gestalt des Schulwesens ist das Ergebnis einer jahrhundertelangen Entwicklung. In folgendem soll nun versucht werden, den inneren und äußeren Wandlungen der Volksschulen unseres Kreises in drei Jahrhunderten nachzuspüren. Nachdem heute die Oberstufe der Volksschule in einer vollständigen Umgestaltung begriffen ist und in vielen Gemeinden neue, moderne Schulhäuser gebaut werden, dürfte ein Rückblick um so mehr angebracht sein. Dazu sei aber zum voraus bemerkt, daß über die Entwicklung der Volksschulen im neuwürttembergischen Teil des Kreises (vor allem katholische Orte) die Quellen viel spärlicher fließen als vom altwürttembergischen Teil; doch, abgesehen von den Konfessionsverhältnissen, ist im inneren Schulbetrieb kaum ein Unterschied festzustellen.

Vor der Reformation gab es nur Stadtschulen, die durchweg Lateinschulen waren. So wird schon 1277 in einer Urkunde (württ. Urkundenbuch) ein „rectore scholarum in Balingen“ erwähnt, während sich die Lateinschule in Ebingen erst 1480 und die in Rosenfeld 1551 nachweisen läßt. Wahrscheinlich werden sie aber schon früher bestanden haben, da Studenten an den Universitäten, die ja des Lateinischen mächtig sein mußten, aus diesen Städten anzutreffen sind. Bei diesen Schulen handelte es sich aber keineswegs um „Volksschulen“ d. h. um Schulen, in denen die breite Masse des Volkes in den Elementarfächern Lesen und Schreiben unterrichtet wurde. Zöglinge dieser Schulen waren nur Söhne, die Kleriker werden oder ein weltliches Studium ergreifen wollten. Die große Mehrzahl der Jugend, hauptsächlich die in den Dörfern, war ohne Bildungsgelegenheit, denn vor der Reformation sind in Württemberg Ansätze einer wirklichen Volksbildung, einer „deutschen Schule“, nur für Tübingen bezeugt, wo 1499 ein deutscher Schulmeister Knäblein und Töchter lehrt, „wie von Alters Herkommen ist“. Erst die Reformation bedeutet in der Geschichte des Schulwesens einen tiefen Einschnitt.

Im 16. und 17. Jahrhundert

Schon die ersten Jahrzehnte der Reformation waren für das Volksschulwesen sehr fruchtbar. So zeigen die Kompetenzberichte von 1559, d. h. die Gehaltsverzeichnisse für sämtliche geistlichen und Schulstellen des Landes, daß in rund 150 Dörfern Altwürttembergs Schulunterricht erteilt wurde, also Volksschulen vorhanden waren. Sehr stark gefördert wurden diese Volksschulen von Martin Luther. Er meinte, die Knaben sollten täglich ein oder zwei Stunden, die Mädchen eine Stunde zur Schule gehen, denn der Christ soll die Bibel in der deutschen

Übersetzung lesen können. In den meisten Dörfern gingen aber die Kinder zum Unterricht zunächst zu den Pfarrern oder zum Mesner wie 1558 in Leidringen. Für manche dieser Männer, sofern sie lateinisch gebildet waren, erschien das Schulamt als Vorstufe des Pfarramts. So erhielt im Juli 1558 der Schulmeister von Leidringen die Pfarrei Röttenberg bei Alpirsbach. Von 1540 ab war dann das Bestreben, die lateinischen Schulmeister von „den Knaben, so deutsch lernen wollen, zu befreien“; dafür sollte der Mesner die deutsche Schule halten. In Balingen und in Ebingen (Schulmeister gleichzeitig Stadtschreiber) waren die lateinische und deutsche Schule noch vereinigt. Zu dieser Zeit (1547-1568) wirkte in Balingen Conrad Edelmann, der 1559 mit den Schülern der neugegründeten „deutschen Schule“ insgesamt 50 Knaben zu unterrichten hatte.

Etwa gleichzeitig (1543) wird auch erstmals im Lagerbuch ein Schulhaus erwähnt, das, wie 1559 berichtet wird, „vor Menschengedenken“ von der Stadt erworben worden und vermutlich in der Mitte der Stadt in der Nähe der neuerbauten Stadtkirche lag.

Durch die Große Kirchenordnung, die 1559 Herzog Christoph erließ und die für anderthalb Jahrhunderte in Geltung war, nahm das Volksschulwesen einen weiteren Aufschwung. Auch in unserer engeren Heimat machte sich diese Schulordnung in den nächsten Jahrzehnten bemerkbar. Neben den bisher genannten Volksschulen finden wir 1559 eine weitere in Rosenfeld. Über die Orte Frommern, Weilheim und Waldstetten heißt es 1581 in einem Synodusprotokoll: „Zu Weilheim hat es einen Schulmeister, in Frommern hat es keinen.“ Der Bescheid lautet dann: „Es ist genug an einem.“ Die Schule sollte mit der Mesnerei vereinigt sein, da „zu dieser Zeit ein Mesner bei den Kirchen nit mit so viel Arbeit beladen als im Papsttum“. Doch war es nicht gelungen, die Lösung von Pfarrer, Mesnerei und Schule allgemein durchzuführen. Dies zeigt ein Erlaß von 1581 an Rosenfeld, in dem die Trennung von Diakonats- und Schule verlangt wird, da es „der Kirchen und Schul bas geschehen“ würde; der Bescheid lautet: „weil der Jugend nit so viel, möcht mans noch der Zeit beisammen bleiben lassen, denn so einer fleißig sein will, kann er bede officia ohne sonder Klag und Mangel versehen.“

Im Jahr 1600 war eine Schule in Bickelsberg, Tailfingen, Winterlingen und Oberdigisheim; dazu kam später eine Schule in Meßstetten, von der kein Gründungsjahr angegeben ist, denn 1600 war in Meßstetten nur ein Mesner, aber 1623 erhält dann ein Schulmeister eine „Addition“.

Grundsätzlich sollte im evangelischen Teil des Kreises an jedem Pfarrort eine Schule sein. Doch dieser Zustand war 1600 noch nicht erreicht. Es kam auch vor, daß der Schulmeister im Filial- und im Mutterort Schule hielt, so in Bickelsberg und in Brittheim oder besuchten die Kinder die

Schule der Nachbargemeinde, z. B. die Onstmettinger bis 1602, die Pfeffinger bis 1603 (30 Schüler, darunter 4 von Pfeffingen) und die Truchtelfinger bis um 1650 die Tailfinger Schule. Der Rosenfelder Schulmeister bekam einen Besoldungsbeitrag von den sechs „Heiligen“ der Umgebung, die auch über die Mittel der Schulen verfügten.

Die älteste Schule der katholischen Orte wird 1598 für Geislingen bezeugt, für Schömberg 1609, dann folgen 1631 Lautlingen, 1636 Nusplingen, 1650 Weilen u. d. R. und 1655 Obernheim.

Während bis zur Reformation an den Lateinschulen der Unterricht Latein, Logik, Singen, Schreiben und Lesen umfaßte, sollten nun nach der Schulordnung die Schulen durch christliche Auferziehung zur Ehre Gottes dienen. Die Unterrichtsfächer der Volksschule waren Lesen, Schreiben, Memorieren und Singen. Als Lesestoff wird aufgeführt die Katechismustafel, das Psalm- und das Spruchbüchlein und das Neue Testament. Im Schreiben soll sich der Schüler „befleißigen, gute deutsche Buchstaben zu machen“. Memorierstoff ist einzig und allein der Katechismus. Im Singen handelt es sich um die Einübung des Kirchengesangs. Rechnen ist unter den Schulfächern nicht genannt, nur in der Prüfungsordnung für die Lehrer vorgeschrieben.

Sämtliche Schulen waren einklassig. Als Mesner waren die Schulmeister verpflichtet, mit den Pfarrern zu den Kranken, „wenn sie versehen sollen werden“, zu gehen, den Kelch zu tragen und dem „actus“ beizuwohnen; dagegen sollen sie vom Büttel- und Schützendienst befreit sein. Den Gemeinden stand das Recht der Verleihung der Schulen zu, in Leidringen der Herrschaft. Jeder Bewerber hatte sich beim Konsistorium in Stuttgart einer Prüfung seiner Rechtgläubigkeit, seiner Befähigung und seiner Kenntnisse zu unterziehen. Die örtliche Schulaufsicht führte in den an die Lateinschulen angeschlossenen deutschen Schulen der Spezial (Dekan), der Amtmann und zwei bis drei fromme Männer, in der Regel Mitglieder des Gerichts (Gemeinderat), in ausschließlich deutschen Schulen der Pfarrer als Superintendent. Sie sollen monatlich mindestens einmal, in den rein deutschen Schulen alle 8 bis 14 Tage einen Schulbesuch machen und examinieren.

Da und dort wurde neben dem Schulmeister noch ein Provisor angestellt. Dies war manchmal in Wintermonaten nötig, da im Winter die Schülerzahl beträchtlich anstieg. So hatte um 1600 in Ebingen der Schulmeister im Winter einen Seilermeister als Provisor neben sich (84 Knaben und 32 Mädchen), der dann 1613 ganzjährig angestellt wurde. Auf dem Land wurde meist nur im Winter unterrichtet. Die Sommerschule war nur in der Stadt die Regel (1601 in Balingen 74 Knaben und 44 Mädchen).

Gelegentlich kam es auch vor, daß eine Nebenschule entstand. Als in Leidringen 1584 der verleibdingte Pfarrer drei Knaben aus der Schule an sich gezogen hatte, verfiel das Volk auf die Meinung, der Schulmeister tue sein Amt nicht fleißig, obwohl der Spezial bezeugt, er habe ziemlichen „profectum“ im Beten, Lesen, Schreiben

gefunden. Um nicht Ursache zu Zank zu geben, wurde dann von dem alten Pfarrer nachgegeben.

Daß die Ereignisse und die Not des Dreißigjährigen Krieges nicht spurlos an den Schulen vorübergingen, dürfte verständlich sein. 1610/11 und 1634/35 wütete dazu noch die Pest in unserer Heimat, so daß z. B. die Einwohnerzahlen von Balingen vom Jahre 1622 bis 1652 von 1952 auf fast die Hälfte, auf 1073 zurückgingen. Doch kamen während des Krieges noch Konfirmationen (Neubestätigungen durch das Konsistorium) von neuernannten Schulmeistern vor. Ja, es wurde sogar 1634 der neugewählte Schulmeister von Dürrwangen abgewiesen, „weil er eine ganz ohnleserliche Handschrift macht“. Im selben Jahr wurde in Balingen ein eigener deutscher Schulmeister, Wendel Möhl, angestellt, wenn auch sein Amt in den folgenden Jahren wieder aufgehoben wurde. Von nun an bezeichnete „Schulmeister“ den Lehrer an der deutschen Schule und „Präzeptor“ den Titel für den Lateinschullehrer.

Die stärksten Stöße erlitt das Schulwesen nach der Schlacht von Nördlingen (1634), als die feindlichen Heerhaufen ins Land und auch in unsere Heimat hereinfluteten. Die Lehrer in den Dörfern und Städten waren wie die Bürger nicht auf Rosen gebettet. In Tailfingen war das Schulhaus abgebrannt. Wie groß die Wirren 1661 noch waren, zeigt ein Schreiben, worin gefragt wird, wohin die Pastores und Schulmeister von 1630 gekommen, wo sie von Jahr zu Jahr gewesen, ob sie gestorben oder anderweitig transferiert (versetzt) worden.

Trotz der großen Not hatten die Gemeinden allgemein das Bedürfnis, einen Lehrer zu haben. 1649 wurde erstmals der Schulzwang für alle Kinder ausgesprochen. Doch wurde er anfänglich noch nicht allgemein eingehalten. 1653 hat Balingen einen Präzeptor, der 41 Knaben, darunter 24 „deutsche“, unterrichtet und einen Provisor mit 34 Knaben und 52 Mädchen, zu denen auch die Kinder aus dem benachbarten Endingen gehörten, weil dort kein Lehrer war. Auch Ebingen hatte einen Präzeptor und einen Provisor. 1668/69 wurde in Balingen ein dritter Lehrer als Mädchenschulmeister angestellt. Dann wurde seit mindestens 1700 eine völlige Trennung der deutschen von der Lateinschule vorgenommen. Wie in den beiden Städten konnte auch in den Dörfern die Not des Dreißigjährigen Krieges die Schulen nicht zerstören. 1653 waren im altwürttembergischen Teil des Kreises Schulen in Heselwangen, Frommern mit Filial Weilheim, Dürrwangen, Pfeffingen mit Filial Zillhausen, Tailfingen, Onstmettingen, Winterlingen, Truchelfingen, Meßstetten, Ostdorf, Tieringen mit Filial Oberdigisheim, Erzingen, Engstatt, Rosenfeld mit Filial Isingen, Bickelsberg, Leidringen.

Im 18. Jahrhundert

Das 18. Jahrhundert war eine Zeit des Umbruchs auf allen Gebieten. Eine neue Bewegung ging zunächst vom Pietismus aus. Dabei handelte es sich in erster Linie um eine Belebung der Frömmigkeit. Lösungswort war recht gläubig, nicht mehr rechtgläubig. Fast noch mehr als bisher wurde die religiöse Unterweisung der Kinder als der eigentliche Schulzweck hingestellt; selbst weniger Lesen und Schreiben der Kinder wurde in Kauf genommen. Diese Gedanken fanden in der Schulordnung von 1729 ihren Niederschlag. Als neues Unterrichtsfach erscheint Rechnen, das bisher nur der Lehrer verstehen mußte, wurde aber im ganzen Land erst 1776 eingeführt.

Welche Schwierigkeiten auf diesem Gebiet vorhanden waren, zeigt ein Bericht des Pfarrers von Meßstetten. Er fürchtete noch 1778, das werde dem Hossinger Schul-

meister Jammer und Not geben; in der Gemeinde heiße es, man soll den Kindern diese Marter nicht zumuten. Auch der Pfarrer in Truchelfingen äußerte seine Bedenken. Zwar habe der Schulmeister das Rechnen bis zur „regula de tri“ gelernt und auch schon manchmal einigen Knaben darin Privatunterricht gegeben. Aber wenn das Fach nun für alle obligatorisch werden solle, so dünke ihm nach seiner eigenen Einsicht, es dürfte dadurch der Unterricht in anderen Fächern, besonders bei einer so zahlreichen Jugend wie in seiner Gemeinde, einigermaßen zurückgesetzt werden. Wollte man aber für Rechnen nur ein oder zwei Stunden aussetzen, so würde von einer so kurzen, öfter unterbrochenen Information ein ganz geringer Effekt zu erhoffen sein. Wenn nun das Rechnen in Gang gesetzt werden soll, so halte er dafür, daß hierzu ein schwarzes Kästchen in der Schule unentbehrlich sei, auf welchem dem Schüler vor Augen gemalt sei, daß sie alle auf einmal die Zahlen anschauen und aufnehmen können, denn bei einem jedem herumgehen, koste nicht nur unnötig viel Zeit, sondern auch der Raum im Schulzimmer würde es nicht gestatten.

Der Pfarrer von Tailfingen fragte an, ob nicht für das einzuführende Rechnen eine schwarze Tafel von der Heiligenvogtei angeschafft und bezahlt werden könne, da durch dieselbe den „docentibus und discentibus“ sehr viel Erleichterung geschaffen würde. Dies alles zeigt, daß bei uns erst 1778 mit dem Rechnen ernst gemacht wurde. Noch 1783 bekam der Lehrer in Ebingen einen Rezeß, daß er das Rechnen nur als Privatfach mit einzelnen treibe.

Der Schuleintritt erfolgte mit dem sechsten Lebensjahr. Auch die Zahl der Schulen wurde vermehrt. Es kamen bis 1750 im altwürttembergischen Teil des Kreises zu den bereits genannten Schulen hinzu: Brittheim, Täbingen, Weilheim, Laufen, Zillhausen, Streichen, Burgfelden, Hossingen, Oberdigisheim, Endingen und zuletzt Bitz. Auch die restlichen katholischen Orte erhielten im 18. Jahrhundert eine Schule. Damit war das Volksschulnetz so weit ausgebaut, wie es im wesentlichen heute noch besteht.

Eine neue Bewegung wurde auf dem Gebiet des Schulwesens durch die Aufklärung hervorgerufen, durch welche die menschliche Vernunft als oberste Schiedsrichterin für das Wissen und Leben eingesetzt wurde. Alles soll mit dem klärenden Verstand durchdrungen werden, damit die Menschheit auf diese Weise von manchem auf ihr lastendem Druck befreit und zu größerer Glückseligkeit geführt werde.

Unter dem Einfluß der Aufklärung fanden in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts in bescheidener Weise die Realien Eingang. Ganz allmählich regte sich das Interesse an den Naturgegenständen. Die Tollkirsche und die Herbstzeitlose wurden zum Unterrichtsgegenstand und mußten bei Visitationen erklärt werden. Auch Geographie kam hinzu. Dr. Jakob Friedrich Klemm (1733-1793), später Dekan und Stadtpfarrer in Nürtingen, gab als Helfer (Diakon) in Balingen, nachdem er 1768 eine „Exempelbibel“ zur Bildung des Herzens und Verstandes hatte erscheinen lassen, 1782 ein Büchlein von 318 Seiten heraus: „Neuer Atlas für die Jugend von 21 Kärtchen mit einer kurzen Anleitung auf eine ganz neue Art leicht und nützlich zu lernen, Tübingen bei Jakob Friedrich Heerbrandt.“ Es handelte sich um ein regelrechtes geographisches Legespiel auf gewöhnlichem Kartenpapier zum Aufziehen, Zerschneiden und Aufbewahren. Mit den 21 Karten ging er von der Heimat über Deutschland zu Europa über.

Das altwürttembergische Schulwesen ist dadurch gekennzeichnet, daß es eine Sache der Kirche war. Wenn nun Württemberg in älterer Zeit auf dem Gebiet der Volksschule eine führende Stellung einnahm

(Schulordnungen von 1559 und 1729), so machten sich am Ende des 18. Jahrhunderts viele Schäden bemerkbar (keine Lehrerbildungsanstalten usw.). Kirche und Staat waren zwar eng miteinander verbunden, aber der Staat sorgte nicht unmittelbar für die Schule. Er versagte die nötigen Mittel. 1799 wurden im „Neuesten Staatsanzeiger“ erstmals Gedanken aufgegriffen, wonach die Schule nicht wie bisher der Kirche überlassen, sondern zu einer Angelegenheit des Staates gemacht werden müsse, ein Gesichtspunkt, der von weitesttragenden Folgen war. Doch soll das 19. Jahrhundert einer späteren Abhandlung vorbehalten bleiben.

Überblicken wir den Stand des Volksschulwesens am Ende des 18. Jahrhunderts in unserem Kreis, so müssen wir feststellen, daß die Aufklärung keine tiefgreifende Wirkung auszuüben vermochte. Es wurden wohl wegen der wachsenden Schülerzahl die Schulmeister- und Provisorstellen vermehrt. Sie betragen in Balingen insgesamt vier, in Ebingen sechs und in Winterlingen zwei, aber an der Macht der Gewohnheit und insbesondere an der Ärmlichkeit der Verhältnisse scheiterten alle Reformbewegungen. Die Schularbeit stand auf der Stufe der Handwerker Tätigkeit. Die Vertreter der Schule hatten keine Ahnung von einer pädagogischen Wissenschaft, von einer Kunst der Erziehung, „sie sahen ihre Aufgabe darin, die Kinder handwerksmäßig abzurichten, ihnen gewisse Fertigkeiten einzutrichtern“ (Schmid; Geschichte des Volksschulwesens).

Die Lehrer

Schon die Vorbildung der Lehrer war der Handwerksausbildung nachgemacht: Lehrling, Geselle, Schulmeister. Sie wurden Meister ohne spezielle Vorbildung. Nur weil sie lesen, schreiben, singen konnten und im Katechismus beschlagen waren, bekamen sie die Schulstelle. Oft hieß es „vom Pflug zum Schulmeister.“ In Ebingen bewarben sich 1757 um eine Stelle zwei Zeugmacher, zwei Schuster, ein Stricker, ein Schneider, ein Rotgerber, ein Metzger und ein Handelsmann. Ein 53jähriger Zeugmacher erhielt dann die Stelle. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts versuchte man, die Besetzung der Schulstellen durch Ungelernte zu hintertreiben. 1771-er ging an die Ortsbehörden in Tailfingen ein Erlaß, die Gemeinde soll bei der großen Zahl der Schulkinder auf kein anderes als ein rechtschaffenes, tüchtiges und zwar gelerntes Subjekt Bedacht nehmen. In Balingen wollte 1796 ein Schuster Provisor werden, wurde aber vom Konsistorium abgewiesen, weil er „kein gelernter Schulmeister“ sei, auch sein Exhibitorium (Akten usw.) bewiese genug, daß er nicht die nötigen Kenntnisse habe. Doch schon wieder 1799 gelang es einem Weber, freilich erst nach wiederholten Bitten und weil kein gelernter Provisor zur Verfügung stand, ein Provisorat zu erlangen.

In den Dörfern war es noch schwieriger, einen geeigneten Lehrer zu bekommen. Zudem sollte es ein einheimischer sein, wie ein Beispiel von Ostdorf beweist. 1781 war dort der Schulmeister an der „hitzen Krankheit“ gestorben. Die Gemeinde wollte als Nachfolger keinen Fremden, da „es ein Schimpf und Schande wäre, wenn nicht einer aus der Gemeinde diesem Amt gewachsen wäre“. Es meldete sich ein Schneider, der zwar in der christlichen Erkenntnis gut, aber „wunderlich im Kopf“ war. Auch der Pfarrer hatte wegen seiner pietistischen Einstellung Bedenken gegen ihn. Es fehlten ihm einige Hauptrequisita (eine gute und korrekte Handschrift, das Rechnen und in Orgelschlagen habe er nur einige „fundamenta“). Weitere Bewerber waren der bisherige „Winterprovisor“, der weder Rechnen noch Orgelschlagen konnte, und der Sohn des Vogts, von dem die Leute sagten,

er sei „ein unwissender, einfältiger Pinsel“, der nicht einmal für das Bauernhandwerk geschickt sei. Die Ostdorfer mußten dann auf Befehl des Konsistoriums eine richtige Schulmeisterwahl durchführen und einen Fremden nehmen (Schütz, Schulen und Schulmeister in Württemberg vor 100 Jahren).

Über die 1791 angeordnete Lehrlingshaltung (Lehrzeit zwei Jahre) des 1771 in Bitz geborenen Schulmeisters Johannes Schick berichtete ausführlich 1954 in den Heimatkundlichen Blättern Pfarrer Gaß, deshalb sei nur auf einiges Wesentliche hingewiesen. Schicks Lehrzeit, der Not Anfang, begann nach der kirchlichen Konfirmation (seit 1723 eingeführt) in Truchelfingen, wo er aber von seinem Lehrherrn nie eine Stunde besonderen Unterricht erhielt; vielmehr mußte er für diesen in die Schule gehen und, was an Hausgeschäften (Holzspalten, Stallfütterung, Kinderwarten usw.) vorkam, übernehmen. Dazu war die Kost schmal.

War die Lehrzeit zu Ende, so galt es eine Stelle als Provisor (Geselle) zu finden. Fand der Geselle nicht gleich eine, so ging er wie die Handwerksgehilfen auf die Wanderschaft (s. Heimatk. Blätter 1954). Seit 1730 wurde bei mehr als 100 Schülern ein Provisorat verlangt. Der Provisor wurde auch als Krankenstellvertreter eingesetzt oder wenn der Schulmeister ein größeres Nebenamt hatte. Die Entlohnung sollte 15 Gulden betragen (Schick erhielt nur 8 fl.). Ihre Lage war äußerst schlecht. Von den vielen Beispielen nur eins: In Truchelfingen trat 1779 der 15jährige Sohn des dortigen Schulmeisters als Provisor ein, natürlich ohne Lohn. Später als er sich verheiratete und allmählich sieben Kinder kamen, hatte er ganze 30 fl. Mit Sticken, Feldmessen und anderen Arbeiten mußte er sein Einkommen heben. Auch sein ältester Sohn trat als Inzipient (Lehrling) ein, so daß Großvater, Vater und Sohn an derselben Schule tätig waren. Erst als das Gemeinschaftliche Oberamt in Schulsachen Schulmeister und Provisor nach Balingen vorgeladen hatte, erhielt der Provisor nach 28jährigem Dienst von seinem Vater vier Scheffel Dinkel. Eine Wende für ihn trat erst ein, als aus dem Gesellen ein Meister wurde.

Bei der Wahl durch die Gemeinde und bei der Bestätigung durch das Konsistorium wurden oft unlautere Mittel angewandt. Für den Bewerber war es immer ein Vorzug, wenn er ledig war, damit man auf diese Weise wenigstens eine Bürgers-tochter versorgen konnte. Nach 1812 hatte die Gemeinde nicht mehr das unbedingte Wahlrecht, sondern nur noch das Recht, dem Konsistorium drei Bewerber vorzuschlagen. Der Gewählte mußte nach der Wahl vom Konsistorium konfirmiert (bestätigt) werden und wurde in Stuttgart einer Prüfung unterzogen (im 17. Jahrhundert: Schreiben, Lesen, Katechismus, Singen; im 18. Jahrhundert kamen Rechnen und Orgelspiel hinzu). Das Wort Methode spielte noch keine Rolle; es wurde nicht mehr verlangt, als was auch die Schüler zu lernen hatten.

Mit dem Schuldienst hing auf dem Lande das Mesneramt zusammen (Reinigen der Kirche, Uhr aufziehen, Glockenläuten usw.). Namentlich das Frühläuten war eine beschwerliche Aufgabe. Bis die Orgeln um 1700 aufkamen, war der Lehrer Vorsänger in der Kirche; als es Orgeln gab, hatte er den Organistendienst zu versehen. Neben der „Schule“ übte der Schulmeister bis ins 18. Jahrhundert größtenteils ein Handwerk aus. Noch 1797 ist der Lehrer in Tübingen und in Truchelfingen Bäcker, in Ebingen der Mädchenschulmeister Strumpfwirker, der Provisor der kleinen Mädchen Buchbinder, der der größeren Mädchen Zeugmacher. Seltener hatte er bei uns das Amt des Gerichts- oder Stadtschreibers (Ebin-

gen), des Heiligenpflegers oder Akzisors. In erster Linie waren die Schulmeister Bauern. Schick erzählt in seiner Lebensbeschreibung: Eine Familie zu ernähren, reichten 112 fl. nicht aus. Der Schulmeister hielt daher vier bis fünf Stück Rindvieh, die Hausfrau Schweine und Geflügel. Dadurch habe er eine nette Nebeneinnahme bekommen.

Ein Teil der Besoldung stammte aus der Mesnerei in einem Geldgehalt, dazu Zehnten, Läutlaible, Läutgarben usw. Die Einholung dieser Gaben war oft mit Unannehmlichkeiten verbunden. In Tailfingen war 1771-1835 ein Krieg wegen der Mesnerfrucht. Die Bürger wollten sie nämlich nicht mehr in der bisherigen Höhe bezahlen. Der Oberamtmann mußte den „Presser“ schicken, da die Bürger das Mittel des Schulstreiks anwandten. Noch 1811 mußte der Schulmeister in Heselwangen mit dem Sack auf dem Rücken von Haus zu Haus gehen und sich gefallen lassen, wieder leer abzugehen. In Hossingen, wo jeder Bürger einen Mesnerlaib von 4 Pfund zu geben hatte, dauerte der Streit über 100 Jahre. Dem einen Schulmeister, einem vermöglichen Bauern war dafür die Befreiung von den Zugfronen lieber, während sein Nachfolger wieder auf den Mesnerlaiben bestand, mußte sie aber auf dem Wege des Vergleichs opfern. 1798 forderte das Konsistorium wieder die Abgabe der Laibe und setzte ihre Reichung durch, obwohl der Vogt behauptet hatte, man gebe das Brot nicht, „ehe man es militärisch exequiere“. Daß teilweise schlechtes Brot geliefert wurde, klagt der Schulmeister von Onstmettingen: das meiste bestehe in Bohnen- und Erbsenmehl und sei mit „Erdhiren“ vermischt, daß es nicht nur ekelhaft, sondern öfters auch ungesund sei. „Um dem schändlichen Betrug der Leute vorzubeugen“, beantragte 1809 der Pfarrer die Umwandlung in Geld oder Frucht. Die Gemeinde weigerte sich, so daß der oberamtliche „Presser“ eingreifen mußte.

Zum Organistendienst gehörten Gebühren von Hochzeiten und „Leichen“. 1720 hatte in Tailfingen der Schulmeister „von einer Hochzeit 15 Kreuzer, von einer Leiche, es sey jung oder alt, einen Laib Brot und eine Schüssel voll mehl, von Kindstauen nichts“. Um den häufigen Klagen wegen Nichteingehen der Gebühren vorzubeugen, beschloß der Kirchenkonvent in Balingen, bei verdächtigen Leuten sei die Gebühr von 1 fl. 30 x. für eine Hochzeit den Lehrern vor dem dritten Glockenschlag einzuhändigen; in Tieringen mußte die Gebühr von 4 x. für eine Trauung oder Leiche vor Berührung der Orgel geleistet werden.

Die Geldbesoldung, die von der Heiligenvogtei gereicht wurde, war örtlich sehr verschieden; eine allgemeine Besoldung gab es nicht. Im 18. Jahrhundert sollte sie 50 fl. betragen, doch wurde dies vielerorts nicht eingehalten. 1722 war des Schulmeisters Besoldung in Tailfingen: „Habern zwei Scheffel, Dinkel drei Scheffel, Geld 5 fl. 30 Kr.“ In Balingen war der Gesamtwert der jährlichen Besoldung des Mädchenschulmeisters 148 fl. Insgesamt war die Besoldung gering, und die Schulmeister mußten bescheiden leben, vor allem wenn sie eine Familie hatten.

Ein Teil des Lehrereinkommens war lange das Schulgeld und das Schulholz. Auch das Schulgeld, das von altersher 5 Schilling im Quartal betragen sollte, war örtlich verschieden, so betrug es in Balingen 10 Kr., in Heselwangen im Winter 12 Kr., sommers 4 Kr., in Truchelfingen winters 15 Kr. und sommers 8 Kr. Klagen wegen des schlechten Eingangs sind endlos.

In früherer Zeit hatte jedes Kind im Winter täglich ein Scheit Holz zur Schule zu bringen; aber auch hier ist Lässigkeit festzustellen. In späterer Zeit wurde in vielen Orten eine fixe Holzbesoldung eingeführt. Eine weitere Einnahme war das

Martini- und Maiengeld. Ein Kuriosum kann von Balingen berichtet werden. Der Provisor hatte bis 1818 das „Glückleinsgeld“, das 17 fl. 30 Kr. betrug, bei den Bürgern selbst einzuziehen. Unter seinen Akzidenzien werden die Martinsgans, Oster-eier und Kuchengeld aufgeführt. 1776 erhielt er zur Martinsgans zwei Maß Wein, 4 Kr. und ein Stück Fleisch. Doch klagt er, „die wenigsten bringen etwas und wenn je, so bieten sie ungern den Kreuzer an“.

Eine Fürsorge für Lehrer in Krankheitsfällen gab es nicht; bei längerer Krankheit mußte er auf seine Kosten einen Provisor bestellen. Die Witwenfürsorge geschah oft in der Art, daß man, wenn irgend möglich, die Witwe an den Nachfolger zu verheiraten suchte.

Der Schulbetrieb

Hauptsächlich in der altwürttembergischen Schule war Religion und zwar nicht biblische Geschichte, sondern Memorieren das Hauptfach. Die übrigen Schulfächer waren Lesen, Schreiben, Singen, Rechnen und später Realien (s. oben). Die Vorschrift von drei Klassen stand meist auf dem Papier. Auch die verlangten Bücher, selbst die Beschaffung der Bibel mußte teilweise geboten werden. Der Unterricht war größtenteils Einzelunterricht. Mit der Zeit wurde im Winter der Unterricht vormittags von 8 bis 11 Uhr und nachmittags von 1 bis 3 Uhr abgehalten. Dies sollte für die Zeit von Martini bis Georgii gelten. Auf dem Lande richteten sich sommers die Schulstunden nach den örtlichen Verhältnissen, sofern überhaupt Unterricht stattfand.

Ein Krebschaden waren die vielen Schulversäumnisse. 15 bis 20 Versäumnisse im Monat waren keine Seltenheit. Mußte Schulgeld bezahlt werden, so war es am besten, wenn sich der Lehrer nicht über die Versäumnisse beklagte, da sonst das Geld verweigert wurde. Auf dem Lande, wo kein Schulgeld bezahlt wurde, war es auch nicht besser. Am schlechten Schulbesuch war oft die Armut schuldig; die Kinder mußten oft zum Betteln geschickt werden, mußten bei den Arbeiten auf dem Felde helfen oder durch Hüten und sonstige Arbeiten Geld verdienen. Die Eltern mußten durch den Pfarrer immer wieder ermahnt werden, ihre Kinder nicht so frühzeitig aus der Schule zu nehmen. Meist war das 10. bis 12. Lebensjahr das Entlassungsalter. 1711 wird sogar in Tailfingen erwogen, den Eltern das Schulgeld zu bezahlen, sofern sie nicht in der Lage sind dafür selbst aufzukommen, damit die Kinder nicht in Unwissenheit aufwachsen.

Für die im Sommer ausfallende Werktagsschule war in älterer Zeit die Sonntagsschule Ersatz. 1739 wurde dann die Sonntagsschule als Fortbildungsschule für konfirmierte Söhne (bis zum 18. Lebensjahr) und Töchter (nicht verheiratet bis zum 20. Lebensjahr) von 12 bis 1 Uhr angeordnet. Im Bezirk Balingen wurde allerdings 1776 nur an vier Orten sommers und winters Sonntagsschule gehalten. Gewöhnlich fand sie in der Kirche statt. Der Pfarrer von Ebingen berichtete damals: Der Schulmeister habe keine eigene Stube. Zur Heizung des Wohnzimmers sollte eine Holzentschädigung gegeben werden. Andererseits klagte aber der Schulmeister von Erzingen, er habe schon 45 Jahre Sonntagsschule gehalten und dafür keinen Stecken Holz bekommen. Man ging daher nur bei strenger Kälte in die Schule oder ließ noch lieber den Unterricht ausfallen. Von Ebingen wird 1800 über den Unterricht der Sonntagsschule berichtet: Rezitieren und Repetieren der sechs Ordnungssprüche aus dem Schatzkästlein und des Konfirmandenbüchleins, Lesen des sonntäglichen Evangeliums, Wiederholung der Morgenpredigt, Schreiben und Singen sollten vorgenommen werden.

Das Schulhaus

Am frühesten wird ein Schulhaus in Balingen (s. oben) und in Ebingen um 1550 (Württ. Regesten) erwähnt. Nach einer Zusammenstellung von 1735 gab es im Gebiet der Heiligenvogtei Balingen mit 22 Orten nur in drei Orten kein Schulhaus. Von Bitz schreibt der Diakon in Ebingen: Ist in diesem Filial (von Ebingen) der Lehrer ein Bürger, so muß er von acht zu acht Tagen abwechseln mit dem Schulhalten in der Bürger Häuser, wo Kinder sind. Erst 1800 wurde an die Kirche ein Schulzimmer angebaut. In Heselwangen hatte der Lehrer im eigenen Haus Schule zu halten. Als er 1779 krank wurde, übernahm sein verheirateter Sohn die Schule und hielt sie in seiner eigenen Wohnung, in der aber nicht mehr als 50 Kinder gesetzt werden konnten. Pfarrer Klemm konnte daher keine Schulvisitation halten, „weil der Pastor in dem kleinen Stübchen nebst Vogt, Bürgermeister und Heilgenpfleger sich nicht hätten rühren können“. Nach dem Tode des Vaters mußte nach längeren Verhandlungen die alte Schulmeisterwitwib die Schule noch in ihrem Haus dulden.

1809 berichtete der Dekan, daß in seinen 38 Gemeinden (heute teilweise im Kreis Rottweil und Horb gelegen) 12 entweder kein Schulhaus hätten oder — der häufigere Fall — im Schulhaus neben dem Wohnzimmer keine Schulstube sei. In Frommern waren 115 Schüler und mußten in der Wohnstube, wo nur 35 Schüler sitzen konnten, Schule gehalten werden. In Meßstetten waren für 127 Kinder zwei Schulstuben, aber sie waren nicht geräumig, Weib und Kinder des Schulmeisters hielten sich darin auf, aßen und schliefen darin. Der Ofen sollte beide Lokale erwärmen, stand jedoch an einem solch ungeschickten Platz, daß „der Provisor nebst seinen Schülern Wärme nur durch seine eigene und der Kinder Ausdünstung erhält“. In Zillhausen war ein Verschlag zwischen Schul- und Wohnstube. In Täbingen hielten sich während des Unterrichts die Familie in einem an die Wohn- und Schulstube anstoßenden Stübchen auf. In Ostdorf machten des Schulmeisters vier kleine Kinder immer einen großen Lärm in der Schule; die alte und die junge Schulmeisterin hiel-

ten sich ebenfalls in der Schulstube auf, und da gab es manche Gelegenheit zur Zerstreuung und Unaufmerksamkeit der Schüler. Die Stube sei schlecht; bei schlechtem Wetter war es für die Kinder an den zwei Tafeln (Tischen) bei der Türe viel zu dunkel. Selbst, wo eine Schulstube war, war nicht alles in Ordnung. Der Pfarrer von Truchtelfingen mußte den Religionsunterricht im eigenen Haus geben, weil die Schulstube „ein wahrer Schweinestall sei“.

Wo kein Schulhaus vorhanden war, wurde die Eignung des Schulmeisters vielfach vom Besitz einer ausreichenden Schulstube abhängig gemacht. Für die eigene Wohnung als Schulstube wurden in Heselwangen und Truchtelfingen 10 fl., in Bickelsberg und Brittheim 3 fl., in Laufen 8 fl. und in Hossingen 45 Kr. Mietzins bezahlt. Der Schulmeister von Hossingen klagte aber, daß er damit nicht reparieren könne, was ihm die Kinder an der Stiege verderben.

Grundlegende Änderungen brachten erst das 19. und 20. Jahrhundert. Im 19. Jahrhundert wurde die Lehrstellenbesetzung durch Gesetze einheitlich geregelt. 1836 wurde das erste staatliche Volksschulgesetz erlassen, zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Lehrerbildung neu geregelt (Lehrerseminare in Esslingen und Schwäbisch Gmünd). Der Streit, ob die Schule dem Staat oder der Kirche gehöre, dauerte noch Jahrzehnte. Die Ortsschulaufsicht des Pfarrers wurde erst 1909 beseitigt. Der Weg, den die Volksschulen in unserer Heimat in den drei Jahrhunderten genommen haben, ist weit von den engen, dunklen Schulstuben bis zu den geräumigen Schulhäusern, von der engbegrenzten Ausbildung des Mittelalters bis zu den modernen Lehrplänen. Was aber durch all die Jahrhunderte gleich geblieben ist, ist das Bemühen der Lehrer, die Schüler in der Ehrfurcht vor Gott, im Geiste christlicher Nächstenliebe, zu sittlicher Verantwortlichkeit und beruflicher Bewährung zu erziehen.

Quellen und Literatur (außer den bereits genannten) u. a.: Competenzbücher von 1559, 1580, 1680, und 1722, Kirchenkonventsprotokolle und -visitationsakten, Sammlung von württ. Gesetzen, Reyscher Geschichte des Humanistischen Schulwesens.

Johann Nepomuk Mercy aus Überlingen

Ein Freund Wessenbergs in Hohenzollern / Von Walter Frick

Während wir jetzt erleben, daß manche Ansicht Wessenbergs heute eher wohlwollend betrachtet wird, was auf dem gegenwärtigen Konzil zum Ausdruck kommt (zum Beispiel der Gebrauch von Landessprachen in der Messe anstatt des Latein und die Erwägung, zwar nicht die Ehelosigkeit der Priester aufzuheben, aber doch, verheiratete Männer als Diakone in den Dienst der Kirche zu stellen), sei hiermit der Blick auf einen Mitstreiter des Konstanzer Bistumverwesers gerichtet, der lange Jahre in Hohenzollern lebte und dort auch starb. Es ist Johann Nepomuk Mercy aus Überlingen, dort geboren 9. Februar 1753; bekannt ist er aber als Wilhelm Mercy nach seinem Klosternamen: Mercy trat 1770 in Rot (heute Kreis Biberach) in den Prämonstratenser-Orden ein. 1777 empfing er in Konstanz die Priesterweihe.

Der junge Mönch zeigte sich bald von einer solchen Beredtsamkeit, daß der katholische Herzog Karl von Württemberg ihn zehn Jahre später als Hofprediger erbat. Mercy folgte dem Ruf, nicht freiwillig, sondern auf Anraten seines Abtes, und hatte in der Folgezeit nicht nur zu predigen — wobei er Hörer beider Konfessionen in Fülle hatte —, sondern mußte dem Herzog auch seine Reden konzipieren. — 1793 starb

der Herzog kinderlos, ihm folgte sein Bruder Eugen im Regiment, mit dem Mercy sich offenbar nicht so gut verstand. Er regierte aber nur zwei Jahre, sein Nachfolger Friedrich Eugen stellte ihn wieder ein, aber auch dieser Herrscher starb schon 1797, worauf Mercy Stuttgart verließ. Fürst Anton Aloys von Hohenzollern-Sigmaringen hatte ihn kennengelernt und gab ihm die Pfarrei Gruol (heute Kreis Hechingen). Diesen noch heute kleinen Ort bei Haigerloch hat er nie wieder verlassen, er verbrachte dort auch seinen Ruhestand und starb im Jahre 1825 am 1. Juli im Alter von 72 Jahren.

Mercy hat in seinen Gruoler Jahren eine enge Freundschaft mit Wessenberg geschlossen, der ihn oft besuchte und ihm seine Hirtenbriefe zur Korrektur vorlegte, ja er verfaßte sogar einen Teil der wichtigsten Schreiben des Oberhirten. Aber der einstige Mönch aus Überlingen war auch selber schriftstellerisch tätig und beschäftigte sich mit den neuen Voraussetzungen der Kirche, wie Wessenberg und er selber sie verstanden. 1808 erschien zum Beispiel eine Schrift von ihm mit dem Titel „Über die aufgehobenen Klöster“, in der er den Zölibat stark angriff. Er vertrat aber darin zugleich die Ansicht, daß man die Ehelosig-

keit der Priester nicht von heute auf morgen beschließen und vor allem ältere und reife Männer etwa dazu zwingen könnte, den Zölibat zu verlassen. Überhaupt mußten auch die Gegner Mercys wie Wessenbergs immer anerkennen, daß beide selber von tadellosem Lebenswandel waren, und von großer Hilfsbereitschaft.

Auch andere gehörten zu dem lockeren Kreis von Gleichgesinnten um Wessenberg, aber Wessenberg selber und Mercy dürften die beiden gewesen sein, die in Wort und Tat sich wirklich auf Wesentliches in Glaube und Liturgie beschränkten und die Gebote Christi wörtlich nahmen. Übrigens muß Mercy auch schon deshalb ein bedeutender Mann gewesen sein, weil Fürst Anton Aloys von Sigmaringen, den niemand einen lauen Katholiken nennen kann, ihm immer sein Wohlwollen bewahrte und ihm bis an sein Ende gewogen war. — Die Einwohner von Gruol freilich waren mit Mercy als Pfarrer nicht immer einverstanden und meinten zu Anfang, wenn er so weitermache mit den Reformen, werde am Ende noch der Mesner die Messe lesen, nicht der Pfarrer!

Mercys Grab in der Kirche von Gruol schmückte nach seinem Wunsch ein einfaches Holzkreuz. Beides, Grab und Kreuz, sind verschwunden als in den 1840er Jahren die Kirche von Gruol umgebaut wurde.

**Anna Ladurner
Andreas Hofers Weib
Aus „Tiroler Bote“ 1836**

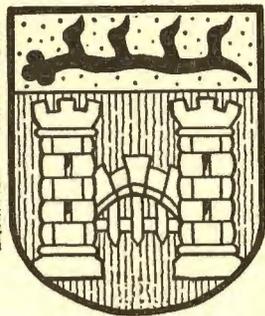
Anna Ladurner starb am 6. Dezember 1836 im Alter von 72 Jahren und liegt auf dem Friedhof von St. Leonhard begraben. Der ihr im „Tiroler Boten“ gewidmete Nachruf erzählt von ihr, daß sie seit der Zeit der verhängnisvollen Katastrophe des Jahres 1809 unbekümmert um die Außenwelt in stiller Zurückgezogenheit auf ihrem Landgute lebte und in der Liebe ihrer Kinder Linderung ihrer tiefgefühlten Leiden und Erlebnisse fand. Doch selbst der Genuß der Familienfreuden war ihr am Lebensabend nicht mehr vergönnt. Drei ihrer verheirateten Töchter starben innerhalb drei Jahren. Der Verlust ihrer Kinder brach der tiefbedrängten, verlassenem Mutter, die alle Schicksalsschläge so heldenmütig ertrug, das Herz. So abgehärtet in der Schule des Unglücks ward ihr eine Charakterfestigkeit eines gereiften Mannes, ihr Gemüt wurde verschlossen, sie wurde verkannt und mißachtet, wenige nur schauten ihre edelste Gesinnung.

Als Andreas Hofer jubelumrauscht in Innsbruck einzog und dort in der Hofburg residierte, trug daheim Anna Ladurner den Rückkorb und suchte in Ermangelung der Männer die Ernte einzubringen und das tägliche Brot sicherzustellen; aber als Hofer im tiefsten Unglück von allen verlassen und todumlauert auf der Almhütte im tiefsten Winter im Versteck weilte, war das treue Eweib bei ihm und machte mit ihm die Gefangennahme und den Weg nach Meran: der Mann, geschlagen und mißhandelt dem sicheren Tod entgegen, der Sohn barfuß den ganzen Weg mit Blutspuren zeichnend: wahrhaftig ein Kreuzweg für die Mutter, alle aneinander gefesselt, alle im unvorstellbaren Leid.

In diesen Stunden wich sie keinen Schritt von ihrer leidgeprüften Familie; das war Anna Ladurner aus Algund, Andreas Hofers Weib.

In allen ähnlichen Fällen kann der Mann nur abwesend sein, wenn er Haus und Familie geborgen weiß in den Händen eines tüchtigen und treuen Weibes. Ob nun die Männer oder die Frauen die wahren Helden des Ruhmjahres 1809 waren?

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Pfarrkirche und mittelalterliche Stadt

von Dr. Walter Stettner

Manchem, der aufmerksam durch unsere Städte geht, ist es schon aufgefallen, daß die Pfarrkirchen selten in deren Zentrum, da und dort sogar außerhalb der Altstadt stehen. Die alten Ebinger beispielsweise mußten, um zu ihrer Martinskirche zu gelangen, den Stadtbering durch das Obere Tor verlassen. Die Balingen wissen noch, daß ihre Vorfahren einst in die heutige Friedhofkirche eingepfarrt waren. In Nusplingen erhebt sich die ehrwürdige Peterskirche, Pfarrkirche des Ortes bis ins 18. Jahrhundert, auf der linken Seite der Bära, während sich das Städtchen auf der rechten Seite breitete. In unseren Dörfern hingegen finden wir die Pfarrkirche in der Regel mitten im alten Ort, ob es sich nun um die Galluskirche in Truchelfingen, St. Lambert (auch Lambrecht) in Meßstetten oder St. Johannes in Oberdisgisheim handelt oder im unteren Bezirk um die Blasiuskirche in Endingen, die Johanneskirche in Roßwangen oder die Peterskirche in Leidringen. Man soll ja, wie das Sprichwort sagt, die Kirche im Dorf lassen.

Sucht man nach einer Erklärung für das andersartige Bild in den städtischen Gemeinden, so muß man daran denken, daß auch unsere Städte zumeist einmal Dörfer waren, so Balingen und Ebingen, Hechingen und Sigmaringen, Nusplingen und Fridingen, Gammertingen und Veringen (zwei Städte unseres Kreises, Rosenfeld und Schömberg, bilden die Ausnahmen von der Regel: sie hatten keine dörflichen Vorgänger gleichen Namens, sind also gewissermaßen aus wilder Wurzel erwachsen in fremde Markungen hineingesetzt worden). Der Stadtbezirk aber deckte sich gewöhnlich nicht mit dem der gleichnamigen Dörfer; wo diese gesucht werden müssen, können wir am sichersten am Standort der alten Pfarrkirchen ablesen.

Anfangs Wehrstädte

Im 13. Jahrhundert gründeten die größten Herren unseres Landes in ihren Territorien zahlreiche Städte, anfangs als Wehrstädte, in denen die Bevölkerung Schutz fand, wie etwa Sigmaringen, Haigerloch und Horb, in geringerem Maße Hechingen, Rosenfeld und Schömberg, bald auch Verkehrsstädte, die keine so ausgeprägte Schutzlage aufwiesen, aber an wichtigen Wegen lagen und damit günstigere Voraussetzungen für Handel und Verkehr boten. Zu diesen wären Balingen und Ebingen, Nusplingen und Mengen zu rechnen. Die neuen Städte waren in einigen Fällen einfache Erweiterungen eines Dorfes, so in Tübingen und wohl auch in Truchelfingen; weit überwiegend aber sind es Neuanlagen in geringerer oder größerer Entfernung vom Dorf: Die Stadt Ebingen wurde dicht neben das Dorf gebaut, ähnlich muß es in Fridingen und wohl auch in Tuttlingen gewesen sein. Lag ein Dorf an einem Fluß, so wählte man für die Stadt häufig einen Platz auf der anderen Seite, z. B. in Gammertingen, Mühlheim, Nusplingen, Balingen und Oberndorf. Die Bauern zogen dann

in der Regel in die Stadt; in unseren Klein- und Zwergstädtchen spielte ja die Landwirtschaft neben dem Gewerbe und dem Handel noch lange, vereinzelt bis heute eine wichtige Rolle. Das Dorf wurde allmählich aufgesogen wie in Ebingen und Balingen; vereinzelt blieb es erhalten, besonders wenn die Stadt ziemlich weit weg gelegt wurde: in Gammertingen lagen Dorf und Stadt stets einander gegenüber; von Veringendorf nach Veringenstadt sind es 2,5, von Sigmaringendorf nach Sigmaringen gar vier Kilometer.

Befugnisse der Pfarrer

Planung und Bau dieser städtischen Siedlungen erfolgte im 13. Jahrhundert, um die Zeit, da das staufische Kaiserhaus unterging. Nun bestand aber damals schon lange eine feste Gliederung des Landes in Pfarreien. Der Pfarrer (und nur er, nicht der Inhaber einer Kaplaneipfründe) war befugt, zu taufen, Ehen zu schließen, zu beerdigen, ihm stand die Seelsorge zu usw. Diese Rechte übte er im ganzen Sprengel seiner Pfarrei aus; jeder, der hereinzog, war seiner Amtsgewalt unterworfen. Für die verschiedenen Obliegenheiten standen ihm und seiner Pfarrkirche gewisse Einkünfte zu. Als nun in rascher Folge Städte gegründet wurden, änderte sich an der Pfarrorganisation nichts: die Dorfpfarrer und die Dorfkirchen blieben auch für die städtischen Gebilde, die in ihrem Bereich entstanden, zuständig, in manchen Orten sind sie es bis zum heutigen Tag, so in Gammertingen und Ebingen. Die Ebinger Martinskirche ist viel älter als die Stadt, sie stand seit der Christianisierung an ihrem jetzigen Platz, um den das einstige Dorf Ebingen zu suchen ist; als die Stadt Ebingen neben das Dorf gesetzt wurde, ist sie Pfarrkirche auch für die Stadt geworden und bis heute geblieben. Bei der geringen Entfernung vom Oberen Tor machte das kaum einmal Ungelegenheiten. Ebenso behielt die Dorfkirche in Balingen (die heutige Friedhofkirche), in Nusplingen (Peterskirche), in Mühlheim (Galluskirche), in Hechingen (Luzenkirche) und an vielen anderen Orten bis über das Mittelalter hinaus die Pfarreirechte auch für die Stadt. Nicht wenige städtische Siedlungen waren sogar von einem Dorf anderen Namens kirchlich abhängig. So gehörte Rosenfeld in die Pfarrei Isingen, die Kirche des längst verschwundenen Altheim war Mutterkirche für Schömberg, die Bürger von Sigmaringen unterstanden dem Pfarrer von Laiz, die von Rottenburg dem von Sülchen, die Sulzer wurden vom Pfarrer des fünf Kilometer entfernten Bergfelden betreut, die Horber von dem von Ihlingen, und in Haigerloch war man gar geteilt: die Stadt links der Eyach gehörte in die Pfarrei Weildorf, die rechts des Flusses nach Trillfingen.

Städtische Kapellen

Die Unterstellung unter eine auswärtige Pfarrei war zum mindesten unbequem,

manchmal wurde sie vielleicht sogar von den Stadtbewohnern als ehrenrührig empfunden. Sie hatten den Wunsch, wenigstens einem Teil ihrer kirchlichen Obliegenheiten innerhalb der Stadtmauern nachkommen zu können. Daher begannen sie manchenorts schon sehr bald nach der Anlage der Stadt, Kapellen (d. h. kirchenrechtlich gesehen Gotteshäuser beliebiger Größe, aber ohne Pfarreirechte) und auch die erforderlichen Einkünfte für den Unterhalt eines Kaplans zu stiften; dieser erhielt gewöhnlich das Recht, in der städtischen Kapelle wenigstens an Werktagen die Messe zu lesen. Bei deren Stiftung wurde aber darauf Bedacht genommen, daß Rechte und Einkünfte des Pfarrers nicht geschmälert wurden. Frühe Beispiele für solche städtischen Kapellen sind die im Jahr 1247 während einer Belagerung begonnene Reutlinger Marienkirche, die bis ins 16. Jahrhundert nur Kapelle war, wogegen der Pfarrsitz mit St. Peter in den Weiden (in der Gegend des heutigen Bahnhofs, 1539 abgerissen) verbunden war, und die Rottweiler Hl.-Kreuz-Kirche, die noch in romanischer Zeit begonnen wurde; Pfarrkirche für Rottweiler aber war mindestens noch im 14. Jahrhundert St. Pelagius in der Altstadt. In Oberndorf wird die Michaelskapelle seit 1272 genannt; den Mühlheimern stifteten Gräfin Agnes von Zollern und ihr Sohn Friedrich von Schalksburg im Jahr 1313 eine Kapelle; die Rottenburger Marktkirche, Vorgängerin des heutigen Doms, begegnet in Urkunden seit 1318, gehört aber nach dem Baubefund ins ausgehende 13. Jahrhundert; in Rosenfeld bestand sicher 1319, wahrscheinlich schon 1255 eine Kapelle; die Balingen (Nikolaus-)Kapelle wird seit 1342 erwähnt, die Ebinger Kapelle zum Hl. Grab, bald Frauenkapelle genannt, ist 1382 gestiftet worden.

An der Stadtmauer

Die städtischen Kapellen standen selten im Zentrum unserer Landstädte. Diese waren ja anfangs, um sie besser verteidigen zu können, so bescheiden geplant, daß man mit dem Platz äußerst sparsam umgehen mußte und nicht gleich Raum für eine Kirche aussparte. In den kleineren Städten dachte man wohl auch in den ersten Jahrzehnten noch nicht an kirchliche Verselbständigung. Da und dort lehnte sich die Kapelle, die in der Regel später zur Pfarrkirche wurde, an eine Burg an, war anfangs Burgkapelle, wie etwa in Scheer, Sigmaringen, Rosenfeld und Haigerloch. Viele Kapellen mußten mit irgend einem noch freien (oder auch durch einen Brand frei gewordenen) Winkel vorlieb nehmen. Das gilt etwa für die Michaelskapelle in Gammertingen oder die Nusplinger Katharinenkirche. Auch die Ebinger Frauenkapelle stand bescheiden an der Stadtmauer zwischen anderen Häusern; sie ist freilich (ebenso wie die Michaelskapelle in Gammertingen) nie Stadtkirche geworden.

Nicht viel Prunk

Der Aufstieg der städtischen Kapellen wurde lange vor der rechtlichen Fixierung in der äußeren Gestaltung sichtbar. Die

Dorfkirchen hatten meist bescheidene Ausmaße und wiesen nicht viel Prunk auf (von den Wandmalereien, die in den letzten Jahren so zahlreich in alten Dorfkirchen zutage kamen, sei jetzt abgesehen). Die städtischen Kapellen, die von der Bürgerschaft gebaut wurden, hatten größere Dimensionen, sie sollten schon durch ihre Größe und durch die prächtigere Ausstattung den Rang der Stadt demonstrieren. Dafür sei noch einmal an die Frauenkirche in Reutlingen und an Hl. Kreuz in Rottweil erinnert; beide waren dabei im 14. Jahrhundert, die Frauenkirche auch noch im 15., nach strengem Kirchenrecht Kapellen. Ein anderes sinnfälliges Beispiel ist die Balingener Stadtkirche, die noch um 1500 Filiale der Friedhofkirche war. Zur Ausstattung der städtischen Kapellen gehörte u. a. die Stiftung weiterer Pfründenaltäre. Die Rottenburger Marktkapelle (Vorgängerin des heutigen, 1424 begonnenen Domes) besaß schon 1338 deren fünf; noch größer war ihre Zahl in der Rottweiler Hl.-Kreuz-Kirche; in der Kapelle in Rosenfeld, der späteren Stadtkirche, standen schon im 14. Jahrhundert drei.

Rechte einer Pfarrei

Je weiter die dörfliche Pfarrkirche von der Stadt entfernt war, desto stärker drängten die Bürger aus Gründen der Sicherheit aber auch der Bequemlichkeit und der Reputation darauf, ihren schönen und weiträumigen Kapellen mit den zahlreichen Altären die Rechte einer Pfarrei zuzuerkennen. In vielen städtischen Kapellen durfte man im 15. Jahrhundert auch sonntags Messe hören und die Sakramente empfangen; die Reutlinger Marienkirche besaß das Taufrecht; die Sulzer Kirche hatte auch einen Glockenturm und Glocken. Von den Rechten der Pfarrkirche hielt sich am zähesten beim dörflichen Gotteshaus das der Beerdigung: den Kirchhof beließ man nicht ungeru außerhalb der Stadtmauern. Nicht wenige einstige Pfarrkirchen wurden daher schließlich zu reinen

Friedhofskirchen, wofür wir in Balingen, Nusplingen, Mühlheim und Sülchen bei Rottenburg gute Beispiele haben; die Sigmaringer fanden bis 1744 ihre letzte Ruhestätte bei der Laizer Kirche. Die städtischen Kapellen aber, die schon fast alle Rechte von Pfarrkirchen besaßen, überdies geräumiger und mit reicherer Ausstattung versehen waren als die Dorfkirchen, wurden zunächst im Sprachgebrauch der Bürger, seit dem 15. Jahrhundert vielfach auch im amtlichen der Kanzlei des Bischofs von Konstanz als Pfarrkirchen bezeichnet. Dagegen gibt es im Raum zwischen oberem Neckar und oberer Donau unter etwa 25 Städten keine einzige, deren Stadtkapelle durch eine bischöfliche Urkunde vor dem Jahr 1500 förmlich zur Pfarrkirche erhoben worden wäre.

Die Amtsbezeichnung

Die Pfarrer machten, soviel wir sehen, keine Einwände gegen den Ausbau dieser städtischen Kapellen; im Gegenteil, sie lebten lieber in der Stadt, wo man nicht bloß größere Sicherheit hatte, sondern auch allerlei Annehmlichkeiten. Man pflegte wohl lieber Umgang mit der städtischen Oberschicht als mit den Bauern. Viele Geistliche, zu deren Sprengel eine Stadt gehörte, nahmen früher oder später dort auch Wohnung und verwendeten eine Amtsbezeichnung nach dem neuen Wohnsitz, z. B. Pfarrer von Rosenfeld statt Pfarrer von Isingen. Der Pfarrsprengel änderte sich damit nicht, aber hatten die Dorfpfarrer ursprünglich die Bürger der Stadt mit versehen, so betreuten sie nunmehr von der Stadt aus die Bauern auf dem Dorfe mit. Diese werden über die Veränderung nicht glücklich gewesen sein, und es war wohl ihre Redensart, die allmählich zum Sprichwort wurde, freilich mit heute veränderten Sinn, man solle die Kirche im Dorf lassen.

Anm.: Wer Genaueres oder Belege sucht, sei auf die Zeitschrift für Württ. Landesgeschichte 1966 S. 131 ff. verwiesen.

der von Heiligen. Eine Glocke mit der Jahreszahl 1459 trägt in Minuskeln (Kleinbuchstaben) die Namen der vier Evangelisten.

Nachdem wir das baugeschichtliche Kleinod kurz betrachtet haben, wie es sich bis 1500 zeigt, wollen wir uns der Pfarrei bis zu dieser Zeit zuwenden.

Am 25. Januar 1255 wird die Kirche urkundlich erstmals erwähnt, als Graf Friedrich von Zollern die vakante Kirche, deren Patronats-(Besetzungs-)recht ihm zustand, seinem Freund Konrad von Tierberg verlieh, wobei er versprach, mit dem Grafen Heinrich von Fürstenberg keinen Vertrag zu schließen, der Konrad im Besitz der Kirche schaden könne (WUB. 5, 91). Die Grafen von Fürstenberg, die von den Grafen von Urach abstammen, hatten vermutlich noch von früher her Ansprüche an die Balingener Kirche, die auf die Grafen von Urach zurückgehen können, denn schon um 1134 schenkte die Gemahlin Friedrichs von Zollern, Udilhild, Schwester des Grafen Egeno III. von Urach, Güter in unserer Gegend (Stetten, Engstlatt, Hardt, Streichen, Thanheim) dem Kloster Zwiefalten.

1275 war Heinrichs Bruder Gottfried, Herr zu Zindelstein (im Bregtal), Rektor der Balingener Kirche. Gottfried war bereits 1258 in den geistlichen Stand getreten, und von 1270—1279 erscheint er als Domherr von Konstanz. Mit seiner Konstanzer Pfründe vereinigte er eine Menge Pfarreien. So war er 1275 Pfarrer von Villingen, Niedereschach, Oberschwenningen, Löffingen, Hondingen, Balingen und Leidringen. Den Gottesdienst konnte er in den einzelnen Kirchen nicht versehen. In Balingen versah für ihn ein Vikar den Gottesdienst. Das Patronatsrecht verblieb aber zollerisch, wie aus einer Urkunde von 1352 eindeutig hervorgeht, die Friedrich den alten Ritter, Graf von Zollern, Herr zu Schalksburg, als Kastvogt der Balingener Kirche nennt. 1403 ging das Patronatsrecht mit dem Verkauf der Schalksburg herrschaft an Württemberg über, in dessen Hand es immer verblieb.

„Unserer Lieben Frau“

Die Pfarrkirche vor dem Unteren Tor war „Unserer Lieben Frau“, Maria, Mutter des Herrn, geweiht, wie 1310 bezeugt ist. Sie gehörte während des ganzen Mittelalters zum Bistum Konstanz, das im 12. Jahrhundert in Archidiaconate und Dekanate eingeteilt wurde. Balingen zählte zum Archidiaconat „Ante nemus“ (vor dem Wald), das später auch „Silvae nigrae“ (Schwarzwald) genannt wurde, und in diesem wieder zum Dekanat Empfingen-Haigerloch. Mitunter hatte der Dekan auch seinen Sitz in Balingen, wie z. B. der um 1400 amtierende Magister Werner Gnaister.

Die Balingener Pfarrpfründe hatte nach dem Liber decimationis von 1275 (ein Steuerbuch des Konstanzer Bistums, nach dem jeder Inhaber einer kirchlichen Pfründe sechs Jahre lang den zehnten Teil seines geistlichen Einkommens zur Bestreitung der Kosten eines Kreuzzuges beizusteuern hatte) ein Einkommen von 40 lb. (Pfund), 1463 ein solches von 100 lb. hlr. (Pfund Heller, 1 Pfund = 20 Schilling zu je 12 Pfennigen). Ausgestattet war sie von einem von allen Zehnten befreiten Widumgut von etwa 57 Jauchert Acker und 66 Mannsmahd Wiesen (1 Jauchert und 1 Mannsmahd ungefähr je 1½ Morgen). Die Annaten oder primi fructus, d. h. diejenigen Abgaben, die ein Pfarrer beim Eintritt in eine kirchliche Pfründe an den Diözesanbischof zu entrichten hatte und durchschnittlich den halben Betrag der Jahreseinkünfte einer Pfarrei ausmachten, betrugen um 1420 für Balingen 30 Gulden.

Eine Filialkapelle

Auch nach der Stadtgründung wurde die Pfarrkirche, mehrere hundert Meter außer-

Balingens Pfarrkirche vor der Reformation

Von Fritz Scheerer

Die Friedhofkirche war die Pfarrkirche des alten Dorfes Balingen, das bei ihr lag, und fast 300 Jahre der 1255 durch Friedrich den Erlauchten von Zollern gegründeten, auf dem andern Ufer der Eyach gelegenen Stadt zwischen Eyach und Steinach. Die Kirche stand schon damals inmitten des Friedhofs, der seither ununterbrochen in Benützung blieb. Ihr massiger, schwerer Turm, der auf ein Alter von rund 1000 Jahren zurückblicken kann, gehört zu den ältesten kirchlichen Baudenkmälern unseres Landes. Wir dürfen sogar annehmen, daß nach der Christianisierung hier eine hölzerne Kapelle erstellt wurde; denn die nach 700 christlichen Bewohner des Dorfes Balingen bzw. der einzelnen Weiler bei Balingen sollten nicht mehr in den Reihengräbern ihrer Vorfahren an der Hirschbergstraße oder am Bebbelt bestattet werden, sondern auf dem Friedhof, der sich um die Kirche legte.

Um die Jahrtausendwende genügte die kleine Kapelle nicht mehr den kirchlichen Bedürfnissen, und an ihrer Statt wurde eine schöne, aber immer noch verhältnismäßig kleine Kirche aus den Stubensandsteinen der Gegend in romanischem Stil erbaut. Wie sie aussah, wissen wir nicht, da außer dem Turm nur noch ein vermauertes Rundbogenfenster an der nordöstlichen Stirnseite und einzelne von dem alten Bau übernommene Mauerreste an der Nordwand vorhanden sind. Fest steht nur, daß die alte Kirche eine flache, bemalte Holzdecke hatte.

Bei dem späteren Umbau wurden einzelne Teile dieser Holzdecke in dem oberen Stockwerk des Turmes eingebaut und ruhten hier über ein halbes Jahrtausend, bis sie dann bei der Restaurierung 1912 gefunden wurden. Zwei der tannenen bemalten Dielenbretter konnten gerettet werden. Das eine zeigt Fragmente einer Weltgerichtsdarstellung mit Christus in einer Mandorla und die obere Hälfte eines auf gekrümmtem Horn blasenden Engels; auf dem andern sind noch Reste der Fußwaschung, Judä Verrat und der Heilung des Malchus erhalten. Beide Bruchstücke, die sich heute im Altertumsmuseum in Stuttgart befinden, sind in der farblichen Haltung und Behandlung der Konturen sehr eng mit den Malereien von Burgfelden und von Niederzell auf der Reichenau verwandt. Sie dürften daher aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts stammen.

Romanisches Langhaus

Nach 1300 wurde das romanische Langhaus durch den heutigen Bau ersetzt. Ob der alte Bau wegen Baufälligkeit oder wegen Engräumigkeit abgebrochen wurde, ist nicht bekannt. Etwas später als das Langhaus wurde auch der Chor neu gebaut, dessen Nordwand als Wandgemälde ein überlebensgroßer Christophorus aus der Zeit um 1350 schmückt. Am Eingang des Chores steht ein spätgotischer, massiger, achteckiger, ausgehöhlter Taufstein mit Spuren von Bemalung. Zu erkennen sind noch eine Madonna mit Kind und Brustbil-

halb des Mauerrings, von den Bürgern weiterbenutzt. Sie hörten dort die Gottesdienste und empfingen dort die Sakramente. Da dies aber besonders nachts beschwerlich und gefährlich war, erwachte bald der begreifliche Wunsch, innerhalb der Stadt einen gottesdienstlichen Raum zu haben. Es wurde daher eine Fialkapelle errichtet, über deren genaue Lage wir aber keinen Bescheid wissen (s. unten). Diese Kapelle, die dem heiligen Nikolaus, geweiht war, wie Urkunden von 1343 und 1345 beweisen, wird erstmals 1342 genannt (WR. 6, 6729). Sie hatte aber noch keine Pfarrechte, d. h. zu den Hauptgottesdiensten mußten die Balingen nach wie vor zur Marienkirche auf dem Friedhof. Es vergingen weit über 200 Jahre, bis eine Kirche, die die vollständigen Rechte einer Pfarrkirche hatte, erbaut war. 1437 wurde die Kapelle mit einer Frühmesse ausgestattet (Investiturprotokolle der Diözese Konstanz). Die Pfarrer haben aber wahrscheinlich schon früh — sei es aus Sicherheit oder aus Bequemlichkeit — in der Stadt Wohnung genommen.

Angesichts der damaligen Parochialorganisation kann nicht angenommen werden, daß man schon bei der Planung der Stadt gleich einen Platz für eine Kirche oder Kapelle vorgesehen hat. Unsere heutige Stadtkirche hat zwar in Südnordrichtung der Altstadt eine zentrale Lage, war aber fast an die Stadtmauer gerückt. Vermutlich ist an ihrer Stelle die Nikolauskapelle gestanden. Als nämlich im Jahr 1443 der Konstanzer Generalvikar die Erlaubnis gab, die baufällige Kapelle abzubauen und neu aufzubauen, hat er hinzugefügt, dies dürfte auch an einem günstigeren Platz geschehen. Ein besserer Platz wird aber nicht vorhanden gewesen sein und hätte auch von den Bürgern durch den Abbruch von Häusern bestimmt zu große Opfer gekostet. So darf durch die Lage angenommen werden, daß die Nikolauskapelle schon vor 1342 an dieser Stelle vorhanden war. Zudem deutet der heutige Westgiebel des Langhauses der Stadtkirche mit seiner größeren Mauerstärke darauf hin, wie Hans Koepf vermutete, daß ältere Bestandteile (einer romanischen Basilika) übernommen wurden. „So könnte man auch die für die Erbauungszeit ganz ungewöhnlich große Länge der Anlage und die geringe relative Breite (der Stadtkirche) erklären“ (Koepf).

Bürger stifteten Altäre

In die alte Pfarrkirche zu „Unserer Lieben Frau“ stifteten Bürger im 14. Jahrhundert Altäre. 1329 wird ein St.-Afra- und St.-Peter-Altar und 1378 ein St.-Katharina-Altar erwähnt. Im Nordostwinkel zwischen Chor und Langhaus sind noch heute Spuren des beseitigten überwölbten Beinhauses, in das Pfaff Heinrich der Gneppher von Rottweil einen Michaels-Altar stiftete (Balingen Vertragsbuch fol. 116). Später kamen naturgemäß die Stiftungen vornehmlich dem Gotteshaus innerhalb des Mauerrings zugute, so daß sie die Mutterkirche in Schatten stellten. So stiftete in der Nikolauskapelle 1412 Graf Eberhard III. von Württemberg einen Altar zu Ehren der Heiligen Sebastian, Barbara und Brigitta. 1440 und 1453 wird dieser Altar als Sebastians- und Fabian-Altar bezeichnet und heißt später nur noch Sebastiansaltar. In der gleichen Kapelle befanden sich ein St.-Margarethen- (1424) und ein St.-Gallus-Altar (1437). 1468 taucht noch ein St.-Agathen-Altar auf. Einer von den drei letztgenannten Altären muß aber älter sein, weil bereits 1342 ein Pfründer des „neuen Altars“ in der Kapelle zu Balingen genannt wird und weil 1345 der Reutlinger Bürger Heinz der Biter (Beuter) eine Jahrzeit auf den von ihm gestifteten Altar in der Nikolauskapelle begabte.

Mit dem Bau der Stadtkirche müssen einzelne Altäre von der Nikolauskapelle über-

nommen worden sein, denn in den Kapellen der Seitenschiffe standen in vorreformatorischer Zeit Altäre, die den Heiligen geweiht waren. Die östliche Kapelle des südlichen Seitenschiffes hat als Schlußstein den Bär des St. Gallus. Die nächste zeigt den jugendlichen St. Sebastian, auf den aus den Ecken des Gewölbes vier Armbrustschützen ihre Pfeile abschießen. Der Altar von St. Katharina muß jedoch von der alten Pfarrkirche übertragen worden sein, denn deren Altar befand sich dort. 1501 dotierte Balthasar Rüber mit Genehmigung des Pfarrers eine Prädikatur (Predigerpfründe) mit 60 Gulden jährlichen Gehalts. Bei dieser Stiftung wurde bestimmt, daß der Prediger a. a. auch in der Nikolaus- und Liebfrauenkapelle predigen soll, womit der Chor in der Stadtkirche gemeint sein dürfte, weil damals das Langhaus mit den Seitenkapellen noch nicht gebaut war (Staatsarchiv A 316 Nr. 8).

Daß im 15. Jahrhundert das religiöse Leben in Balingen sehr rege war, äußert sich namentlich in der Stiftung von Seelenmessen und Virgilen. Die jährlich am Mittwoch vor Katharinentag abgehaltene Arnoldsche Seelenmesse (Gedächtnisgottesdienst für die Verstorbenen), die 1441 gestiftet wurde, und bei der insgesamt 30 Priester der Umgebung mitwirkten, wurde 1502 neu gestiftet und mit 50 Gulden neu dotiert, wobei der Ablauf des Gottesdienstes bis ins einzelne geregelt wurde (s. Foth: Heimatkundliche Blätter, Januar 1955.) Neben dem Pfarrer wirkten in Balingen um diese Zeit 10 verpfändete Priester.

Pfarrer kamen aus dem Adel

Bis um 1500 sind von der alten Pfarrkirche die Namen von 15 Pfarrern bekannt. Während sie noch bis um 1400 vornehmlich aus dem Adel kamen, wie der oben genannte Graf Gottfried von Freiburg, Graf Friedrich von Zollern, setzte sich in Balingen auch das Stadtpatriziat in den geistlichen Stellen fest (Rüber, Sätzlin). Pfarrer mit dem Magistergrad finden wir ab 1400, so von 1400—1437 Mag. Werner Gnaister, von 1437—1438 Mag. Erhard Pfullinger aus Tübingen und 1463—1483 Mag. Johann Schultheiß aus Nagold, der durch Leonhard Jöchel abgelöst wurde (s. Kreisbeschreibung)

Werner von Siemens

Von Dipl.-Ingenieur R. Kerndter

Es wäre eine ungerechtfertigte Einengung, unter „Heimatkunde“ etwa nur örtliche Geschichte, Landschaftskunde und Kunstwissenschaft zu verstehen. Was beispielsweise dem Kreis Balingen seine besondere Note gibt, ist auch das wirtschaftliche Leben nach seiner räumlichen und strukturellen Differenzierung: Gewisse bevölkerungsgeographische Voraussetzungen Südwürttemberg-Hohenzollerns ergeben auch hier die Möglichkeit, qualifizierte Arbeitskräfte in einer Veredlungsindustrie einzusetzen, für die die Textil-, Holz- und nicht zuletzt die Metallbranche charakteristisch ist. Und wenn nun die Bundespost unlängst eine Sondermarke „Werner von Siemens. 13. XII. 1816“ herausbrachte, dann verknüpfen sich gerade in Balingen mit dem Namen Siemens besondere Erinnerungen: Während des Krieges und in den ersten Nachkriegsjahren war hier ein Zweigbetrieb der Firma Siemens stationiert!

Vor 150 Jahren, an jenem 13. 12. 1816, wurde in Lenthe bei Hannover Ernst Werner von Siemens, „der Begründer der Elektrotechnik“, geboren. Vor 100 Jahren, im Jahre 1867, verwirklichte er sein „dynamoelektrisches Prinzip“, das die Voraussetzung für die sog. dynamoelektrischen Maschinen bildet, die von der Firma Siemens und Halske auf den Markt gebracht und dann von Edison, Weston und Brush weiterent-

wickelt wurden. Werner von Siemens hat in seinen „Lebenserinnerungen“ seinen Werdegang anschaulich geschildert; ein Leben lang hat er die Umwelt immer wieder durch seine Erfindungen auf elektrotechnischem Gebiet überrascht. Da Werner die Mittel zu teurem Studium fehlten, wurde er zunächst Artillerist in Magdeburg und kam dann, wegen seiner technischen Begabung bevorzugt, 1835 auf die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin. Vierzehn Jahre später quittierte er den Heeresdienst als Sekondeleutnant und begründete zusammen mit dem begabten Mechaniker Halske zwecks Herstellung elektrischer Maschinen und Geräte die bekannte Firma Siemens und Halske. Eine besondere Erfindung war die Isolierung von Drähten mit Guttapercha, die bei unterirdischen Telegraphenleitungen und Unterseekabeln Verwendung fanden. Im Jahre 1868 zog sich Halske vom Geschäft zurück, Werner v. Siemens erst 1890, nachdem er zuvor noch durch weitere Erfindungen und Stiftungen, etwa der physikalisch-technischen Reichsanstalt in Charlottenburg, sich einen Namen gemacht hatte. Er starb am 6. 12. 1892 in Berlin, nachdem er in seinen „Lebenserinnerungen“ geschrieben hatte: „Mein Leben war schön, weil es wesentlich erfolgreiche Mühe und nützliche Arbeit war“.

Während des ganzen Mittelalters war Heselwangen nach Balingen eingepfarrt. Um 1500 stifteten dann dort Vogt, Richter und Bauernschaft einen Altar zu Ehren der Heiligen Antonius, Sebastian, Barbara und Lucia. Diese Kaplanei erhielt Pfarrechte, aber an Allerheiligen, Allerseelen, Gründonnerstag und Karfreitag mußten die Heselwanger weiterhin die Pfarrkirche in Balingen besuchen. Nach der Reformation wurde die Pfarrei mit der Diakonatsstelle in Balingen zusammengelegt und das Pfarrhaus verkauft. Die Toten mußten aber nach wie vor über die „Neige“ auf den Balingen Friedhof gebracht werden (bis 1830).

In neuer Schönheit

Wann die Pfarrechte auf die 1443 begonnene Stadtkirche übertragen wurden, ist nicht bekannt. Es ist keine bischöfliche Urkunde über die Verlegung vorhanden. Sehr wahrscheinlich ist es Gewohnheitsrecht geworden, die städtische Kapelle als Pfarrkirche anzusehen. Auf jeden Fall kann man aber mit Vollendung des Neubaus in der Stadt die Abgrenzung der Parochie als vollzogen ansehen, denn die Balingen hatten nach fast 75jähriger Bauzeit im Verhältnis zur damaligen Einwohnerzahl zweifellos ein bedeutendes Denkmal städtischen Bauwillens geschaffen, dem die Pfarrechte voll zustanden. Die alte Pfarrkirche inmitten des Friedhofs sank zur bloßen Friedhofkirche herab, in der lediglich die Beredigungsgottesdienste gehalten wurden. Erst nach über 400 Jahren, nachdem viele Stürme über die Friedhofkirche und über die Stadt hinweggebraust waren, hat die alte Liebfrauenkirche in neuer Schönheit ihre alten Rechte wieder erhalten.

Was hat es nun mit jenem „dynamoelek-

trischen Prinzip“ auf sich, das seit hundert Jahren für den Bau elektrischer Maschinen von Bedeutung ist? Wer seine Hand, an der sich Ringe befinden, etwas hin und her bewegt, bewerkstelligt damit nichts, was einen Elektriker besonders interessieren könnte. Dreht man dagegen eine Wicklung, also eine passend zusammengeschaltete Vielzahl metallener „Ringe“ zwischen den Polen etwa eines Hufeisenmagneten, so daß die magnetischen Kraftlinien geschnitten werden, dann wird induktiv im Anker, in dem sich drehenden, bei größeren Maschinen z. B. von einer Wasserturbine angetriebenen Teil, elektrischer Strom „erzeugt“. Das Wesentliche bei einem solchen „Generator“ ist die „Erregung“ mittels eines Magnetfelds: Ohne Magnet würde alle Relativbewegung des Leiters nichts nützen, es gäbe keinen Strom. Seit 1866 ersetzte man die Stahlmagnete

durch Elektromagnete, deren „Fremderregung“ durch Batterien besorgt wurde. Theoretisch ist ein Elektromagnet unmagnetisch, wenn der Strom fehlt. Siemens sorgte für Eigenregung der Generatoren, indem er, als Nebenschlußschaltung, einen Teil des von der Maschine gelieferten Stroms für die erregenden Elektromagnete abzweigte. Diese sind - und damit verwirklichte sich das dynamoelektrische Prinzip - beim Anlauf deshalb, wenn auch schwach, aktionsfähig, weil remanenter Magnetismus, d. h. Magnetisierungsreste im Eisen der Elektromagnete, die sich dann steigende Selbsterregung ermöglichen. Ein von Siemens konstruierter Doppel-T-Anker war ein wesentlicher Bestandteil der 1867 von Siemens und Halske auf den Markt gebrachten „dynamoelektrischen Maschine mit Trommel-Induktor“.

Farbe, Weinen und ein Trauermarsch. Granatäpfel und Vögel in seiner Umgebung empfinden wir als fremd. Tod und Leben sind in unserem Bewußtsein zwei einander feindliche Zustände. Was das Leben lebenswert macht, endet der Tod gewaltsam und unwiederbringlich. Der Granatapfel am Grabkreuz ist stumm geworden. Was bleibt da von den alten Grabkreuzen und den nachgemachten als ein paar unverstandene Relikte und die Legende. Schmiedeeisernes Kreuz ist Tradition, ist schön. Nur was im Bewußtsein Platz hat, sollte — auch am Grabkreuz — sichtbar gemacht werden.
A. W.

In der Studierstube des Astronomen

Als die Zeitgenossen noch nichts von Astronauten wußten und sich mit Astronomen begnügten, vor 100 Jahren, entstand der Wunsch, dem berühmten Himmelsforscher Johannes Kepler in seiner Vaterstadt Weil der Stadt ein Denkmal zu setzen. Der Auftrag wurde im Jahr 1866 dem Bildhauer August von Kreling (1819 bis 1876) erteilt, der durch verschiedene Denkmäler, die er ausgeführt hatte, zu besonderem Ruhm gekommen war. Der Künstler, Direktor der Nürnberger Kunstschule, beschäftigte sich vor allem mit historischen Themen, er hatte die Nürnberger Burg restauriert, malte Genrebilder, illustrierte Goethes „Faust“, er war also ein vielseitiger Künstler, der die notwendigen Voraussetzungen mitbrachte, um dem Wesen und Werk des Astronomen und Forschers, der im Jahr 1571 in Weil der Stadt das Licht der Welt erblickt hatte, gerecht zu werden. Darum wurde auch das Denkmal, das in den Jahren 1866 bis 1870 entstand, vielseitiger und aufschlußreicher als manche anderen Standbilder.

Auf einem etwa fünf Meter hohen Block aus roten Quadern der Schwarzwälder Buntsandsteine ist Johannes Kepler sitzend, bei der Betrachtung des Himmelsgewölbes, dargestellt worden, in der Rechten hält er einen Zirkel, um damit auf seine Tätigkeit als Forscher und Mathematiker hinzuweisen. Ihm verdankt die Menschheit nicht nur die „Astronomia nova“ und die „Rudolphinischen Tafeln“, also neue Erkenntnisse in der Sternkunde und der Himmelsphysik, sondern auch wertvolle Erfindungen in der Optik, eine neue Maß- und Gewichtsordnung und schließlich die erste Rechenmaschine. In die Studierstube und Werkstatt des berühmten Gelehrten führen den Betrachter die Reliefs, die den Sockel zieren. Eine gelehrte Disputation zwischen Kepler und seinem Vorgänger, dem dänischen Astronomen Tycho de Brahe, zeigt die eine Platte. Kaiser Rudolph II. und Wallenstein lauschen dem Gespräch und Buchdrucker sind dabei, die neuen Erkenntnisse, den Sieg Keplers und seine neuerdachten und nach ihm benannten Gesetze, der Öffentlichkeit zu übermitteln. Die nächste Platte zeigt den Astronomen und den gelehrten Optiker Jobst Bürgi in der Werkstatt; sie sind eben dabei, das nach den Angaben Keplers konstruierte Himmelsfernrohr zu erproben. Nach Tübingen führt den Betrachter das dritte Relief, es zeigt den „Stiftler“ Kepler und seinen Lehrer Michael Mästlin (geboren 1582 in Göppingen, gestorben 1632 in Tübingen), der seinen Schüler in die Geheimnisse der Wissenschaft einführt. Mit der Darstellung der Urania, den Himmelsraum vermessend, schließt sich der Kranz der Bilder.

Mit diesem Monument, das auf dem Marktplatz in Weil der Stadt steht, nahe genug dem Geburtshaus des Gelehrten, sollte nicht nur der berühmte Sohn der Stadt geehrt, sondern ein Kapitel Zeitgeschichte beschworen werden.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Was unseren Ahnen das Grabmal bedeutet?

Unsere Vorfahren setzten den Toten Kreuze aus Schmiedeeisen, Kreuze mit einer eigenartigen symbolischen Bedeutung. Betrachten wir diese verwitterten Grabkreuze, so können wir von ihnen sehr viel Geheimnisvolles ablesen. Auf den ersten Blick fällt uns auf, daß diese alten Kreuze ernsthaft, voller Innigkeit, aber ganz frei von Sentimentalität sind (wir sind heute im allgemeinen dieser letzteren in bezug auf Grab schmuck sehr ausgeliefert).

Das Grabkreuz der Alten ist im Grunde gar kein Kreuz, es ist die Darstellung des Lebensbaumes. Vom Lebensbaum waren unsere Ahnen erfüllt, er war für sie das Zeichen für das Leben schlechthin. Das Leben verglichen sie mit der wachsenden Pflanze, die vom Samen aus der Erde kommt und in das Unendliche, Zukünftige hineinwächst. Dieses Zeichen für Leben verwendeten die Alten, um ihr Haus und ihren Hausrat zu schmücken und ihre Arbeitsgeräte zu verzieren. In noch älterer Zeit hatten diese Symbole mythologische Bedeutung, die aber im Laufe der Zeiten abgewandelt wurde. Wir finden diese Lebenszeichen in den Taufstein eingemeißelt, auf das Taufkleid gestickt; das Leinenzeug für das Hochzeitsbett war mit roten Kreuzstickereien, die den Baum mit Nelken und Vögeln darstellen, versehen, der Verstorbene aber bekam auf dem Friedhof das Lebenssymbol aus Eisen geschmiedet. Der

„Grabbaum“ ist gleichsam die Mitgift aus dem irdischen Leben und der Hinweis auf das Zukünftige, auf die Wiedergeburt.

Das Grabkreuz ist streng symmetrisch gegliedert, um das Kreuzgerippe breitet sich pflanzenartig reicher Schmuck von Ornamenten und Sinnbildern aus. Wir finden die Lebensfrüchte, die Traube, den Granatapfel, die Sonnenblume (Sinnbilder der Fruchtbarkeit), die Tulpe (Sinnbild der Wiedergeburt), die Rose, die Nelke, die Vögel (Sinnbilder der Lebensfreude). Ranken und Blätter, oft in Schnörkel und Muster verwandelt, lassen den Lebensbaum erkennen und nachweisen. Kleine Schilder am mittleren Schaft tragen die Namen und Daten der Verstorbenen. Die oberste Spitze des Schmiedeeisenkreuzes umschließt ein Sonnenzeichen oder die Darstellung des Auferstandenen mit der Siegesfahne. Die Sonne oder der Auferstandene verkörpern den Sinn des Sterbens, das Absterben zum neuen Dasein.

So eng waren die Lebenden mit den Toten verbunden, der Lebensrhythmus fing die Menschen ganz ein, geistige Bande verknüpften Leben und Tod. Die Ahnen gaben allen Dingen einen Sinn, in allem fanden sie ein Zeichen.

Symbole sind eine Geheimwissenschaft geworden. Und über das Leben und den Tod denken wir anders. Mit dem Tod verbinden sich Vorstellungen wie: schwarze

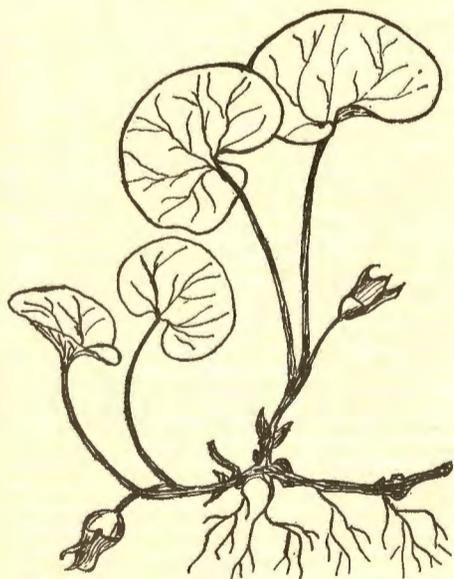
Haselwurz (*Asarum europaeum*)

Efeu, Haselwurz und Immergrün sind die standhaften Gesellen, kriechen, hart und zäh, am Boden hin, trotzten Hitz- und Kältewellen.

Unscheinbar, doch stark an innerer Kraft, ist der Haselwurzen bitterer Saft, lindert Schmerz, vertreibt die Übelkeit, sei ihr dankbar drum zu jeder Zeit. W.

Der Wanderer im schneefreien Winterwald freut sich an den immergrünen, nierenförmigen, ledrigen und glänzenden Blättern der Haselwurz. Man findet sie in schattigen Laubwäldern und im Gebüsch. Im Boden hat sie einen ausdauernden Wurzelstamm, der jedes Jahr um ein Stück weiterkriecht. Nur bei genauerem Hinsehen erkennt man die braunroten Blüten, die von April bis Mai an einem kurzen Stiel meist unter den Blättern zu finden sind. Die Form einer kleinen Haselnuß hat dem Pflänzchen den Namen gegeben.

Die Haselwurz gehört zur Familie der Osterluzeigewächse, deren andre Art, die Osterluzei, bei uns nicht vorkommt. Ihre Wurzel wurde früher als Brechmittel (Brechwurz) verwendet. In der Homöo-



pathie wird *Asarum* gegen Kopfweh, Übelkeit und Erbrechen angewandt. Wedler.

Die Herrschaft Oberhohenberg

Von Fritz Scheerer

Der zweithöchste Berg unserer Schwäbischen Alb, der Oberhohenberg (1011 m), hat in der Geschichte unseres Landes und im besonderen der unserer engeren Heimat eine bedeutende Rolle gespielt. Einst krönte seine stolze Höhe die mächtige Burg eines Grafengeschlechts, das sich nach ihm Hohenberger nannte. Die Burg wird um 1179 erstmals erwähnt, bestand aber jedenfalls schon früher und diente 150 Jahre als Grafensitz. Heute findet man von ihr nur noch die 1912 freigelegten spärlichen Mauerreste. Auch das Städtlein Hohenberg, das sich am Nordfuß des Berges um einen Maierhof herum entwickelt hatte, ist verschwunden.

Geschichtlicher Überblick

Über die Anfänge der Grafschaft Hohenberg sind wir durch Ludwig Schmidts „Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg und ihre Grafschaft nach meist ungedruckten Quellen“ (1862) und durch die dazu gehörige „Monumenta Hohenbergica, Urkundenbuch zur Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg“ (1862) ziemlich gut unterrichtet. Auf den Ergebnissen dieser Quellen- u. Materialiensammlung und ihrer Auswertung zu einer Frühgeschichte der Grafschaft Hohenberg baute Karl Josef Hagen seine „Entwicklung des Territoriums der Grafen von Hohenberg, 1170-1482 (1490)“ auf. Da tauchen zur Grafschaft gehörig auf die Städte Ebingen, Schömberg, Binsdorf, Stetten am kalten Markt, Fridingen, Nusplingen, als Burgen Werenwag, Kallenberg, Wehingen, Neckarburg, als Orte Spaichingen, Kaiseringen, Winterlingen, Meßstetten, Tieringen, Hossingen, Dürrwangen, Dotternhausen, Roßwangen, Täbingen, um nur einige aus unserer engeren Heimat zu nennen. Hinzu kamen die Orte um die Stammburg, wie Winzeln, Hausen am Tann, Ratshausen, Dautmergen, Schörzingen, Deilingen, Delkhofen, Denkingen, Gosheim, Reichenbach, Egesheim und Bubsheim.

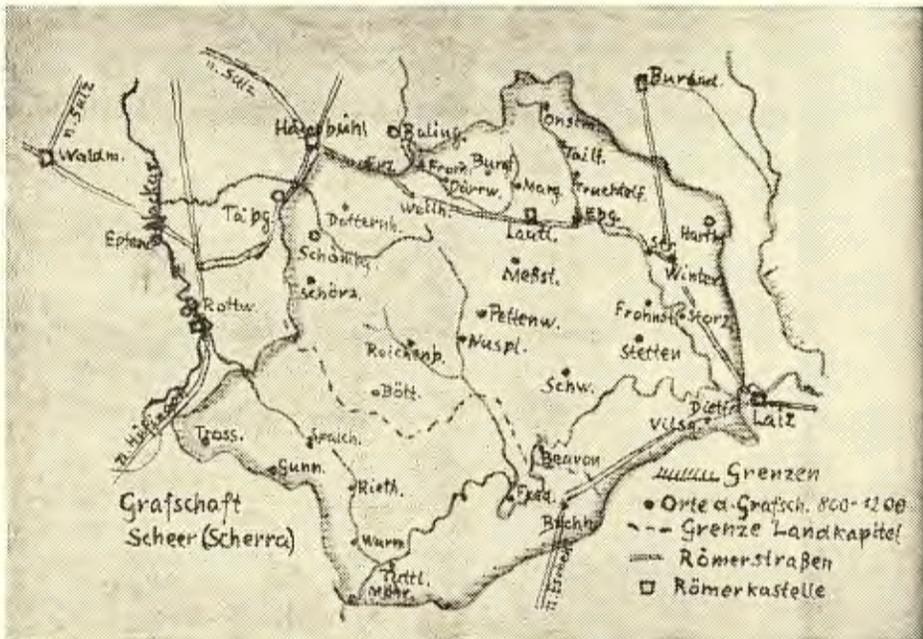
Die ursprüngliche Grafschaft umfaßte ein Gebiet, das zum größten Teil mit der einstigen Scherragrafschaft zusammenfällt. Wir dürfen aber nicht in den Fehler verfallen, daß wir die damaligen Territorien mit denen eines modernen Staates vergleichen. Allen damaligen Territorien haftete, wie allen Territorien der Folgezeit, eine Eigenschaft an: sie waren nicht geschlossenen arrondiert, sondern durch Besitzungen weltlicher und geistlicher Herren mannigfach durchsetzt. Den Ort Täbingen schied der Weiherbach in einen hohenbergischen und württembergischen Teil. Dürrwangen hatte zwei Herren, Württemberg und Hohenberg. Politisch gehörte dieses Gebiet im Frühmittelalter zu der großen westlichen Bertholdsbaar, die von der Mitte des 8. Jahrhunderts an in Erscheinung tritt und ihren Schwerpunkt um Donaueschingen hat. Die Unterwerfung der Alamannen durch den Hausmaier Karlmann im Jahre 746 brachte aber eine große Umgestaltung. Die alte Bertholdsbaar wurde in drei Graf-

schaften eingeteilt: die Grafschaft Adalhardsbear (heute noch Baar genannt), die Bara um Oberndorf und die Grafschaft Scherra, die an der oberen Donau bis zur Lauchert reichte, als Ostgrenze etwa die Römerstraße Laiz-Burladingen hatte, den Großen Heuberg und einen Teil der Zollernalb umfaßte. Die Adalhardsbear hat schon 763 bestanden, und die Grafschaften Bara und Scherra sind 793 vorhanden. Die Entstehung der beiden letzteren dürfte mit den großen Unruhen und Bewegungen zusammenhängen, die für dieses Gebiet von 786 an feststellbar sind, vermutlich aber auch mit den riesigen Schenkungen, die gerade in diesem Raum zwischen 786 und 797 vor allem an das Kloster St. Gallen gemacht wurden.

gewiesen werden. Ähnliche Grenzen ergeben sich aus der Verteilung der Martinskirchen, den ältesten, noch merowingischen Kultstätten. Urmartinskirchen werden am Sitz der Grafen im Gaumittelpunkt angelegt worden sein. An den Gaugrenzen fallen dann die vielen sekundären Martinskirchen auf (Sontheim, Isingen, Ebingen, Ringingen, Großengstingen, Dapfen, Münsingen, Zainingen). Wahrscheinlich wurden sie dort gegründet, um gewisse Grenzansprüche gegenüber dem Adel der Nachbarschaft zu dokumentieren.

Die Grafen von Hohenberg

Von etwa 1170 an sind die Grafen von Hohenberg im erblichen Besitz der Grafenrechte in Scherra. Sie sind wohl Rechtsnachfolger der Scherragrafen. Graf Albrecht II. spricht noch 1283 von Stetten (am kalten Markt) „super Scherra“ seiner Stadt. 1380 heißt es von Obernheim „auf der Scheer“.



Die Grafschaftsgrenze zog etwa in Nordost-Südwestrichtung quer durch den heutigen Kreis Balingen (später auch Dekanatsgrenze; siehe Zeichnung). Ursprünglich bildeten sicher römische Straßen teilweise die Grenze. Die Römerstraße Lautlingen-Häsenbühl-Rottweil spielte zwischen Endingen und Täbingen eine Rolle. Vielleicht war auch das römische Denkmal beim Häsenbühl, dessen Reste 1953 entdeckt wurden, ein Beziehungspunkt der Grenze. Wahrscheinlich sind sehr alte Grenzsteine der Herchenstein bei Täbingen, der Wendelstein bei Erzingen und der Grauenstein bei Weilheim. Auffallend an den Grenzen sind Namen von Flur- und Ortsbezeichnungen mit dem Bestimmungswort „Diet“. So war bei Balingen eine Mühle Dietenstaig, bei Schömberg findet sich 1380 ein Dietfurt, im Donautal besteht heute noch der Ort Dietfurt, bei Winterlingen kann im 14. Jahrhundert ein Dietweg nach-

In der Grenzbeschreibung des Hohenberger Forstes, einer Handschrift auf Papier vom Ende des 14. Jahrhunderts, wird als Grenze angegeben: „off der Scher“: Cuntzenberg, Lupfen, Trossingen, Täbingen, Dormettingen, Erzingen, Engstlatt, alte Zollernstaig, Killertal, Burladingen, Vehla, Inzigkofen, Emmingen (Mon. Hohenbergica). Aus einer Urkunde des Jahres 1300 geht hervor, daß die Höhen zwischen Schmiecha einerseits, Lauchert und Starzel andererseits die Scheide zwischen den beiden Landstrichen „an der Alb“ und „an der Scherra“ bilden. Später verengt sich der Name Scherra: meist werden nur noch die hohenbergischen Orte als „uff der Scherr“ liegend genannt. Noch heute spricht man von Harthausen „auf der Scheer“.

Die Grafen von Hohenberg blieben aber nicht nur Grafen über die alte Scherragrafschaft, sondern vereinigten Teile dieser Grafschaft mit solchen des Sülchgaues, der

Grafschaft Haigerloch, des Nagoldgauen und hatten Besitzungen und Rechte im Hegau, bei Freiburg und im Elsaß. Die Landeshoheit der damaligen Territorialfürsten ist nur ein Aggregat einzelner verschiedenartiger, allodialer und feudaler Besitzungen, politischer und privatrechtlicher Befugnisse mannigfacher Art. Von ihrem Territorium sprachen die Grafen von Hohenberg schon 1258, von ihrem Dominium 1275. Die stückweise Entstehung der Grafschaft Hohenberg läßt vermuten, daß die Erwerbungen nicht reibungslos vor sich gingen. Zum mindesten kam es zwischen den Zollern und den Hohenbergern zu heftigen Streitigkeiten. Der Grund lag wahrscheinlich in unklaren Besitzverhältnissen.

Die Zollern werden erstmals 1061 urkundlich erwähnt (Burcardus et Wezil de Zolorin occidentur — Burkhard und Wetzel wurden erschlagen), während sich die Hohenberger nur bis 1170 zurückverfolgen lassen. Über die Herkunft der Hohenberger sind verschiedene Hypothesen aufgestellt worden:

1. Die Grafen von Hohenberg sind ein älteres selbständiges Geschlecht, das im 12. Jahrhundert mit den Zollern in verwandtschaftliche Beziehungen getreten ist.
2. Die Grafen von Hohenberg sind aus dem Geschlecht der Zollern hervorgegangen und haben sich im 12. Jahrhundert von ihnen abgespalten. Diese letztere Hypothese von L. Schmid hat bis jetzt die größere Wahrscheinlichkeit für sich und ist vor allem genealogisch begründet; denn die Grafen von Hohenberg nennen sich auch nach Zollern, z. B. hängt „Burcardus comes de Hoinbrech“ um 1190 an eine Urkunde sein Siegel mit der Umschrift „Burcardus comes de Zolre Grain“. Sein jüngerer Bruder schreibt sich dagegen zum Unterschied

von dem gleichnamigen Zollerngrafen Friedrich nur nach der Burg Hohenberg. Burkhard von Zollern gilt so als Stammvater der Grafen von Hohenberg.

Der Besitz der Zollern

Festen Boden unter den Füßen haben wir nur in den Besitzverhältnissen. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts liegt der zollerische und hohenbergische Besitz in einem Dreieck, das im Süden von der Donau, im Westen und Nordwesten etwa durch den Neckar und im Nordosten und Osten durch Steinlach, obere Starzel, Fehla und Lauthert begrenzt ist. Im Besitz der Zollern sehen wir in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ihre namengebende Burg, dann die Schalksburg, dazu Mühlheim und Bronnen im Süden. Die Hohenberger besaßen die Burgen Hohenberg, Haigerloch und Rotenburg (Weilerburg) und nennen sich nach allen drei Burgen. Zuerst muß sich ein großer Teil der ehemaligen Scherragrafschaft um den Oberhohenberg selbständig gemacht haben. Bald kam die Herrschaft um Rottenburg, der alte Sülichgau hinzu. Als letzter Teil fiel die Herrschaft Haigerloch an Hohenberg, da das Geschlecht der Grafen von Haigerloch in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ausgestorben war (s. Heimatk. Blätter 1964, Seite 525). Ob dieser letzte Erwerb Zankapfel zwischen den Zollern und Hohenbergern war, läßt sich nicht beweisen. Fest steht aber, daß es schon in der nächsten und übernächsten Generation zu heftigen Streitigkeiten kam. Auf jeden Fall gingen Zollern und Hohenberger von nun an getrennte Wege und entwickelten sich ganz verschieden. Nach 1220 kommen Hohenberger und Zollern nicht mehr miteinander in Urkunden vor; auch sind keine gegen-

seitigen Eheverbindungen festzustellen. Bei der Übernahme der Schirmvogtei des Zollerngrafen Friedrich über das Kloster Beuron war 1253 kein Hohenberger zugegen. Ebingen fiel bei der Abtrennung an die Hohenberger, Winterlingen war ganz hohenbergisch, ebenso Ratshausen, Kernhausen, (abg.), Weilen, Roßwangen, wie auch Hosingen, Meßstetten, Tieringen, Obernheim, Unterdigisheim und Nusplingen.

Verwickelter sind die Verhältnisse bei Schömberg und Binsdorf. Nach einer Urkunde von 1255 verließ Graf Friedrich von Zollern seinem Freunde Konrad von Tierberg die Balinger Kirche in „campo apud Shonberc“ (im Felde bei Schömberg). Die Deutung dieses campus ist umstritten. Die einen vermaßen, es bedeute Schlachtfeld, was aber kaum zutreffen wird. Vielmehr wird es ein Gerichtsplatz oder das für die zu gründende Stadt abgesteckte Feld sein, denn bereits 1269 wird die civitas (Stadt) Schonberg und ihr Schultheiß mehrmals erwähnt. Schömberg wäre so, wie Balingen, das von demselben Grafen Stadtrecht erhielt, eine zollerische Gründung, muß aber schon 1268 in hohenbergischen Händen gewesen sein, da die Grafen von Hohenberg als Stadtherren bezeugt sind (WUB. 6, Nr. 2022). Vielleicht hängt die Stadtgründung mit dem Erwerb der Schirmvogtei von Beuron zusammen, zu der Irrendorf, Königsheim usw. gehörten. Das Siegel der Stadt zeigt das ganze Mittelalter über den weiß-rot geteilten hohenbergischen Schild. Von 1268 bis 1278 ist Heinrich von Hohenberg Pfarrer an der Schömberger Peterskirche und zugleich Dekan des Landkapitels Ebingen-Schömberg.

Gründung einer Klausur

Binsdorf erteilte 1315 König Friedrich, dem dem Grafen Rudolf von Hohenberg gehörigen Dorf (villa), auf Bitten des Grafen alle Freiheiten und Rechte, die die Stadt Oberndorf besaß (Regesta Habsburgica Nr. 386). Aber auch nach dem Wappen (Zollernschild), das bis 1384 gebraucht wurde, müßten die Zollern um ca. 1280 die Stadtgründer sein. Das Vorhandensein des Städtchens vor 1315 wird indirekt auch durch die 1280 erfolgte Gründung einer Klausur erwiesen, denn damals waren solche Sammlungen wohl in den Städten, aber noch kaum in den Dörfern zu finden. Sehr wahrscheinlich hat Binsdorf während den zollerisch-hohenbergischen Kämpfen den Besitzer gewechselt und wurde 1315 durch die Übertragung des Oberndorfer Stadtrechts zu einer vollgültigen Stadt erhoben.

Man hat den Eindruck, daß von Anfang an Hohenberg ein größeres Gewicht hatte. Zollern kam zunächst nicht vom Fleck, trotz der glänzenden Eheverbindungen (Urach, Fürstenberg, Dillingen, Eberstein). Nach 1220 spielten glückliche Umstände Hohenberg hoch durch Erwerbungen der Herrschaften Nagold, Haiterbach, Wildberg, Altensteig und Horb. Bei der Heirat bekamen ihre Töchter keine Gebietsteile als Mitgift, vielmehr wurden solche ererbt. Burkhard's Tochter Gertrud stellte durch ihre Heirat mit Rudolf von Habsburg die Verbindung mit dem Königshaus her. Andere Hohenberger oder ihre Töchter gingen mit Angehörigen der Grafenhäuser Oetingen, Fürstenberg, Werdenberg und Württemberg Ehen ein. Das Ansehen der Hohenberger erhöhte sich.

Neckar als Scheidelinie.

Doch schon in der zweiten Generation kamen Teilungen des Besitzes vor. Wahrscheinlich 1281 starb der Bruder Albert II. und Burkhard IV., Ulrich. Bei der Teilung erhielt Albert Hohenberg, Haigerloch und Rottenburg, Burkhard Nagold, Haiterbach, Wildberg und Altensteig. Der Neckar wurde die Scheidelinie.

Zwischen Zollern unter Friedrich dem Erlauchten und dem Hohenberger Albert II.



kam es zwischen 1267 und 1286 zu schweren Kämpfen, bei denen nach der Sindelfinger Chronik die Zollern in den Schlachten bei Haigerloch und Balingen gesiegt haben sollen. Aber jedenfalls war es ein Pyrrhussieg, denn Haigerloch verblieb den Hohenbergern und fast der ganze Süden der einstigen Scherragrafschaft. Auch Schömberg ging in die Hände der Hohenberger über. Bald begann aber der Ausverkauf. Bei einer Erbteilung waren Winterlingen, Meßstetten, Hossingen, Tieringen und Winzeln an den Grafen Heinrich von Hohenberg gefallen, der 1340 Winterlingen an Eberhard von Lichtenstein verpfändete, 1345 Tieringen und Winzeln um 656 Pfd. Heller an Ritter Heinrich von Tierberg verkaufte, 1347 Meßstetten und Hossingen samt dem Maierhof zu Dürrwangen und den Vogtsrechten zu Nusplingen verpfändete. Die Dörfer des Grafen Heinrich wurden bald von Württemberg erworben und schoben sich als württembergischer Keil zwischen die Stadt Ebingen und das übrige hohenbergische Territorium. 1341 waren schon die Sädte Ebingen und Nusplingen als Heiratsgut Ursula von Pfirt verschrieben worden. Das Ansehen der Grafen von Hohenberg war geschwunden. Kaiser Karl IV. gebot 1361 dem Grafen Rudolf den in Schömberg errichteten Markt abzustellen und erlaubte ihn erst im folgenden Jahr (Mon. Hohenbergica).

Land an Österreich verkauft

Der letzte Hohenberger aus der Hauptlinie, Rudolf III., trug sich schon 1375 mit dem Gedanken, sein Land an Österreich zu verkaufen. Am 26. Oktober 1381 kam der Verkauf zustande. Herzog Leopold von Österreich zahlte 66 000 schwere Goldgulden für Hohenberg die Feste, das Städtlein, die Städte Schömberg, Nusplingen, Fridingen, die Festen Kallenberg, Werenwag, Wehingen, Neckarburg, Waseneck, die Stadt Oberndorf, Festen Wehrstein und Isenburg, die Stadt Horb, die Feste Urnberg, das Städtlein Ow (Oberrnau), die Feste Rottenburg außerhalb der Stadt, Burg und Stadt Rottenburg, Burg und beide Städte Haigerloch, Stadt Binsdorf, die Städte Ebingen und Dornstetten mit der Losung, ebenso den Turm zu Altensteig, Mannschaft zu Waldenbuch, Burg und Stadt. Rudolf behielt nur die Burg Neuhausen auf den Fildern.

Österreich konnte zunächst die Summe der Auslösung nicht aufbringen. Ebingen konnte sogar nie ausgelöst werden. Graf Eberhard von Württemberg nützte die schwierige Lage Leopolds und ließ diesem erhebliche Summen, wodurch er eine Anwartschaft auf die halbe Grafschaft gewann. Graf Eberhard geriet aber selbst in Schwierigkeiten und mußte sich abfinden lassen. Hohenberg wurde zu lebenslänglicher Nutzung Graf Rudolf von Hohenberg überlassen, der aber neue Schulden machte, und die Grafschaft verpfänden mußte. Erst nach seinem Tod im Jahr 1389 wurde die Grafschaft österreichisches Eigentum. Damit war ein geschichtlicher Wendepunkt erreicht, ähnlich dem 6. Januar 1806, als der württembergische Besitzergreifungs-Kommissar, der Kammerherr und Wirkliche Geheime Rat Hans Otto von der Lüche, von der durch Friedensvertrag von Preßburg an Württemberg gefallenen Herrschaft Besitz ergriff.

Die großen Bewegungen des 16. Jahrhunderts schlugen auch ihre Wellen in Oberhohenberg. 1525 lagerte Herzog Ulrich mit seinen Schweizer Söldnern zwischen Schömberg und Dotternhausen. Vom Bauernkrieg wurde Oberhohenberg nur gestreift, dagegen wogten lange Jahre heftige Religionskämpfe. Die Bürgerschaft schien der neuen Lehre Luthers nicht ganz abgeneigt zu sein und hörte gern die lutherischen Prediger. Offen zeigte seine Sympathien zur neuen Lehre Peter Scher von



Schwarzenberg in Oberhausen, der eine Nichte des Reformators Ambrosius Blarer zur Frau hatte. Obernheim wurde für kurze Zeit durch Protestanten in Besitz genommen. König Ferdinand war jedoch nicht gewillt, in seinen Landen das Eindringen der Reformation zu dulden und erließ strenge Verordnungen zu ihrer Unterdrückung. Sein tatkräftiges Eingreifen erhielt Oberhohenberg den alten Glauben und schloß es gleichzeitig vom evangelischen Württemberg ab.

Der Dreißigjährige Krieg

Stadt und Land litten dann sehr im Dreißigjährigen Krieg, wo von schwedischen, aber auch bayerischen und kaiserlichen Truppen gebrandschatzt und geplündert wurde. Vorübergehend war Oberhohenberg 1633/34 sogar Österreich durch Württemberg entrissen. Immer wieder wurde das Land durch Kriege in Mitleidenschaft gezogen; besonders im Österreichischen Erbfolgekrieg von 1744 bis 1748 durch Hin- und Hermärsche, Einquartierungen, Lieferungen und Erpressungen. Erst unter Maria Theresia konnte Hohenberg wieder aufatmen und sich in Frieden erholen.

Für die Burg Hohenberg wurde die Verpfändung an die Herren von Hornstein zum Verhängnis, als sie am 22. September 1449 von den Rottweilern völlig zerstört wurde. Die alte Nikolauskapelle des Maierhofes wurde 1815 abgebrochen, der Maierhof brannte Anfang dieses Jahrhunderts ab. In einzelnen Orten konnten einige Ritter ihre Unabhängigkeit von jeglicher Landeshoheit behaupten. In Dotternhausen, Roßwangen und Hausen am Tann konnten sich die Bubenhofen festsetzen. In unserem Kreis waren es in Nusplingen, Obernheim, Dormettingen und Erlaheim die Herrschaft Kallenberg, in Unterdigisheim Werenwag.

So standen im Kreis Balingen von den Städten Binsdorf und Schömberg abgesehen, nur Dautmergen, Ratshausen und Weilen u. d. R. unter direkter österreichischer Herrschaft, waren rein „immediate“ Orte. Diese Verhältnisse bestanden im wesentlichen bis 1805.

Geographische Beschreibung

Das Gebiet der Grafschaft Hohenberg war ursprünglich viel größer und war vor allem verhältnismäßig geschlossen. Oberhohenberg war nach 1497 (Übergang von Haigerloch an Zollern) von Niederhohenberg vollständig getrennt. Mehrere standesherrliche, ritterschaftliche und klösterliche Herrschaften waren enklaviert. Im Süden reichte das Gebiet von Oberhohenberg nur mit einzelnen Markungsteilen über die Donau hinaus. Die Gebietsnachbarn waren im Osten, Norden und Westen Württemberg, ferner die Reichsstadt Rottweil, das Stift Rottenmünster, die Herrschaften Konzenberg und Mühlheim, die Landgrafschaft Nellenburg, der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen und der Fürst von Fürstemberg.

Das Schwergewicht verlagerte sich sehr früh von der Stammgrafschaft Oberhohenberg nach der Gegend von Rottenburg, die von der Natur mehr begünstigt und daher dichter besiedelt war. Die Landschaft von Oberhohenberg umfaßte die Stadt Fridingen, den Marktflecken Spaichingen mit Hofen, die Dörfer Bubsheim, Egesheim, Reichenbach, Wehingen, Deilingen mit Delkhofen und Hohenberg, Gosheim, Denkingen, Dürbheim, Schörzingen, Weilen u. d. R., Ratshausen mit 9527 Einwohnern am Ende des 18. Jahrhunderts. Dazu kamen die Städte Schömberg mit 1211 Einwohnern und Binsdorf 633 Einwohner mit dem Kloster Kirchberg und dem Bruderhaus Bernstein. Die obere Grafschaft lag so

zum größten Teil im rauhen Bereich der Alberge des Großen Heubergs und der Hardt. Am Fuß der Berge erstreckte sich noch ein Gürtel tiefer gelegenen Landes von Schömberg bis ins Primaltal bei Spaichingen, wo auf schwerem Boden noch ertragreicher Ackerbau möglich war. Auch die Viehzucht war noch bedeutend, da der Ackerbau sehr viel Vieh erforderte und genügend Wiesenland vorhanden war. Der größte Teil der Wiesen bestand aber bis 1750 aus den sog. „Auswiesen“, die nur einmal gemäht und dann als Viehweide benutzt wurden. Noch schlechter waren die Verhältnisse in den Markungen auf den Bergen: magere Ackerfelder, einmündige Wiesen, mühsamer Feldbau auf dünner Krume, wo klirrend der Pflug darüber gleitet, unfruchtbarer Boden, so schildert der württembergische „Hauptbericht“ die Gegend; am besten gedeihen noch die „Erdbeieren“ (Kartoffeln). Obstbau sei beinahe unmöglich. Noch 1804 war bei Obernheim kein Obstbau zu finden. 1582 waren es dort 27 Bauern, von denen nur vier mit dem Pflug bauten, alle anderen mit der Haue, und 1610 fanden sich 10 unterbemittelte Tagelöhner. Die meisten Einwohner waren Leibeigene. In Nusplingen war das Öschfeld viel kleiner als das Stockfeld, wie man die Gesamtfläche der in Reutwirtschaft genutzten Äcker, Wiesen und Buschwälder bezeichnete. Die Ochsen als Zugtiere spielten eine besondere Rolle. Obernheim hatte 1764 89 Zugochsen; in Tieringen zählte man 1873 143. Zur Überwindung der steilen Wege und bei der Beackerung der schweren Böden waren 5—6 Stück Zugvieh nötig. Noch 1834 waren in Weilen u. d. R. 3 Pferde und 36 Zugochsen, in Hausen a. T. 1878 28 Zugochsen und 15 Pferde (die meisten auf dem Gut Oberhausen). Hauptanbaupflanzen waren Vesen (= Dinkel) und Haber.

Zahlreiche Auswanderer

Nach den Steuerregistern um 1400 müssen die Vermögensverhältnisse nicht hoch gewesen sein. Überall war die Nährfläche zu klein. Oft waren es gering begüterte Kleinbauern und Tagelöhner, wobei den letzteren jeglicher Grundbesitz fehlte (Seld-

nerhäuschen), die in den Sommermonaten als Bauhandwerker nach auswärts gingen. Groß war auch die Zahl der Auswanderer schon zu Ende des 18. Jahrhunderts (von Schömberg 1752 35 Auswanderer nach Nordamerika). Die Möglichkeit, die Bewohner aus Grund und Boden zu ernähren, war gering. Die Handwerker produzierten durchweg nur für den täglichen Bedarf der Mitbürger und saßen vor allem in Schömberg (1756 u. a.: je 10 Bäcker und Schuster, 9 Leineweber, je 7 Gerber und Strumpfstriker, je 5 Metzger, Schneider und Schmiede, 4 Schreiner, 3 Küfer). Aber noch in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts heißt es von Schömberg „Bauernstädtlein ohne Gewerbe“. Wohlhabend waren im Mittelalter nur wenige Familien wie die Schmuck, Kräutlein, Weinundbrot (1532 Sonnenwirt), Wuhrer, Kannstatt und andere, die damals die gehobene Schicht, die „Ehrbarkeit“, bildeten. Dieser Ehrbarkeit entstammte auch Balthasar Wuhrer, der von 1574 bis 1596 als Titularbischof von Askalon Konstanzer Weihbischof war.

An Bodenschätzen wurden Achatsteine (Gagat) bei Dormettingen-Dotternhausen gebrochen. Viel wertvoller waren die Bohnerze, die im Bärenental und Umgebung in geringer Tiefe erschürft wurden. Wasserkräfte, Kalksteine und Holz (der große „Forst auf der Scheer“) waren reichlich vorhanden, so daß um 1700 in Bärenental und Harras Eisenwerke angelegt wurden, die aber 1832 stillgelegt werden mußten. Zuerst im „Hammer“ (heute Wasserkraftwerk), später im Eisenhammer zu Schramberg wurden die geschmolzenen Masseln (Roheisenbarren) geschmiedet.

Ausbau der Schweizerstraße

Die Poststraße (Schweizerstraße), die ursprünglich mitten durch die Altstadt Schömberg führte (vom Unteren Tor steil zu Tal und dann ebenso steil am Palmbühl vorbei), berührte Oberhohenberg auf so kurzer Strecke, daß die Poststationen außerhalb lagen. In ganz Oberhohenberg gab es keine Post. Beim Ausbau der Schweizerstraße, da sie über Schömberg—Wellendingen—Spaichingen nach Tuttlingen

führte, leistete die Reichsstadt Rottweil Widerstand und wollte sie über Rottweil—Donaueschingen geführt haben. An den Grenzen der Herrschaft ging man gegen Ende des 18. Jahrhunderts daran, gegen Württemberg Zollstationen einzurichten (Schömberg Wirtschaft „Zollhaus“), so um 1700 den Zollstock am Brücklein zwischen Dautmergen und Täbingen und dann 1783 die Zollstöcke in Roßwangen und Dotternhausen. Die Zoller erhielten $\frac{1}{3}$ des Ertrags, der Rest ging an den Stadtschultheißen in Schömberg. Die zum hohenbergischen Territorium gehörigen mittelbaren und Ritterherrschaften (Dotternhausen, Unterdisheim usw.) waren im Marktzoll dem österreichischen Landesherrn unterstellt.

Der württembergische „Hauptbericht“ sagt über den Charakter der Bewohner (die Städte immer mit eingeschlossen), sie seien arbeitssamer wie im fruchtbareren Niederhohenberg, aber im ganzen genommen „nicht so gewerbsam als der Altwürttemberger“. Durch die häufigen Kirchenbesuche, Wallfahrten und Feiertage der katholischen Bevölkerung sei „ein Hang zum Müßiggang und Wohlleben“. Dies kann aber bestimmt bei dem kargen Boden und den schlechten Lebensbedingungen nicht bei Oberhohenberg zutreffen, denn hier mußte schwer gearbeitet werden, um die durchweg großen Familien durchzubringen. An den alten Sitten und Bräuchen hielten sie fest, so an den altüberlieferten Fastnachtsbräuchen (Narrensprung Schömberg, Obernheim Hexenfastnacht, Fackelfeuer). Oberhohenberg war nicht „auf Rosen gebettet“, war aber für Österreich trotzdem ein pünktlicher Steuerzahler, wie Maria Theresia bezeugt hat.

Verwaltung

Die dem Oberamt der Grafschaft Hohenberg (zu dem in unserem Bezirk das Stadtschultheißenamt Schömberg, die Justizbeamtung Binsdorf, das Obervogteiamt Spaichingen und das Patronatamt Werenwag mit Kallenberg gehörten) übergeordnete Behörde war die vorderösterreichische Regierung, die ursprünglich in Ensiheim im Elsaß, seit 1651 in Freiburg ihren Sitz hatte. Der Sitz des Oberamts war Rottenburg. Es war die Stelle, an welche die untergeordneten Stellen ihre Berichte einzusenden hatten, durch welche die landesherrlichen Gesetze, Verordnungen, Erlasse bekanntgemacht wurden, wohin der 1. Rekurs stattfand, wenn sich jemand durch einen amtlichen Bescheid beschwert fühlte. Darüber hinaus bildete das Oberamt das Kriminalgericht. Es mußten alle Verbrecher ins Gerichtsgefängnis Rottenburg eingeliefert werden, wo dann im „Collegium“ das Urteil gefällt wurde. Im Kameralfach oblag dem Oberamt vor allem der Einzug der Steuern, Gülten, Zehnten, Strafen und sonstigen Einnahmen der Landesherrschaft.

Der höchste Beamte der Grafschaft war der Landvogt, der von jeher adeliger Herkunft war. Ihm zur Seite standen 3 Oberamtsräte, davon ein Landschreiber und ein Rentmeister. Das niedere Personal umfaßte den Registrator, die Protokollisten, die Kanzlisten, die Accessisten (= Praktikanten).

Die dem Oberamt untergeordneten Ämter waren vom Obervogt besetzt, seiner Kompetenz, auch seinem Amtsbezirk nach etwa ein altwürttembergischer Oberamtmann bzw. vor 1759 Vogt. Er ist auch landesherrlicher Justiz- und Polizeibeamter, war gleichzeitig Finanzbeamter. In dieser Eigenschaft oblag ihm die Eintreibung der Einkünfte und ihre Ablieferung an das Rentamt.

Schluß folgt.

Gemeine und Weiße Pestwurz

(*Petasites officinalis* und *P. albus*)

Ich treib meine Blüten, wenn alles noch kahl,
im Sommer die Blätter in großer Zahl,
und meine Wurzel, die bannte die Pest,
das gab mir den Namen, so ist es gewest.
Heut kennt man mich wenig, man achtet
mich kaum,
im Schatten des Waldes, da träum ich den
Traum. W.

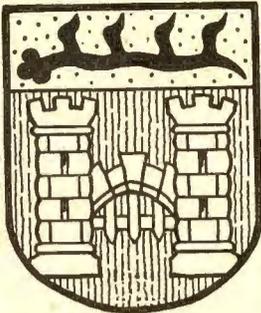
Von der Pestwurz gibt es in unseren Wäldern zwei Arten: die Gemeine Pestwurz (*Petasites officinalis*) mit blaßbrötlichen Blütentrauben, und die in ihrer weißen Blüte viel schönere Weiße Pestwurz (*P. albus* — siehe Bild). Die Blütenstengel werden 30—60 cm hoch, bei der Weißen Pestwurz etwas niedriger. Sie sind im März und April an feuchten Orten und Bachrändern zu finden. Erst nach der Blüte treiben die Blätter, die bei der Gemeinen Pestwurz mannhoch werden können (Wutachschlucht). Auf der Unterseite sind sie leicht wollig. Oft werden sie bei oberflächlichem Betrachten mit denen der Klette oder des Huflattichs verwechselt. Das Pestwurzblatt ist das größte Blatt unserer heimischen Pflanzenwelt. Man kann es im Sommer ohne weiteres als Regen- oder Sonnenschirm verwenden.

Die Früchte der Pestwurz tragen löwenzahnähnliche Samen mit Flugapparaten. Kurz vor der Reife erstrahlen die Frucht-



träger der Weißen Pestwurz nochmal in einem bezaubernden seidigen Glanz. Früher verwendete man die Wurzelsäfte gegen die Pest. In der Homöopathie wird heute noch eine Abkochung der Wurzel (officinalis) gegen chronischen Rheumatismus und Epilepsie angewandt.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Sandsteine und Sande

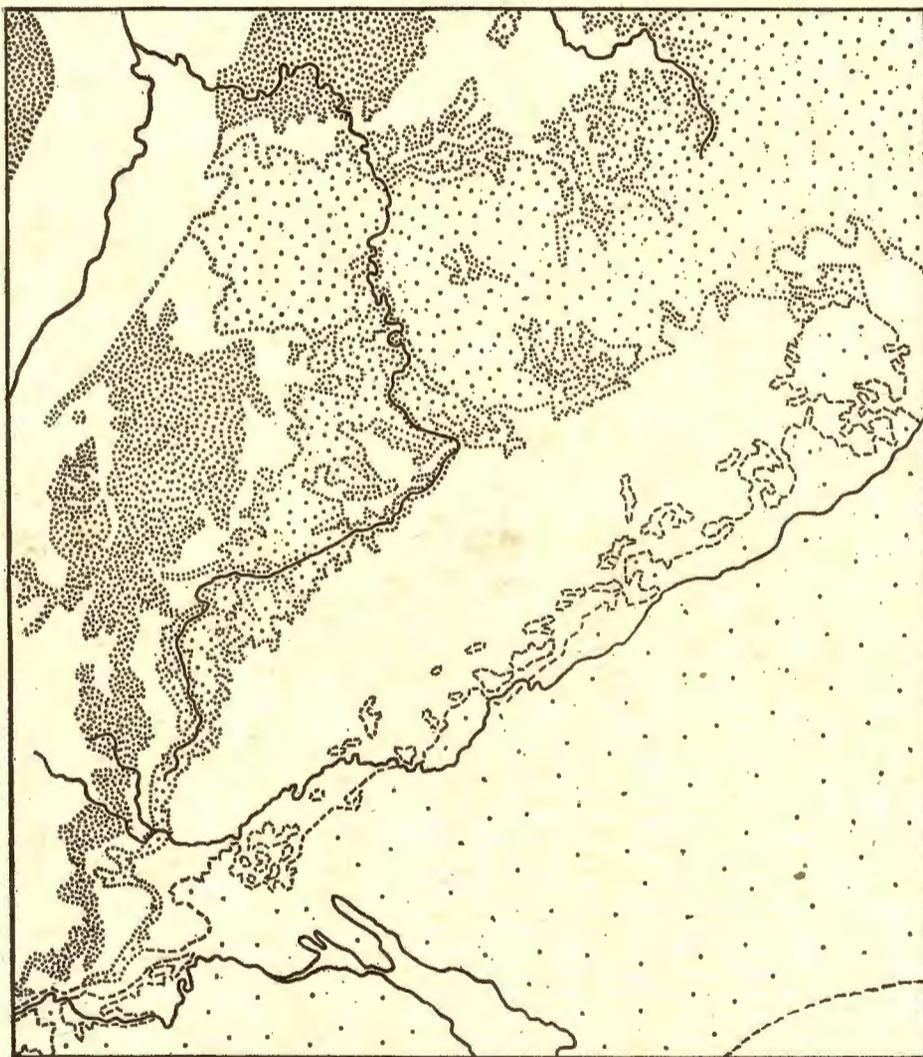
von Hans Müller

Auch dem grauesten Alltag läßt sich noch etwas abgewinnen. So kann man sich auf dem Weg zur Arbeitsstätte, anstatt stumpf und teilnahmslos dahinzutrotten, die Aufgabe stellen: Ich will einmal das Material, aus dem Gebäude und Gartenmauern gemacht sind, bewußt betrachten. In diesem Sinne hat Professor Hennig („man“ kennt ihn aus der Kreisbeschreibung) einmal mit Naturwissenschaftlern eine geologische Exkursion durch die Stadt Tübingen gemacht. Sehr bald wird einem klar, daß Naturstein immer noch das Vornehmste ist und daß die allermeisten Häuser häßlicher sind als nötig. Naturstein wird auch immer vornehm bleiben. Darüber hinaus fühlt man sich angesprochen, wenn an betonten Stellen die heimatliche Landschaft selber das Ihre spendet. So sollten Brunnen auf der Alb, besonders außerhalb der Ortschaften, aus Kalkstein gebaut sein. In der Stadt läßt man sich an Gebäuden auch anderes gefallen, so etwa den grünen, polierten Serpentin. Obwohl es der Böttinger Marmor, der Cannstatter Travertin und die technischen „Marmore“ der Alb durchaus mit dem Serpentin aufnehmen können. Granit sieht man an Häusern selten; aber dafür entschädigen uns die Bordsteine an den Gehwegen mit den großen „Speckbrocken“, den rechteckig erscheinenden Orthoklas- (Feldspat-) Kristallen. Seltener, aber sehr schön ist der rosarote, feinkörnige Feldberggranit, z. B. von Hinterzarten, und an Gartenmauern, Treppenstufen und auf Gartenwegen sehen wir die grauglitzernden, teuren Glimmerschiefer aus der Schweiz. Aber unter allen Natursteinen sind doch die Sandsteine am meisten vertreten. Sandsteine in der Mehrzahl! Denn schon bei ganz wenig Übung erkennen wir, daß es da verschiedene Arten gibt. Zunächst die ganz einfarbig braunroten, aber auch diese schon in zwei Formen: als Quader und als Platten, die aber nicht gesägt sondern gebrochen sind und von vielen Glimmerplättchen übersät. In die Quader, die auch Bausandsteine heißen, sind manchmal milchweiße oder auch andre Kieselchen eingebacken. Gotische Kirchen und rotbrauner Sandstein sind zwei Begriffe, die wir meist zusammen denken. Auch Skulpturen sind wir aus diesem Material aus früheren Zeiten in erster Linie gewöhnt. — Aber es drängen sich in den Straßen auch hellere Farben auf: Bläuroter Sandstein, manchmal gelbbraun geflammt oder gar wie Holz gemasert, oder die tiefrotbraunen, die auch grün durchwachsen oder braunschwarz getigert sein können. An Gartenmauern sieht man viel einen in verschiedenen Tönen braunen, sandigen Stein oder wohl auch einen schokoladebraunen, der innen bläulich aussieht. Und so geht die Farbenskala bis zu grauweiß und weiß, das für Denkmäler bevorzugt wird. Aber wir sollten auch die Körnung beachten, ob grob oder fein, die Härte, den Glanz. Endlich ist wichtig, ob ein Baustein hart bleibt, ob er jede gewünschte Form annimmt und lange behält oder ob er seine Kanten verliert, ob er

„aufblättert“ oder ganz zerfällt — in Sand. Verputzte Gebäude oder Mauern sollten das Sandige des Verputzes noch zeigen, es soll nicht mit Farbe zugeschmiert sein sondern darf sogar glänzen oder glitzern. — Ein Sandhaufen ist die Wonne der Kinder, und der Sandkasten ist vom Kindergarten bis zum großen Generalstab ein wichtiges Bildungsmittel.

Der Appetit kommt mit dem Essen. Hat man einmal die verschiedenen Sandsteine und Sande zu betrachten angefangen, dann

möchte man auch wissen, woher sie kommen und wie sie entstanden sind. Unser Stadtrundgang soll nun im Freien wiederholt werden. Dabei dürfen wir durchaus nicht nur an den nördlichen Schwarzwald denken. Aber beginnen wir ruhig mit ihm, denn er ist das größte geschlossene Sandsteingebiet Baden-Württembergs. Im Gegensatz zu seinem Namen ist der „Bunt“-Sandstein einfarbig braunrot, wenigstens in seiner mächtigsten Schicht, dem Bausandstein, der im Schwarzwald bis zu 200 Meter anschwillt. Zur Formation Buntsandstein gehört aber noch mehr. Über und unter dem Bausandstein liegen beträchtliche Lagen mit eingebackenen Kie-



-  *Buntsandstein*
-  *Keuper*
-  *Tertiär u. Diluvium*

selgerollen (Konglomerate), ganz oben kommt der Plattensandstein, dessen Glimmerplättchen die Spaltbarkeit bedingen, und ganz unten liegt der Tigersandstein, der in der Farbe bis zu gelbweiß gehen kann und an seinen braunschwarzen Eisen- und Manganflecken und -löchern leicht zu erkennen ist. Das gesamte Schichtpaket des Buntsandsteins wird nach Norden immer mächtiger: Donaueschingen 50 Meter, Biersbronn 270 Meter, Pforzheim 480 Meter. Der zutage tretende Buntsandstein beginnt bei Waldshut als schmales Band, wird bei Freudenstadt 24 km und bei der Hornisgrinde 40 km breit, taucht im Kraichgau unter und im Odenwald wieder auf. Die Skizze zeigt diese Bereiche dicht punktiert.

Woher kommt diese gewaltige Sandsteindecke? Wir schauen uns einen Sandstein an. Er besteht aus Quarzkristallen, die meist rundgerollt und von einem braunen Toneisenhäutchen umhüllt sind. Das Bindemittel, das die (innigen grauen) Sandkörner kittet, ist kieselig oder karbonatisch (rotbraune Eisen-, Mangan-, Magnesium-, Kalziumverbindungen). Je nach dem Kieselanteil des Bindemittels ist der Sandstein mehr oder weniger brauchbar. Bei zu wenig Kiesel zerfällt er leichter, bei zuviel setzt er der Bearbeitung Widerstand entgegen. Die Karbonate sind aus verwittertem Feldspat entstanden. Oft sehen wir auch Glimmerplättchen. Feldspat, Quarz und Glimmer: da haben wir ja die drei Hauptbestandteile unsrer Urgesteine Granit und Gneis. Also ist der Sandstein zerfallenes und wieder verkittetes „Urgestein“, wobei der Feldspat in viele Bestandteile zerfiel und besonders den Ton (und damit die Farbe) lieferte. — Wo befanden sich aber die verwitternden Urgebirge, die soviel Sand abgaben? Denken wir uns den südlichen Schwarzwald vergrößert bis nach Burgund, in die Auvergne und zu den Ardennen als altes, vergehendes Gebirge, so haben wir das „Liefergebiet“ unsrer Sandmassen. Aber auch der Vindelizische Rücken im Osten (vom Tödi bis zum Bayerischen Wald) beteiligte sich an der Zufuhr. Es ist schon viel hin und her erwogen worden, ob bei der Ausbreitung der Sandmassen der Wind die Hauptrolle gespielt habe oder das Wasser, und wenn dieses, ob als Meer oder Flußsystem. Gewiß sind Überflutungen nachzuweisen, aber die Hauptarbeit leisteten Flüsse mit mächtigen Überschwemmungen (Schichtfluten) und Mündungsdeltas. Auch Dünen lassen sich nachweisen, aber keine reguläre Wüste, trotz des tropischen Klimas. Tier- und Pflanzenleben waren gering; es muß eine lebensfeindliche Zeit gewesen sein. — Wandern wir heute im nördlichen Schwarzwald, so fällt uns die Eintönigkeit der Landschaft auf: Sehr einheitlicher Nadelwald mit Weiß- und Rottannen, seltener Forchen; Besenginster, roter Fingerhut, Heidelbeere, Heidekraut, Waldgamander und viele Moose. Die Siedlungen, klein und geschichtlich jung (meist erst seit dem 10. Jahrhundert), liegen mit ihrer Flur inselartig in den endlosen Wäldern. Die Böden sind mager. Nur wo über dem Plattensandstein noch der Rötton ansteht, sind sie besser. Viehzucht überwiegt. Die Bevölkerung ist bescheiden, zuweilen fast ängstlich, grüblerisch, jedoch wenn man zusammensitzt auch manchmal aufgelockert. „Stundenleut“ sind sehr häufig. Es kommt zu Selbstmorden ohne ersichtlichen Grund; man war eben „hintersinnig“ geworden. Selbst die braunen, feuchten Grabsteine wirken trauriger als anderswo. Die Schriftsteller des nördlichen Schwarzwaldes, Hermine Villingen und Berthold Auersbach erzählen ernste, ja tragische Geschichten. Hermann Hesse und Auguste Supper haben ihre Schwarzwaldheimat gern gehabt, aber verlassen. Eduard Mörike und Wilhelm Hauff kommen nicht aus dem Schwarzwald, ha-

ben aber auch kein wahres Bild von ihm, denn sie benutzen ihn nur als Hintergrund für phantastische Märchen voller Tragik. — Seit die Städte die wohlthuende Ruhe und die gute Waldluft des Schwarzwaldes entdeckt haben, „ernährt man sich dort von Fremden“. Sie bringen den Eingeborenen gewiß nicht lauter Gutes, aber außer dem Geld doch ein bißchen Aufheiterung. Wer den Schwarzwald wirklich erlebt hat, gewinnt ein „Verhältnis“ zu ihm, seiner Geschichte und — zum Buntsandstein.

Im Odenwald hat der Sandstein und seine Landschaft einen andern Charakter. Berge und Täler sind gradlinig langgezogen, offener, heiterer, und er selber ist nicht mehr so düster sondern schön blaßrot und gelblich gemasert. Es ist ein reiner Genuß, ihn als Baustoff z. B. an den neuen Brücken in Heidelberg oder in Eberbach immer wieder zu betrachten.

Nicht weniger als fünf verschiedene Sandsteine liefert der seltsame Keuper, der als „Land der bunten Erde“ auch Tone, Mergel, Kalk und Dolomit und selbst etwas Erz, und dies alles in vielerlei Farben vielschichtig aufzuweisen hat. Da liegen zu unterst die grauweißen, feinkörnigen Lettenkeupersandsteine, die dem Baumeister und Steinbildhauer ein wertvolles Material bieten. Nicht weit darüber tritt der wundersame Schilfsandstein auf, gleichmäßig im Korn, gelb, grün oder rot, auch grünrot durchwachsen oder braunschwarz gefleckt. Leider spalten die zweifarbigen Sorten mit der Zeit auf, und damit zerfallen die Quader in unregelmäßige Platten. Wieder ein Stück höher erscheint stellenweise der harte Kieselsandstein, bei dessen Bearbeitung das Werkzeug Funken gibt und bei ihm lieber die Quarzkörner zerspringen, als daß das Bindemittel nachgibt, denn es ist kristallisierter Kiesel. Ganz anders verhält sich darüber der Stubensandstein mit seinem Kaolin als Bindemittel (verwitterter Feldspat). Auf weite Strecken zerfällt er von selber zu Sand, Stubensand, den man früher auf die frischgeschauerten Holzfußböden gestreut hat. Durch die Straßen zog mit seinem Wägelchen der Sandmann (so auch in Balingen) und rief: „Saad, Saad, guete Saad!“. Für die „Herrenleut“ hatte er noch ein kleines Säckchen mit Streusand bei sich. Der wurde zum Trocknen der Tinte auf die Schriftstücke gestreut. Auf meiner ersten Schulstelle hatte ich neben dem Tintenfaß noch ein leibhaftiges Streusandbüchsen stehen. Diesen Streusand hat der Sandmann, meist ein armer Bauer, aus dem feinkörnig-glitzernden Rätssandstein geklopft, der die Keuperformation nach oben abschließt, wenn auch nur an wenigen Stellen.

Die Keuperzeit war eine sehr seltsame, unruhige Zeit. Immer noch war Deutschland ein flaches Becken, bei uns 200 Meter, am Main aber schon 500 Meter tief. Wieder war das Klima heiß und überwiegend trockener (semiarid). Aber das Hin und Her des Meeres, Austrocknung oder Versumpfung, Bildung von Restseen und deren Ausfüllung, Deltaaufschüttung großer Flüsse, ja Ströme, das Wandern der Sanddünen und all das ging nun viel lebhafter und abwechslungsreicher vor sich. Vor allem aber war der Pflanzenwuchs reichhaltiger geworden. Dicht bei dem Lettensandstein findet man sogar kleine Schmitzen richtiger Kohle, bei uns in der Nähe des Neckars. Auch die dunklen Einlagerungen im sogenannten Schilfsandstein gehen auf Pflanzen zurück. Zwar gab es noch kein Schilf, aber große Schachtelhalme, Bärlappe, Farne und die Vorläufer unserer Nadelhölzer. Sie haben beim Verwesens das rote Eisenoxyd in grünliches Eisenkarbonat umgewandelt. Schöne Wellenfurchen und Rippelmarken im Schilfsandstein, die Professor Wurster (jetzt leider in Hamburg) vom Thüringer Wald bis zum Kleinen Heuberg untersucht hat, lassen auf einen Fluß von der Größe

und dem Typ des Mississippi schließen, der gemäß seiner Materialfracht aus Skandinavien gekommen sein muß. Wir haben den Schilfsandstein in nächster Nähe bei Trichtingen, bei Heiligenzimmern und weiterhin an der Stunzach und der Eyach, ferner bei Renfrizhausen. Viele verlassene Steinbrüche, mit 50- bis 80jährigen Fichten überwuchert, zeigen heute noch an, daß das Steinhauergewerbe einst in Blüte stand. Erlaheim und andere Orte da herum hatten mehrere Dutzend Steinbrucharbeiter. — Auch der grobkörnige, helle Stubensandstein hat brauchbare Lagen, nämlich wo die Kaolinbindung durch Kalkbindung ersetzt ist. Leider werden kalkver kittete Sandsteine in Industrievieren durch Fabrikabgase zersetzt. Blickt man von Bickelsberg hinab in den Brittheimer Graben, so zieht sich unten der Kirnberg hin, der aus Stubensandstein besteht und mit Heidelbeeren und Waldwachtelweizen einen leichten Vorgeschmack vom Schwarzwald bietet. In Franken ist der Stubensandstein weit verbreitet und heißt dort Burgensandstein, weil nicht nur Nürnberg und Bayreuth, sondern viele Burgen und Städte daraus gebaut sind. Bedauerlicherweise wird er bald schwarz und macht dadurch die fränkischen Städte unansehnlich.

Die Böden über reinem Stubensandstein sind noch magerer und trockener als der Schwarzwald. Große Flächen sind das aber nur in Mittelfranken und im Schwäbisch-Fränkischen Wald. Wo in den Keuperwäldern vor dem Kleinen Heuberg manche Berge so lange Nasen vorstrecken, kann man sicher sein, daß es der Stubensandstein ist. Man erkennt ihn auch an der Vorherrschaft der Kiefern. Im ganzen ist jedoch das Keuperwaldland doch vegetationsreicher als der Schwarzwald, weil ja zwischen den einzelnen Sandsteinschichten noch so vieles andere liegt. Stellenweise ist oder war sogar Weinbau möglich. Am Weingartentalbach bei Rosenfeld müssen ja nicht gerade die besten Wingerte gewesen sein. — Den Kieselsandstein haben wir hier nicht, er kommt aber bei Stuttgart vor. — Der feinkörnige Rät- oder Silbersandstein (die Quarzkriställchen funkeln im Licht) wurde unterhalb Balingen an der Eyach gewonnen. Auch bedeckt er die Tonau hoch über dem Beuremer Tal, die jedoch völlig zugewachsen ist. Ein in der Landschaft geübtes Auge entdeckt ihn an den obersten Steilhängen der Schlichem bei Leidringen und des benachbarten Schwarzenbachs. — Außer dem Keuperwald gibt es noch die weitgehenden Landschaften des Lettenkeupers, der den Muschelkalk wie mit einer verhältnismäßig dünnen Decke überbreitet und sehr fruchtbare Gefilde mit wohlhabenden Dörfern gibt, besonders wenn noch Löß dazukommt. Dieser Landschaftstyp beginnt unterhalb Brittheim mit Bochingen, Boll, Vöhringen und so weiter. Der Lettensandstein macht da die Böden etwas lockerer, trockener und wärmer. Durch die weiträumige Überdeckung des Muschelkalks erscheint der Gesamtkeuper auf der geologischen Karte mächtig ausgedehnt (Skizze). Zwar fängt auch er bei Waldshut sehr schmal an, verbreitert sich aber am mittleren Neckar schon beträchtlich und erreicht allein in Baden-Württemberg eine Breite von 100 km, denn Schönbuch, Stromberg, Heuchelberg, Kraichgau und Schwäbisch-Fränkischer Wald gehören ihm an. Die Skizze zeigt, daß der Muschelkalk (weiß) nur in einem recht schmalen Band bis zur Erdoberfläche ausstreicht und nur ganz nördlich — im Bauland — große Flächen einnimmt. Auf der anderen Seite des (schwächer punktierten) Keupergebietes tritt (wieder weiß gelassen) die Albtafel hervor. — Während die Lettenkeuperdecke fast waldfreies landwirtschaftliches Gebiet ist, treten die Keuperwälder als eine einprägsame Geländestufe hervor und gehören zu den stillsten und lieblichsten Landschaft-

ten, die wir besitzen. Es gibt da nur Einzelhöfe, und auch die sind selten. Einen besonderen Menschentyp hat das Keuperland nicht geschaffen; es ist eben Neckarland und im Nordosten Hohenlohe.

Haben wir nun endlich alle unsere Sandsteine und Sande beieinander? Oh nein! Denn auch das Tertiär Oberschwabens kann einen Beitrag liefern. (Auf der Skizze ganz weit punktiert.) Bei Saulgau, Fulgenstadt oder Ursendorf liegt der leicht zerbröselnde Burdigalsandstein, in dem sich Haifischzähnen finden. Wenn wir am Bodensee außer dem Wasser auch das Land beachten, treffen wir noch viele Molasse-Sandsteine und Sande an, so z. B. bei den Kaiserhöhlen über Überlingen, bei Sippingen usw. Aber so weit brauchen wir gar nicht zu gehen. Bei Hundesingen an der Donau haben wir die Molasse auch und in Spuren sogar bei Benzlingen, also auf der Alb. Hinter Inzigkofen ist die Graupensandrinne angeritzt: grauer Sand mit weißen Kieseln, die vom Fichtelgebirge stammen. Damals floß also die Donau von Osten nach Westen! Da die Molasse-Sandsteine leicht zerfallen, geben sie in der Hauptsache Bausand, wodurch allerdings zu den ungeheuren Kiesmassen Oberschwabens noch ein weiterer Reichtum hinzugefügt wird. Quarzsand ist auch Rohmaterial für die Glasherstellung, die mit den Heimatvertriebenen aus den Sudeten zu uns herübergewandert ist. Auch das Diluvium liefert in seinen Moränen und besonders im Fluvio-glazial enorme Sandmassen, die allerdings wegen der Kürze der Zeit noch nicht zu Sandsteinen werden konnten. Nur stellenweise finden wir Verhärtungen, die „Sandkiesel“.

Natürlich gibt es in Deutschland noch Sandsteine genug, besonders auch noch ältere — der Buntsandstein ist ja „nur“ 200 000 000 Jahre alt — als die baden-württembergischen. — Für spezielle Zwecke, z. B. Mühlsteine, die keine Sandkörner abgeben dürfen, verwendet man unter anderem Quarzite. Diese haben kein Bindemittel, sondern kompakt ineinander verfilzte Quarzkriställchen, sind also ein Übergang vom Sandstein zum homogenen Quarz.

Haben die Kalklandschaften gar keinen Sandstein? Nicht viel. Der Muschelkalk führt an seiner Obergrenze den Dolomitsand, der aber nicht wie alle andern Sande aus Quarzkörnern, sondern aus Magnesiumkarbonatkriställchen besteht, die bei der chemischen Auslaugung des Dolomit auseinandergefallen sind. Der Jura, also die Alb, bietet dieselbe Erscheinung, so z. B. zwischen Bitz und den „Bitzer Burgen“ bei Neufra. An der alten Straße nach Meßstetten konnte man sich, als die Post Kabel legte, ein Säckchen mit feinem roten Sand füllen: Überrest der Kalkverwitterung in einem Urtal. Denn selbst der reinste Jurakalk ist nicht ganz frei von Kiesel. — Im Braunen Jura stürzen die Bäche vielfach über die „Wasserfallschichten“, so bei Zillhausen, bei Laufen, im Döbel und bei Hausen am Tann. Es sind braune Sandsteine in plattiger Form aus dem unteren Braunjura. Einen noch heute verwendeten Bausandstein bietet der Schwarze Jura oder Lias: Es ist der eingangs erwähnte, in verschiedenen Brauntönen vorkommende Angulatussandstein, der früher bei Ostdorf gebrochen wurde. Er ist kalkreich und bildet einen Übergang zu den Kalksandsteinen, auf die aber nicht mehr, eingegangen werden soll. Nur einer sei noch erwähnt und soll den Schluß bilden: Der eigenartige Blaukalk(sandstein) aus dem mittleren Braunjura. Man sieht ihn an der Bahnstrecke bei Lautlingen gegen Laufen; zwischen Pfeffingen und Zillhausen, aber auch unterhalb Tieringen bildet er kleine Terrassen. Dieser „Blau“kalk sieht immer schokoladenbraun aus, und man muß schon

große Blöcke von ihm zerschlagen, wenn man das blaue Wunder erleben will. Ein Wunder ist allerdings der Vorgang seiner Verwitterung und Verfärbung von außen nach innen. Das blaufärbende Eisensulfid im Innern (es ist nur sehr wenig) kommt mit Luft in Berührung. Dadurch wird der Schwefel oxydiert und somit das Eisen reduziert. Dieses oxydiert aber auch, nämlich zu Eisen-III-oxyd Fe_2O_3 und nimmt Wasser auf, so daß es zu Eisenoxydhydrat $Fe_2O_3 \times 3H_2O$ wird. Dieses können wir uns als Eisenhydroxyd vorstellen nach folgender Rechnung: $Fe_2O_3 \times 3H_2O = Fe_2H_6O_6 = 2Fe(OH)_3$. Damit haben wir den Rost, der das Gestein von außen bräunt. Es ist ein wunderbarer Vorgang.

Rückblickend sei der Gedanke erlaubt, wie wohl die Geschichte des christlichen Abendlandes verlaufen wäre ohne die Natursteine und ohne insbesondere die so bildsamen Sandsteine. Wo wären die meisten Kirchen und Dome, die Burgen, Schlösser, Rathäuser, Villen, Gartenmauern und Brücken geblieben? Wo die Seligkeit der Steinbildhauer im sakralen wie profanen Gestalten?

Unsere Kunsthistoriker hätten viel weniger zu tun, und selbst die Historiker ständen vor einfacheren Tatsachen. Denn alle Bauwerke und Skulpturen verkörpern und beeinflussen doch auch Ideen, helfen durch ihre imposante Erscheinung Menschen leiten und regieren, wenn nicht gar unterdrücken, Reichtum und Macht von Gemeinschaften oder Einzelnen an den Tag stellen und vieles mehr. Auch hat die Gewinnung, Bearbeitung und Verwendung der Steine ungezählten Familien das Brot im Kasten und das Dach über dem Kopf gebracht, gar nicht zu reden von den Unternehmern, die daran reich geworden sind, oder gar von den Marsjüngern, die die undankbare Aufgabe haben, all das wieder in Schutt und Trümmer zu verwandeln.

Was will das aber besagen gegenüber der Schöpfung? Lassen wir ihr nur Zeit. Sie hudelet nicht gern. Auch aus dem wüsten menschlichen Kulturtrümmerfeld macht sie in Jahrhunderttausenden, die ihr nur Minuten sind, wieder die allerschönsten Natursteine! Ganz gleich, ob es dann noch Menschen gibt oder nicht.

Die Herrschaft von Oberhohenberg

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Von den unteren Behörden war das Obervogteiamt Spaichingen das bedeutendste und umfangreichste. Zu ihm zählten die oben angeführten 16 Kameralorte. Ursprünglich war sein Sitz in Fridingen. Es bestand außer dem Obervogt aus einem Rentmeister, einem Kanzleiverwalter, nebst dem nötigen Kanzleipersonal.

Schömberg und Binsdorf

Die beiden Städte Schömberg und Binsdorf wurden ursprünglich gemeinsam durch den Schultheiß von Schömberg verwaltet. Der Stadtschultheiß bezog dafür eine Besoldung von 530 fl. 1788 wurde aber für Binsdorf mit seinen 523 Einwohnern ein eigener Justizbeamter mit 300 fl. Gehalt angestellt, dem auch die beiden Klöster Kirchberg und Bernstein unterstellt waren. Schon 1604 hatte man dem amtierenden Schultheiß in Binsdorf, der weder lesen noch schreiben konnte, einen Verwalter zur Seite gestellt. In der Zeit der Verbindung Binsdorf-Schömberg erhielt der alte Heerweg in Richtung Hofstetten den Namen „Schömberger Weg“. In Binsdorf besaß die Herrschaft ein seit 1471 bezugtes Amtshaus, das dann im 18. Jahrhundert als Schulhaus diente.

Sowohl dem Stadtschultheiß in Schömberg wie dem Justizbeamten in Binsdorf oblag in erster Linie die Gerichtsbarkeit in „civilibus et criminalibus“. Weiter waren sie Kameralbeamte. Ihre Stelle entsprach der eines Obervogts, nur mit kleinerem Wirkungskreis. Der Schultheiß von Schömberg führte ein eigenes Siegel, das einen Adler mit gespaltener Brust aufwies, darin das österreichische und hohenbergische Wappen.

Das Stadtgericht in Schömberg übte im Namen der Herrschaft bis 1756 die hohe und niedere Strafjustiz und die zivile Gerichtsbarkeit aus und von 1607 an auch die Blutgerichtsbarkeit. Ein Galgen stand an der Markungsgrenze gegen Zimmern. Zeitweise wohnte in der Stadt auch ein Scharfrichter.

Es gab eine Reihe von herrschaftlichen Bediensteten (2 Steuereinzahler, 6 Umgelder) und städtischen (Untergänger, 2 Torwarte, Wald- und Feldschützen, Brunnenmeister, Fleisch- und Feuerbeschauer usw.). Von 1756 an übernahm der Stadtschultheiß das Justizwesen, indem er und ein Bürgermeister, 2 Deputierte und 4 Richter die Freveltaten ahndeten.

Seit Anfang des 16. Jahrhunderts vereinigten sich Vertreter der Städte und Landschaften zum schwäbisch-österreichischen Landtag, dessen Schauplatz wechselte, bis schließlich Ehingen ständiger Versammlungsort wurde und seit 1751 auch Schömberg, Binsdorf und Oberhohenberg als selbständige Landstände erschienen. In der Obervogtei Oberhohenberg wurden die Abgeordneten gewählt, die Städte schickten Magistratsbeamte, in der Regel die Bürgermeister. Der Zusammentritt der Deputierten war verhältnismäßig selten. Die Zuständigkeit des Landtags war im wesentlichen auf das Steuerwesen und die Rekrutierung beschränkt. Dann fiel neben dem Steuereinzug unter die ständische Tätigkeit die gesamte Salzwirtschaft, die in Österreich monopolisiert war. Die Städte Schömberg und Binsdorf, die Orte Nusplingen, Obernheim, Dormettingen und Erlaheim bezogen ihr Salz aus der Hauptfaktorei Stockach, während die Orte der Herrschaft Oberhohenberg unter der Hauptfaktorei Radolfzell standen. In den einzelnen Herrschaften geschah die Weiterverteilung des angelieferten Salzes, das nicht im freien Handel zu kaufen war, durch eigene dazu bestellte und verpflichtete Beamte.

Stadtschultheißen in Schömberg waren Joseph Andreas Dorn (1754—1762), Raymond Bernhard (1762—1763), Johann Baptist Söll (1763—1786) und Adam Joseph Henle (1786—1806), Justizbeamte in Binsdorf Franz Xaver Schumacher (1788—1799) und die restliche Zeit bis 1806 wurde Binsdorf wieder von Schömberg aus versehen.

Die Gemeindebehörden der Dörfer unterschieden sich wenig von den altwürttembergischen. An der Spitze der Gemeinde stand ein Ortsvorsteher, für den beispielsweise in Ratshausen 1501 die Bezeichnung Schultheiß und dann 1582 Vogt war. Sie wurden von den Mitbürgern gewählt, bedurften allerdings noch der Bestätigung der Regierung. Ihm standen 2 Deputierte zur Seite, die gemeinsam die Gemeinde-, Polizei- und Wirtschaftssachen besorgten. Die Dorfgerichte (1582 in Ratshausen 5 Richter) wurden in Oberhohenberg im 17. Jahrhundert aufgehoben. Für bestimmte Herrschaftswiesen bei der Burg Hohenberg und bei Delkhofen hatte die Einwohnerschaft von Ratshausen und Weilen zu fronen, die herrschaftlichen Weiher zu unterhalten und bestimmte Jagdfronen gegen geringe Entschädigung zu leisten. Wer in Ratshausen Wein ausschenkte, hatte der Herrschaft $\frac{5}{6}$ hr. Täfergeld zu geben.

Steuern, Gülten, Zinsen und andere Abgaben waren bis zur Ablösung im 19. Jahrhundert üblich.

Das Wehrwesen

Im Wehrwesen bestand das Landesaufgebot neben geworbenen Söldnern aus dem Aufgebot der wehrfähigen Bauern und Bürger. Die Anwerbung von Söldnern war Sache des Landesherrn. Zum Üben vereinigten sich die Schützen in Schützen-gesellschaften, die zuerst mit der Armbrust, dann mit der Büchse, später der Stahlbüchse oder Muskete ausgerüstet waren. So wird für Schömberg 1537 eine Büchsen-gesellschaft erwähnt. Von der Herrschaft erhielten sie 3 lb. 2 ß 6 hr. zum Verschießen. Die Wehrfähigen waren in Fähnlein eingeteilt. Jedes Fähnlein hatte einen Hauptmann, Leutnant, Fähnrich, Feldwebel, Trommelschläger, Pfeifer und Feldscherer. Ein Musterungsregister, das Hans Werner von Raitenau zu Langenstein, der in Binsdorf am 22. Januar 1581 und am 23. Januar 1581 in Schömberg zur Musterung war, an Seine Durchlaucht Erzherzog Ferdinand von Österreich aufgestellt hat, verzeichnet in der Herrschaft 2647 Personen, die alle „getreue, gehorsamste, gutherzige österreichische willige onderthanen“ seien, die „leib, gut und blut bei E. Fr. Dht. (Euer Fürstlichen Durchlaucht) lassen wurden“. Aus diesen könnten nach dem Bericht 500 ausgerüstete, auserlesene Doppelsöldner und Schützen ausgewählt werden (siehe Kreisbeschreibung Band I Seite 250, so u. a. aus Schömberg insgesamt 125, aus

Binsdorf 81). In der Musterungsliste des Jahres 1615 der Herrschaft Hohenberg (Staatsarchiv Ludwigsburg) sind insgesamt 973 Einträge von Fridingen, Dürbheim, Spaichingen, Dautmergen, Ratshausen, Weilen, Deilingen, Reichenbach, Egesheim und Bubsheim. In Oberhohenberg mit Schömberg und Binsdorf sind 201 Männer mit Rüstung, 267 Schützen und 351 halbgewüstete.

In dieser Musterungsliste sind auch die Namen, das Alter und Vermögen der Männer eingetragen. So gab es in Dautmergen Mocker (4 Mogger), Rapp (5), Seifriz, Wagner (2), in Radoltzhausen (Ratshausen) Blepp, Dannegger (6), Dauser (4), Koch (3), Riede (2), Sauter (9), Steiner (5), in Weiler (Weilen) Koch, Krachenfels, Riedlinger (2), Seifriz (2), Weinmann (2); in Dautmergen: Konrad Rapp, Vogt, 70 Jahre, 1500 fl., 5 Pferde; in Ratshausen: Michel Rigger, Vogt, 54 Jahre, 2000 fl., 5 Pferde zum Reiten nicht tauglich; in Weilen: Hans Seifriz, Vogt, 80 Jahre, 2000 fl., 4 starke Pferde zum Feldbau. Ein Versuch, um 1690 die Landmiliz zu reformieren, hatte wenig Erfolg. Die lebenslängliche Konskription wurde erst unter Kaiser Leopold II. beseitigt. Es kam deshalb oft vor, daß ins Württembergische desertiert wurde. Auch ausländische Werber übten ihre Tätigkeit aus.

Schlußbemerkungen

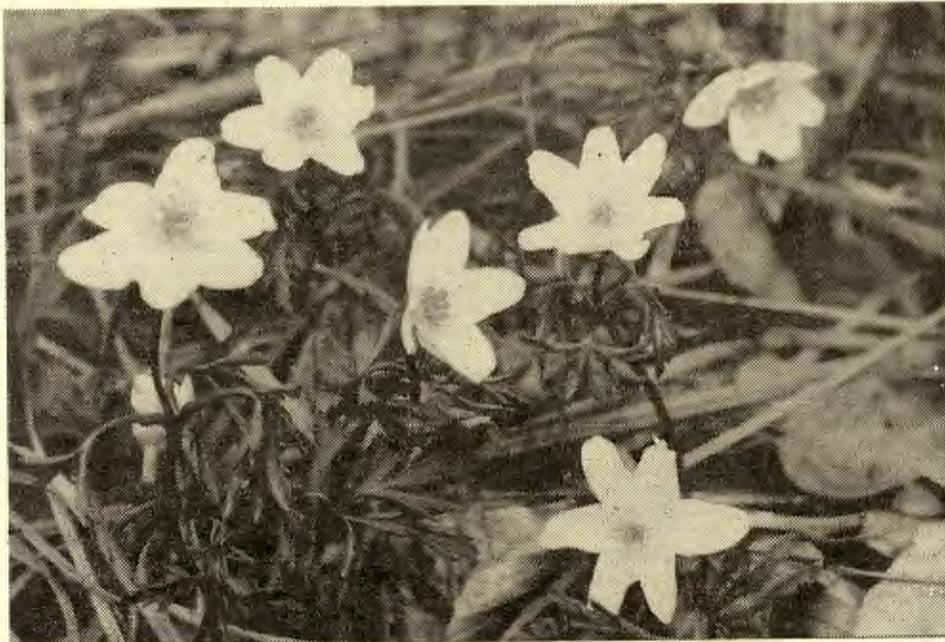
Was Oberhohenberg und die angrenzenden württembergischen Gebiete am entscheidendsten trennte, war ohne Zweifel die Religionsverschiedenheit, und diese

wirkte sich bis in den Volkscharakter hinein aus (siehe oben). Die Menschen hüben und drüben waren wohl eines Stammes und sprachen dieselbe Mundart. Das Moment der Trennung wurde dann noch durch die vielen verschiedenen Einrichtungen des öffentlichen Lebens, die sich im Verlaufe der Jahrhunderte auseinander entwickelt hatten, verstärkt. Die Verwaltung unterschied sich grundsätzlich von der württembergischen. So brachte ein mannigfaches Auf und Ab in der geschichtlichen Entwicklung als Endresultat eine sehr fühlbare Kluft. Wohl wurden verschiedene Verträge geschlossen, die gemeinsame Fragen regelten, aber immer wieder kam es zu Grenzstreitigkeiten und zu Zwischenfällen. Nur eines hatten beide gemeinsam zu tragen: jede Art von Katastrophen, seien es Mißwachs, Teuerung und Hungerjahre, seien es Kriege und Verwüstungen, Brandschatzungen und Kontributionen.

Vor der Besitzergreifung der Grafschaft Hohenberg durch Württemberg entstanden unter dem letzten Landvogt Graf von Bentzel solche Schwierigkeiten, daß Kurfürst Friedrich 1804 seinen Behörden alle Korrespondenz mit dem Landvogt untersagte. Dem Kurfürsten gelang es nicht, das begehrte Hohenberg auf friedlichem Wege zu erlangen. Erst der Siegeszug Napoleons konnte Österreich zur Aufgabe seiner vorderösterreichischen Besitzungen zwingen. Die Grafschaft Hohenberg und damit auch Oberhohenberg mit den Städten Binsdorf und Schömberg wurden vom Eroberer 1805/06 dem Kurfürsten von Württemberg für seine geleistete Gefolgschaft und Waffenhilfe geschenkt. Damit waren die Hohenberger Württemberger.

Die 424 Jahre österreichischer Herrschaft haben zwar Oberhohenberg ihren Stempel aufgedrückt; aber trotz der einstigen Anhänglichkeit an Österreich sind die Bewohner der ehemaligen Herrschaft Oberhohenberg gute und treue Württemberger geworden.

Anemone - Buschwindröschen



Ich komme schon bald und zeige mein Näschen,
ich stehe im Busch, der Wind schüttelt
mein Röschen.
Im braunen Laub und im buschigen Gras
fühl ich mich wohl wie Mäuschen und Has'.
Wird 's dann auch kalt und kommt nochmal
Schnee,
das kümmert mich wenig, tut auch nicht
weh!
Die Anemone, die im Volksmund allgemein als „Buschwindröschen“ bezeichnet wird, hat vier Vertreter in unserer Heimat:

1. Die Frühlings- oder Hain-Anemone (*Anemone nemorosa* - siehe Bild), auch „Schneekäther“ genannt, weil sie manchmal schon blüht, wenn noch Schnee die Fluren deckt, nämlich im März und April. Man findet sie oft in dichten Beständen

in lichten Wäldern und im Gebüsch. Ungleichsäge- und geteilte Blätter stehen zu dreien in halber Höhe des Stengels, der oben meist nur eine Blüte trägt, die vom knospigen Rot in weiß übergeht.

2. Das Windröschen (*A. silvestris*) hat auch grundständige Blätter. Die Blüte, die erst im Mai erscheint, ist größer und außen seidenhaarig.
3. Das seltenere Berghähnlein (*A. narcissiflora*) trägt drei bis 7 Blüten, die doldenförmig angeordnet sind, und es blüht von Mai bis Juli.
4. Das Goldhähnlein, also die Gelbe Anemone (*A. ranunculoides*) hat oft zwei Blüten, die außen weiche Härchen haben. Sie liebt wie andere Hahnenfußgewächse feuchteren Standort. Alle Arten sind giftig!

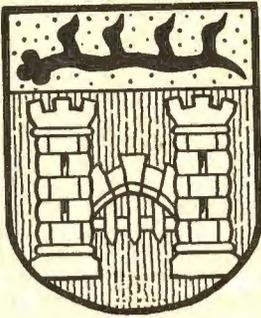
Kirchheim am Ries 1267-1967

Geschichte des Zisterzienserinnenklosters

Vor 700 Jahren wurde das Zisterzienserinnenkloster Kirchheim am Ries, Kreis Aalen, gegründet. Mit der Geschichte dieses Klosters und des Ortes macht Ottmar Engelhardt in der Südfunk-Sendung am Dienstag, dem 23. Mai, um 11.30 Uhr über Mittelwelle und UKW I bekannt.

Am Westrand des Rieskessels und in unmittelbarer Nachbarschaft von bedeutenden Fundstätten der Steinzeit liegt das stattliche Dorf Kirchheim. Im Ort selbst wurden aufsehenerregende Ausgrabungen aus der Römer- und Alemannenzeit gemacht. Daß Kirchheim am Ries auch im Mittelalter große Bedeutung hatte, beweisen drei Kirchen aus dem 13. bis 15. Jahrhundert. 1267 wurde in Kirchheim durch den Grafen Ludwig III. von Oettingen ein Zisterzienserinnenkloster gestiftet, das bis zu seiner Aufhebung 1802 große Bedeutung hatte. In drei Perioden entstanden innerhalb der Klosteranlage zahlreiche Bauwerke, die mit ihren Schätzen den noch wenig bekannten Ort im Osten Württembergs zum bedeutsamen Ziel der Kunstfreunde machen.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Das Ebinger Schloßfels-Massiv

Von Hans Müller

Nach der Beschreibung des Ochsenberg-Massivs (Heimatkundliche Blätter 1957 S. 189/204) und des Ebinger Hart-Schattenhangs (H. Bl. 1964 S. 513/15) muß nun auch einmal der dritte Hauptteil der Ebinger Markung betrachtet werden. Er wurde früher ganz einfach Bitzer Berg genannt. Aber diese Benennung ist kaum noch gebräuchlich, bzw. auf das „Bitzer Bergle“ zusammengeschrumpft. Dieses ist auf der Skizze 1 fast in der Mitte weiß ausgespart; es erhebt

sich in der Setze als kleiner Berg, soweit es nicht dem früheren Steinbruch zum Opfer gefallen ist. So hat Ebingens Anteil an den Albhöhen östlich der Schmiecha keinen einheitlichen Namen mehr. Da es aber vom Tennental (oben links) bis zum Tiefental (rechts, an der strichpunktierter Markungsgrenze) ein geschlossener Block ist, möge es nach dem Wahrzeichen Ebingens, dem 752,7 m hohen Schloßfels als „Schloßfels-Massiv“ bezeichnet werden. Gegen die Mar-

kungen Truchtefingen, Bitz und Straßberg hängt es allerdings mit den Tailfinger Bergen, den Bitzer Kuppen, dem Degerfeld und dem etwas flacheren Roßberg zusammen.

Wir erkennen auf Skizze 1 die Umbiegung der Schmiecha aus der N-S- in die NW-SO-Richtung mit der Kläranlage, Ehestetten, der ehemaligen Spital-Beimühle, der Eselmühle und dem Stenes (früher „Neuhaus“, neuestens „Linderhof“) als Anhaltspunkte. Unten links ein Stück unseres Hart-Schattenhangs mit dem Griesenloch-Tal. Der Schloßfels ist leicht zu finden, (auch daneben die Wiese mit dem Waldheim) von ihm bis zum Tennental zieht sich ein talloses Stück Steilhang. Das hängt damit zusammen, daß auch diese Strecke wenig Sonne und damit wenig Verwitterung hat, denn die Bestrahlung kann nicht vor ein Uhr mittags dahin gelangen. Die Südabdachung des Schloßfelsmassivs ist viel stärker angegriffen: Laizentäle, Otmarstal, Tiefental. Beim Aufstieg zum Schloßfels sind 230 m Höhenunterschied zu überwinden: von 720 m bis auf 950 m. Beim Weißen Fels (über den drei Haupttalquellen am Pumpwerk) sind es nur noch 140 m. Man sieht auf der Skizze 1 sehr deutlich, daß eine alte Kuppenlandschaft vom Fluß und den Nebentälern scharf angeschnitten worden ist und sich auf der anderen Seite „ungeniert“ in der gleichen Art fortsetzt. Vom Schloßfels nach Norden haben wir die Auchten, den Engesboch und den Menesboch und nach Osten herüber Siechenbühl und Stählernes Männlein. Nach Nordosten ist der große Hainloch gerade noch Ebinger Markung, und wenn wir südlich heruntergehen, haben wir den mächtigen Schmelboch mit seinen Ausläufern. Auf Truchtefinger Gebiet ragt der Bernloch herein. Zu Bitz gehört der gerade noch sichtbare Fuß des Bocksbergs, während etwas südlicher der doppelgipflige Brandbühl größtenteils ebingisch ist. Bäuerleskopf und Roßberg endlich gehören zu Straßberg. Eingezeichnet ist hier der Allgaier Hof.

Dieses bucklige Gelände, das gegen SO — wie die ganze Alb — immer niedriger wird, ist kräftig zerlegt durch flache, breite Hochtäler und Senken (grau schattiert). Da sie im Gegensatz zu den Buckeln nicht bewaldet sind, bietet sich im Freien das schöne Bild einer offenen, wohlgeformten Landschaft. Schon die Waldheimwiese ist ein kurzes Reststück eines Hochtales. Gehen wir aber das Otmarstal hinauf, so kommen wir in ein geradezu großzügiges Hochtalgelände, dessen südwestliche Fortsetzung wir (mit etwas Phantasie, aber sehr mit Recht) drüben — im Truppenübungsplatz finden können. (H. Bl. 1957 S. 157/8) Es beginnt mit der 15 m tiefen und 500 m breiten „Setze“ (altes Anwesen eingezeichnet). Nach NW zweigt als Nebental der „Süße Grund“ ab. Das Haupttal geht über eine sehr schwache Schwelle im „Konstanzer Rain“ weiter; er ist ebenso tief wie die Setze und setzt sich am Galthaus (eingezeichnet) in ein sehr flaches Tal fort, das wir nicht weiter verfolgen können, weil durch den Zollergraben bei Bitz alles anders wird. Der Konstanzer Rain hat über eine flache



Schwelle Zugang zum Senkungsgebiet des hinteren Degerfeldes im N. Aber auch nach S hat er Anschluß, nämlich ins Tieftal. Das Ganze ergibt ein Netz von sehr hübschen Wanderwegen, auf denen man sich gar nicht sattsehen kann. Und das sollen einmal Täler mit fließendem Wasser gewesen sein? Sind denn früher die Bäche durch solche Wannen geflossen? Und haben sie einander berührt und dann wieder ihr Wasser in zwei Täler verteilt?

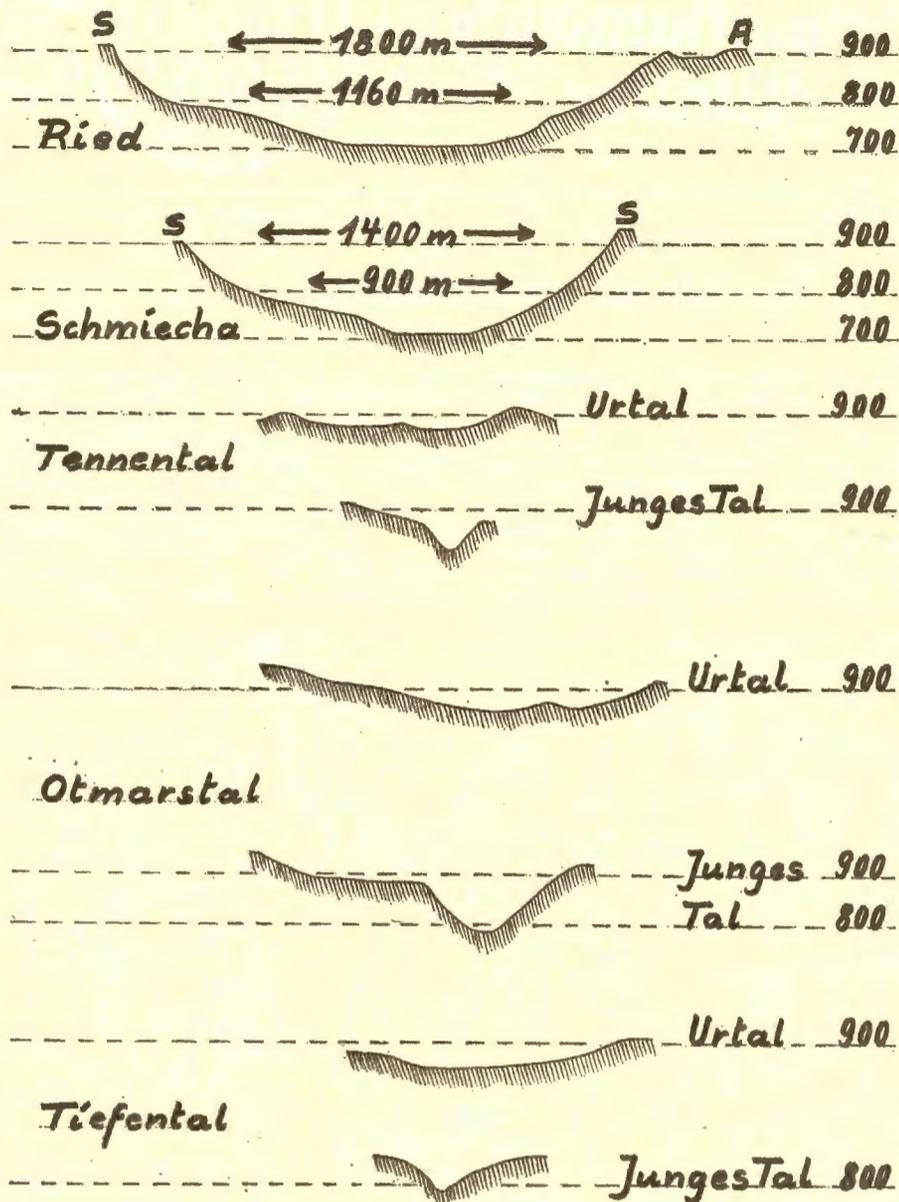
Vom Ursprung der Hochtäler

Damit die Sache nicht zu verrückt erscheint: Die Wannen sind natürlich später eingesunken, als die Alb verkarstete. Erst waren es richtige Täler mit normalem Gefäll. Und ein Wasserlauf kann sehr wohl, aus verschiedenen Ursachen, auch einmal abgelenkt werden. Das können wir an den Hochtälern der gesamten Alb hundertfach studieren, ganz besonders auch auf dem Großen Heuberg und dem Ebinger Hart, wo man z. B. von Meßstetten bis zur Donau solche Täler durchverfolgen kann. In der letzten Epoche der 60 Millionen Jahre dauernden Tertiärzeit (Pliozän) war die Alb von einem dichten Netz oberirdisch fließenden Wassers bedeckt. Menschen gab es in der heutigen Form damals noch nicht. Und doch kennen wir das Bewässerungsnetz sicherer, als wenn es in einer etwaigen „pliozänen“ Zeitung gefunden werden könnte! An vielen Stellen auf der Alb finden wir die stahlharten Gerölle der pliozänen Donau, so auch in 730 m Höhe am Großwieshof, in großen Mengen. So hoch floß damals die Donau, die heute bei Laiz noch 570 m hat. Das sind 160 m Unterschied. Als Vorfluter hat sie dafür gesorgt, daß das gesamte Netz ihres Einzugsgebiets damals um etwa so viel höher lag. Von unserer Kläranlage (700 m) bis zur Setze (860 m) sind auch 160 m Höhenunterschied! Daß die Alb als Ganzes damals viel niedriger lag, hat für diese Differenz so wenig zu sagen wie für die gegenseitige Lage der Rosinen in einem Kuchen, den ich hochhebe. Aber das Höhersteigen der Alb und ihre Kippung gegen SO hatte zur Folge, daß der dafür sehr geeignete Jurakalk verkarstete und die Hochtäler austrockneten.

Ihr weiteres Schicksal

Wie es auch im Menschlichen so ist: Viele treten zum Start an, aber nur wenige machen das Rennen. Das Rennen aber machte zunächst noch nicht so sehr die Schmiecha als bleibender Wasserlauf sondern der Riedbach! Er war die Urschmiecha und kam im Pliozän von weither, so weit eben die Alb noch in ihr heutiges Vorland hinausragte. Also war es ein kräftiger Fluß

3.

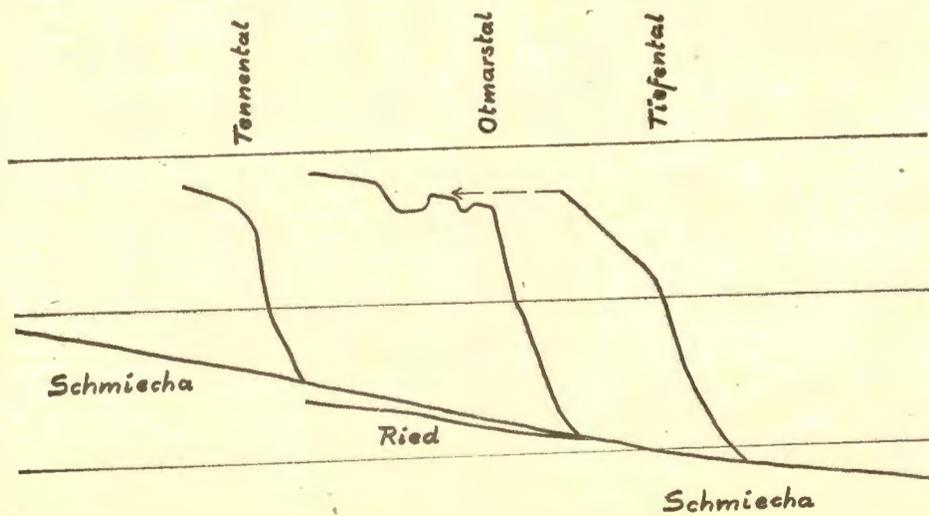


und konnte sich ein breites Tal leisten. (Über die Talbreiten vergl. H. Bl. 1966 S. 582) Zunächst floß natürlich auch die Urschmiecha im Niveau der Hochtäler, von ihrem Vorfluter, der Donau, dazu gezwungen. Dann sank sie mit ihr tiefer. Stehen

wir auf dem Tierberg, so sehen wir noch deutlich, wie die oberste Eyach einst um den Wachtfels herum in die Urschmiecha (Riedbachtal) mündete. Das sieht heute aus wie eine Empore. (Zeichnung in den H.Bl. 1957 S. 190) Die Höhe dieser Empore beträgt um 870 m. Nun sehen wir uns auf der Skizze 1 den seltsamen Sporn südlich des Fohlenweide-Hauses (eingezeichnet) an. Rasch hat sich der Schmellboch zur Fohlenweide hinabgesenkt, und es folgt eine Verflachung — 860 m hoch! Man kann sie auf Straßberger und Winterlinger Flur weiterverfolgen; Reste des Urschmiechatals zu einer bestimmten Zeit, Welcher? Denken wir nur an die Setze (es stimmt aber auch sonst auf der Alb): vor der Zeit der entschiedenen Eintiefung unserer Flüsse; sagen wir es gleich heraus: vor dem Eiszeitalter.

Denn nun ging es los, bzw. wurde enorm beschleunigt: Hebung der Alb, Einsägen der Donau (zeit- und stellenweise bis zu 200 m), Mithinabziehen der Nebentäler. Diese machten zunächst in ihren Unterläufen große „Hopser“ nach unten; kleine machen sie heute noch. Allmählich griff die Eintiefung immer weiter herauf. Die Urschmiecha kam etwa auf ihre heutige Höhe von 740 m, was sich nachweisen läßt, denn bei Bauarbeiten offenbart sie uns keine Flußgerölle mehr, nur den Hang-

2.



schutt von den Talflanken oder einfach ihre Mergel-Unterlage. (Beobachtungen beim Bau der Schnellstraße und bei der Eindolung des Riedbachs.) Außerdem wird die Urschmiecha immer kürzer, denn die Alb wurde ja von NW her kleiner. Die oberste Eyach ging als Nebenfluß verloren. Die obere Schmiecha übernahm das Kommando; sie wurde nun vom Nebenfluß zum Hauptfluß befördert und ändert darum bei Ebingen so abrupt ihre Richtung. (Kommt auch bei Menschen vor.) Aber das lächerliche Schwänzchen Riedbach hält auf Tradition. Es hat das breitere Tal und das geringere Gefälle (Skizze 2) und das haben allgemein die größeren und älteren Flüsse. Die obere Schmiecha und der Klaratalbach schütteten so viel Schotter ins Tal, daß eine Stauung und damit ein Ried entstehen mußte. Die Skizze 2 (millimetergenaue Längsprofile) zeigt das Teilstück der Schmiecha auf der Ebinger Markung zweieinhalbmal überhöht mit den Nebentälern. Wir sehen, daß der Fluß ein gut ausgeglichenes Gefälle hat. Er konnte ja auch eine Million Jahre lang daran arbeiten. Während der Eiszeiten (der Gletscher ging in der vorletzten Eiszeit bis zum Nollhof) war die Pflanzendecke so gut wie weg und die Bedingungen für Verwitterung und Abtragung hervorragend. Da sich die Schmiecha von der Geifitze bis nach Ebingen bis auf die Unteren Mergel eintiefen konnte, versickert sie nicht. Im Gegenteil, sie erhält aus den Talquellen noch Wasserzuschuß. (Skizze 1 zeigt nur einige davon als schwarze Punkte.) Dieses Wasser aber nimmt sie ihren Nebentälern weg, die alle das Unglück haben, durchlässige Kalke durchschneiden zu müssen. Das sind allein auf der linken Schmiechaseite bis Inzigkofen 20 Nebentäler, immer eines schöner als das andere, sogar mit mächtigen Felsriffen, aber alle völlig ohne Wasser! Auf dem Ebinger Gebiet sind es die bekannten drei. Das Laizentäle hängt hoch oben, hat aber dennoch unten einen Schuttfächer angeschwemmt, der die Schmiecha vom linken Talrand in die Talmitte abdrängt. (Skizze 1) Das viel breiter und tiefer ausgewaschene Otmarstal schiebt mit seinem Schuttfächer die Talrinne noch weiter hinüber. Da der Schutt im Haupttal vom Fluß mitgeschleppt wird oder wurde, muß der Fluß immer etwas weiter unten auf die andere Talseite ausweichen. Von der anderen Seite kommt das Griesenloch-Tal und hat einen Fächer aufgeschüttet, auf dem Ehestetten liegt. Solche Fächer waren von jeher beliebte Plätze für Talsiedlungen (hochwasserfrei und doch am Wasser, fruchtbare Böden). Übrigens liegt ja auch Alt-Ebingen auf einem Schuttfächer, nämlich auf dem des Klaratals. (H.B.I. 1966 S. 583) Man kann die Erd- und Steinmassen, die hinabgeführt wurden, aus den Talquerschnitten errechnen. Das muß dann alles unten liegen, soweit es der Fluß nicht mitgenommen hat. Beim Tiefental sieht man es am besten: eine starke Ausbuchtung ins Tal, und ebenfalls besiedelt. Wenig talabwärts davon wird der Fluß völlig an die rechte Talwand gepreßt.

Anschluß nach oben

Wie ist es aber inzwischen unseren Hochtälern ergangen? Während die größeren, der Donau folgend, an das Eintiefen herangingen, hatten auch die kleineren noch eine zeitlang Wasser und mündeten wie seither. Aber der Grundwasserspiegel sank in die Tiefe und wurde zum Karstwasserspiegel. Die Hochtäler führten daher immer weniger Wasser, und was ihnen entging, kam den eingetieften Tälern in Karstquellen zugute. Wir haben dafür das schönste Beispiel: Die Karstquellen am Ebinger Pumpwerk sind mit 30 bis 40 l/sec in Trockenjahren bei weitem die größten im Kreis. Wieviel unsichtbares Talquellwasser der Schmiecha zugute kommen muß, ergibt sich aus der

Beobachtung, daß sie völlig ohne Zuflüsse ist und trotz Verdunstung (mehr als 20 Prozent) in ihrem Verlauf immer mehr Wasser führt. Wegen der Verkarstung wurden die Hochtäler schließlich zu Hängentälern, die hoch oben aufhören und durch eine steile Schlucht nach unten verbunden sind. Zuletzt kam da gar kein Wasser mehr herunter; nur bei Schneeschmelze oder starkem Regen floß in diesen Steirinnen so viel, wie der Kalkgrund, besonders bei Gefornis, nicht aufschlucken konnte. Bis auf den heutigen Tag! Man sieht es den Querschnitten (Skizze 3) an, wie „jung“ und „unausgereift“ diese Tälchen unten sind. Nur das Otmarstal, das aus dem größten Hochtal herabkommt, ist breiter. Heute noch fressen sich diese Steiltäler (Skizze 2) in rückschreitender Erosion hinauf und, scharf abgesetzt, in die oberen Talsohlen hinein. (Skizze 1)

Es gibt allerdings auch noch eine andere Möglichkeit, für die wir bei Ebingen ebenfalls ein kleines Beispiel haben. Nahe der Truchtelfinger Markungsgrenze sehen wir eine Hangquelle (Jausenteich) in den Mittleren Mergeln entspringen. Durch diese Quelle bildete sich eine kleine Nische im Hang, die einmal zu einem Tälchen werden kann wie das Laizentäle über dem Gänsebrünnele. Auch diese Tälchen suchen den Anschluß nach oben, wenn möglich in ein Urtal hinein.

Nun unsere Urtäler selber

Die Berge um sie herum waren natürlich auch einmal höher. Als ich Herrn Prof. Wagner einmal darum fragte, antwortete er ohne Bedenken: „Seit Beginn der Eiszeiten hundert Meter.“ Was von ihnen abgetragen ist, muß in die Urtäler gekommen, und fortgeschwommen sein. Aber nur solange sie Wasser hatten! Dann blieb es liegen und liegt heute noch in den Wannern als lehmige Füllung, soweit es nicht als Höhlenlehm in die Tiefe des Karstes mitgerissen wurde. Denn wir haben nun da oben nur noch den Abfluß nahezu senkrecht nach unten. Wegen der Randschüttung des Verwitterungsmaterials der Berge und der Ausfüllung mit Lehm sind diese alten Täler so breit und flach. Es sind nun keine „richtigen“ Täler mehr. Die Wannnenbildung beruht wie gesagt auf Einsinken infolge Unterhöhlung. Überall auf der Alb treffen wir die größten Wannnen in der Nähe tief eingeschnittener aktiver Flußtäler, im Rahmen unseres Themas: Setze, Konstanzer Rain, Degerfeld. Hauptsächlich innerhalb der oft kilometerlangen Wannnen, in geringerer Menge auch anderswo, bilden sich die kleinen, kreisrunden Erdfälle oder Dolinen. Auch unter ihnen befinden sich Aushöhlungen; die Doline ist also nicht nur eine Senke sondern ein Einbruch. An der Heidensteinhöhle (und vielen andern) sehen wir das Loch im Höhlendach, das über sich zu einer Doline geführt hatte, die inzwischen infolge Erosion mit ihrer Umgebung verschwunden ist. Dolinen sind also Eingänge in das Kluffnetz des Karstes, aus dem in tiefen Taleinschnitten die Karstquellen kommen. Es ist nicht gerade ein Gipfelpunkt der Vernunft, wenn Dolinen mit Müll und Unrat eingeebnet und „beseitigt“ werden. Das letztere sind sie auf keinen Fall: Jede Doline ist an den Wänden mit Verwitterungs-Rückstandsléhm ausgekleidet und wirkt wie ein Trichter. Liegt sie dazu noch in einer Wanne, so hat sie ein großes Einzugsgebiet für Grundwasser. Durch das Dolinenloch fließt das Wasser nach unten ab, auch noch nach der Auffüllung mit Müll. Nur daß es jetzt mit dem gelösten Extrakt der Exkremente der menschlichen Zivilisation gesättigt — in die nächste Trinkwasserversorgung gelangt! Wo eine Doline unbedingt weg soll, muß man sie mit Naturschotter und Sand füllen, die das Wasser filtern. Gelegentlich treffen wir die Dolinen in geschlängelten

Reihen (Degerfeld, Winterlinger Tal), wodurch sie einen unterirdischen Bach anzeigen, der aber auch schon längst „ehemalig“ geworden ist. Wegen der Reibung im Gestein steigt der Karstwasserspiegel vom Vorfluter (z. B. Schmiecha) wegwärts etwas an; außerdem ist er keine geschlossene Wasserfläche sondern über ein Labyrinth von Höhlen und Klüften verteilt.

Was für uns an der Oberfläche geblieben ist, stellt eine eigenartig schöne Landschaft dar, die zum Denken anregt, aber auch für das gefühlsmäßige Genießen da ist. Dazu gehören außer den Urtälern natürlich auch die Berge: der Schmelboch als Landmarke ist bis auf die Höhen von Blättringen zu sehen, die beiden Brandbühle mit ihren schönen Wäldern, der Hainloch mit seinen drei Gipfeln und dann die dicht bewaldeten Höhen Menesboch, Engesboch, Auchten und Schloßfels.

Und dann kam der Mensch

Im Vergleich zur Landschaftsgeschichte ist die menschliche Geschichte nur eine sehr kurze Episode; aber sie interessiert uns am meisten. Daß uns die Hochtäler der Alb ganz besonders eigentümlich berühren, kann nicht ohne Grund sein. In jedem von uns steckt noch ein Restchen Urmensch. Andererseits sind unsre Höhen die am wenigsten veränderten Landschaftsteile, die wir haben. Das Degerfeld war schon vor 4000 Jahren Weideland. Also fühlt sich der Rest Urmensch zum Rest Urlandschaft hingezogen.

Während der Hügelgräber-Bronzezeit war die Alb von Viehzüchtern stark besiedelt. Wir haben auf der Markung bronzezeitliche Grabhügel hinter dem Hainloch und beim Stählernen Männle. Natürlich waren es einst mehr. Prof. Paret hat im Überblick festgestellt, daß die Grabhügel dieser Zeit meist auf oder an den Buckeln liegen. Nach einer Trockenperiode, während der die Albhöhen weitgehend verlassen worden waren, kamen wieder Viehzüchter, legten aber nun ihre Grabhügel mehr in den flachen Wannnen an, besonders viele im Degerfeld und im Winterlinger Tal. Wenn man wieder voraussetzt, daß nur ein Teil erhalten geblieben ist, müssen auch in der Setze, im Konstanzer Rain und am Steinenlöchle diese Menschen der älteren Eisenzeit (Hallstatt) gesiedelt haben. Es ist mir schon vor zwanzig Jahren aufgefallen, daß Grabhügel dieser Zeit immer bei Dolinen liegen. Glücklicherweise hat das Meßtischblatt von 1910 den damaligen Stand festgehalten: Es waren allein im Degerfeld 28 Grabhügel neben 54 Dolinen. Das legt die Vermutung nahe, daß die lehmausgekleideten Dolinen in feuchten Zeiten Wasserstellen für Mensch und Vieh gewesen sein könnten. An der Setze sind aus der Hallstattzeit Scherben gefunden worden, ebenso am Galthaus, dazu Spinnwirtel und eiserne Pfeilspitzen. Auch vom Waldheim und Menesteig liegen (nicht genau bestimmbar) Funde vor. - Es wurde dann wieder trockner, und die Menschen gingen auf die Talsohlen herab. Aber in keltisch-römischer Zeit müssen mindestens Wege über die Höhen gegangen sein, wie Funde an den Hügeln dartun. Der Menesteig zu den Böllen hinauf war eine Römerstraße. Vom Otmarstal aus ist ein Urweg gegen Hermannsdorf zu vermuten. Ebenso über die Fohlenweide nach Winterlingen

Im Mittelalter waren unsre Höhen einschließlich der lichten Wälder unentwegt Weideland. Die Markungsgrenzen wurden festgelegt und haben sich für Ebingen mindestens seit dem 15. Jahrhundert nicht mehr geändert. Von 1386 bis 1832 gingen sie bis zum Schwantel und ins Harthaus Heutal, weil Bitz so lange im Besitz der Stadt Ebingen gewesen ist. Das 1640 erbaute Galthaus (für nicht milchgebendes Vieh) wurde daher auf die Ebinger Markung am Hainloch verlegt, wo man noch die alte Feldhülle sehen kann. Um 1666 liefen Onstmettinger Schafe auf unsrer Flur. Das Siechenhaus

besaß 110 Morgen „Feld“ am sogenannten Burladinger Berg, der danach Siechenbühl benannt wurde. Soweit da oben Äcker waren, wurden sie nur sehr extensiv genutzt. Nach 1863 wurde das Milchvieh und die Pferde von den Hochweiden weggenommen. Auf dem Hukelturenberg entstand 1878 die Fohlenweide. Unweit des alten Hofes auf der Setze ist im Süßen Grund ein Aussiedlerhof angelegt worden. Die Burg auf dem Schloßfels hat Prof. Nägele als „uralte Wehranlage“ beurteilt. Ihr 1881 freigelegter Grundriß von 5 auf 5 m läßt aber nicht auf eine große Burg schließen (siehe Kreisbeschreibung).

Seit die forstliche Pflege die waldschädigende Hart-Viehweide abgelöst hat, ist der Wald dichter geworden und hat an Fläche zugenommen. Nicht nur Flurnamen wie Auchten, sondern auch Lesesteinriegel in den Wäldern erinnern an die frühere, mehr landwirtschaftliche Nutzung. - Der Schloßberg wurde unmittelbar nach dem 2. Weltkrieg durch sogenannte Franzosenhiebe in die große Gefahr der Verödung durch Austrocknung und Abschwemmung des Mutterbodens versetzt. Unter Leitung von Oberforstmeister Kauffmann ist damals mit besonderen Methoden eine Mischbewaldung angesetzt worden. die heute schon matts-

hoch ist. Damit sind diese Steilhänge gerettet, die andernfalls infolge der Franzosenhiebe zu einer waldlosen „französischen“ Landschaft geworden wären.

Für besinnliche Waldwanderer seien noch einige Betrachtungen im Anschluß an eine Waldbegehung mit Oberforststrat Bahle angefügt, so daß man nicht darauf angewiesen ist, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen. Daß wir auf unsern Höhen nur wenig reine Fichtenstangenkulturen haben, ist erfreulich und hängt mit forstlichen Erwägungen zusammen. Die Fichte oder Rotanne ist auf Kalkböden in Reinbeständen für den Rotfäulepilz anfällig und außerdem sturmgefährdet. Wir bemerken dazwischen, besonders als Verjüngung des Waldes die Schatten ertragende Tanne (Weißtanne) und außerdem die Rotbuche, die ihrerseits in Reinbeständen leicht von Mäusen angegriffen wird. Daß die Rotbuche sich in den Kalkfelsen ganz erstaunlich gut verwurzelt, sieht ja jedes Kind. Die licht-hungrige Lärche ist sturmfest und wird aus diesen beiden Gründen gern am Waldrand oder sonst an lichten Stellen angesetzt. In Kälteseen, also Mulden, kann man die Kiefer (in Süddeutschland meist Forche genannt) verwenden; sie ist aber für Schneeebruch ziemlich anfällig. Eschenjungwuchs-

Dickichte (so am Schloßfels) kommen von selber und „überall da, wo sie nicht sollen“. Sie sind schon als das Unkraut des Waldes bezeichnet worden. Eichen sind so lichtbedürftig, daß sie im dichten Wald eingehen; speziell die Roteiche gedeiht auf Kalkböden nur selten. Überall eingestreut treffen wir die genügsame Bergahorn und Spitzahorn an, die sich schon im April durch ihre gelbgrünen Blütenstände zwischen den noch unbelaubten Buchen verraten. Auch die Ulme ist nur eingestreut, noch seltener die Linde, die keine Temperaturextreme leiden kann und von Mäusen angegangen wird wie die Buche. Die zierlichen Birken sehen wir leider nur selten; sie sind überall wahre Schmuckbäume. An Stelle der Roterle als „Pionier des Waldes“, der unsre Höhen wohl zu trocken sind, treffen wir in der gleichen Funktion wildwachsend den Mehlbeerbaum, nicht zu verwechseln wegen seiner dunkelgrün glänzenden Blätter mit silbergrauer Unterseite.

Wir brauchen auf unsern Höhen und somit auch auf dem Schloßfels-Massiv und seinem Hinterland keine Wanderwege anzugeben. („Bundespfade für Kilometerfresser“, was übrigens auch mal ganz schön ist.) Der Wald und die Weide sind überall betretbar und zudem mit einem dichten Wegenetz überzogen. Wer als Wanderer oder Spaziergänger sinnend betrachten möchte, muß beschaulich gehen und nicht vom Wanderziel gezogen werden wie das Pferd zur Futterkrippe. Ihm erschließt sich eine reiche Flora (Schafweideflora, Wegrand, Waldrand, Felsenflora, Steppenheide, Wald), die noch vorhandene Vogelwelt neben andern noch lebenden Tieren, Beobachtungen der Atmosphäre, ein vielfältiges Landschaftsrelief, das in seiner Raumwirkung perspektivische Rätsel aufgeben kann, und vielleicht sogar die Anregung zur Vertiefung in die Entstehungsgeschichte der Erdoberfläche.

Stinkende Nieswurz



Helleborus foetidus

Hazi! — Prosit! — Verzeih den üblen Duft, der dir verdirbt die süße Frühlingsluft. Rümpf' nur die Nas', so bin ich eben, möcht auch auf dieser Erde leben. Bedenk' dabei: nur im Kontrast, du wählen kannst, was gern du hast: den Stinke-Stank — der Veilchen Duft, 's liegt beides in der Frühlingsluft. — So laß mich steht, es ist das Beste, Die Hummeln sind dann meine Gäste, die freu'n sich über den Profit, drum „Hazi“ auch und ein „Prosit“!

Die stinkende Nieswurz wird 30 bis 50 cm hoch. Die unteren Blätter sind dunkelgrün, die oberen blaßgrün. Sie blüht von März bis Mai mit zahlreichen, nickenden, glockigen, blaßgrünen Blüten, die einen röt-

lichen Randstreifen tragen, und sie wächst auf Schafweiden, im Gebüsch, an Waldrändern oder in lichten Wäldern. Giftig!

Da sie zu den Hahnenfußgewächsen gehört, ist sie verwandt mit der Pfingstrose, dem Buschwindröschen, der Dotter- und der Trollblume, allen Hahnenfüßen u. a. Die Schwarze Nieswurz (H. niger) wird auch Christrose genannt, weil sie oft schon an Weihnachten blüht. Sie kommt aber bei uns nicht in der freien Natur vor bzw. nur in Gärten.

Die Säfte der Nieswurz erregen Niesreiz, Speichelfuß, Erbrechen und Durchfall. Die Wurzel der Schwarzen Nieswurz wird gegen Hautwassersucht, Gicht, Rheumatismus und Bandwurm angewandt. Weder

Nach Sankt Veit wendet sich die Zeit

„Nach Sankt Veit wendet sich die Zeit“, unter diesem Titel berichtet Werner Kieser von der Bedeutung des heiligen Vitus für das kirchliche und volkstümliche Leben in der Südfunk-Sendung am Montag, dem 19. Juni, um 11.30 Uhr über Mittelwelle und UKW I. Der heilige Vitus, der am 15. Juni im Kalender steht, erlitt unter Kaiser Diokletian das Martyrium. Unter den Karolingern wurden im Jahre 836 seine Gebeine in das Reichskloster Korvey an der Weser übertragen. Von dort strahlt in den nächsten Jahrhunderten der Vituskult mächtig aus; für Schwaben spielt das Kloster Ellwangen eine bedeutende Vermittlerrolle. In Württemberg ist der hl. Vitus Patron von 43 Kirchen und Kapellen, abgesehen von den zahlreichen ihm geweihten Altären. Der hervorragenden Stellung des Heiligen im kirchlichen Leben entspricht seine Bedeutung im Volksleben. Die Jahresbräuche am Veitstag sind mit denen am Johannistag (24. Juni) verwandt und vom Sommerbeginn bestimmt: Nach Sankt Veit wendet sich die Zeit, so lautet daher einer der überlieferten Sprüche. Bestimmend für die Bräuche am Johannistag, dem 24. Juni, ist nicht die Legende des Heiligen, sondern die Sonnenwende, die nach alter Auffassung auf diesen Tag fällt und vor allem mit Feuer gefeiert wurde und wird. Das Johannistag war im Mittelalter in ganz Deutschland verbreitet, heute lodert es in Baden-Württemberg noch an einigen Orten auf. Und bis heute schreibt der Volksglaube diesem Tag besondere Kräfte zu.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Die Geschichte der Balingen Kirchenmusik

von Walter Gröner, Balingen-Stuttgart

Von den Anfängen bis zu Beginn unseres Jahrhunderts lag die Kirchenmusik der altwürttembergischen Oberamtsstadt Balingen in den Händen eines sogenannten „Collegium musicum“. Über die Gründung des Collegiums wissen wir nichts Genaues. Aus einem Eintrag einer erhaltenen Heiligendeputation (Akten der Kirchenpflege) aus dem Jahr 1715, die heute im Staatl. Archiv in Ludwigsburg liegt, erfahren wir, daß es sich bei dem Collegium musicum zu Balingen um eine uralte Institution handelt, deren Mitglieder alte Privilegien, besonders die Personalfreiheit hatten. Davon später mehr. Nach genauerer Erforschung muß angenommen werden, daß die Einrichtung des Collegiums auf die vorreformatorische Zeit, sicher aber auf das Jahr der Vollendung unserer Stadtkirche (1516) zurückreicht. Es war nämlich ein verbrieftes Recht der Mitglieder, einmal im Jahr, und zwar an Mariä Geburt, einen sog. „Musikschmaus“ abzuhalten, wozu die Stiftungspflege einen Beitrag stellen mußte. Von dieser Tatsache wissen wir aus zahllosen erhaltenen Eingaben an Gemeinderat und Stiftungspflege. Da unsere Stadtkirche eine Liebfrauenkirche ist, so ist dies wohl der Grund, daß dieser Musikschmaus gerade an diesem Tag, der ja in der evangelischen Kirche nicht mehr von Bedeutung war, abgehalten wurde.

Die Schüler mußten bei Hochzeiten singen

Den ersten Eintrag über Kirchenmusik überhaupt finden wir in einem erhaltenen Hospitallagerbuch von 1744. Dort steht auf dem Falz ein Eintrag aus dem Jahre 1502: „Der Schulmeister mit seinen Schülern soll singen helfen, wofür er das Mahl und 1 Pfd. Kl. erhält. Nach alten Gepflogenheiten in Balingen muß sich dieser Eintrag auf das Singen bei Hochzeiten beziehen. Wir sehen also, daß in Balingen wie in allen württembergischen Städten vergleichbarer Größe die Ausübung des Kirchenmusikalischen Dienstes Sache der Schulmeister war, und zwar später vornehmlich der Volksschullehrer, wie dies, als die Trennung der Volksschule von der 700 Jahre alten Lateinschule vollzogen war, deutlich wird. Wir wissen, daß zur Zeit der Reformation der Schülergesang auch an den gewöhnlichen Gottesdiensten üblich war.

Jakob Frischlin als Leiter des Schülergesangs während des Interims.

Aus einer Biographie über den berühmten späthumanistischen Dichter Nicodemus Frischlin, der in Balingen aufwuchs, erfahren wir eine interessante Aufzeichnung. Frischlins Vater Jakob wurde 1546 Diakonus (zweiter Stadtpfarrer) in Balingen. Nach dem unglücklichen Ausgang des schmalkaldischen Krieges für die Protestanten mußte Frischlin sein Amt an einen katholischen Priester abgeben. Wörtlich heißt es nun: „Als hier nun einmal im Jahr

1551 der Schulmeister verreisen mußte, sprach man jenen (J. Frischlin) an, in Schule und Kirche dessen Stelle zu vertreten. Er tat es nach vergeblicher Weigerung, doch wie er nach vollendeter Predigt zur Messe singen sollte, stimmte er mit seinen Schülern das protestantische Kampflied an: „Erhalt uns Herr bei Deinem Wort“, worüber der Meßpriester derart erschrak, daß er vom Altar weg mit dem Meßgewand Haigerloch zu lief, von wo er auch gekommen war.“

Leitung des Schülergesangs beehrtes Nebeneinkommen der Schulmeister

Auch später noch lief der Schülergesang neben der Arbeit des Collegium musicum her, bis zur Gründung des Kirchenchors im Jahre 1883 war es Sitte, daß an Festtagen und vor allem an Beerdigungen die Schulkinder Choräle sangen. Der Schulmeister erhielt dafür genau festgelegte Bezüge. Die beiden nächsten erhaltenen Einträge beziehen sich auf diese Tatsache. Aus dem Jahr 1680 wissen wir, daß der Schulmeister „von einer gewöhnlichen Hochzeit die gewöhnliche Hochzeitsuppen und 1 Maß Wein, vom Hochzeitstrunk 2 Kreuzer“ erhielt. Im Jahr 1684 hatten sich die Einkünfte um „2 Brod und 1 Stück Fleisch“ erhöht. Außerdem bekam er „wenn ein Altes starb“ für das „Hinaussingen“ 1 bis 2 fl. (Gulden). Aus dem Jahre 1722 wissen wir darüber folgendes: „Wenn ein Altes stirbt und hinausgesungen wird, welches doch zu Balingen gar selten geschieht, bekommt ein Präceptor 40 kr.; stirbt ein Altes und wird nicht hinaus-, sondern nur in der Kirchen gesungen, 20 kr. Leichenakzidenzien 5 fl. Hochzeit: 1 Maß Wein, 4 Brod und 1 Stück Fleisch, jährl. 1 fl. 12 kr. So war also das Gehalt des Schulmeisters für seine musikalischen Bemühungen genau geregelt. Außer dem Schülergesang dürfte es wohl keine andere Vokalmusik in der Kirche gegeben haben, wenigstens ist uns nichts erhalten, was darauf schließen lassen könnte.

Stellung des „Collegium musicum“ und seiner Mitglieder

Eine weitaus wichtigere und anerkanntere Stellung hatte das Collegium musicum inne. Es handelt sich dabei um einen Kreis von Männern, die irgend ein Musikinstrument spielen konnten und nach einer Prüfung durch den Kirchenkonvent in den Kreis des Collegiums aufgenommen wurden. Neben einer ganz geringen Besoldung genossen sie das überaus wichtige Privileg der Personalfreiheit. Durch diese sehr wichtige Notiz aus einer Stadtpolizeiverordnung aus dem Jahre 1781, die uns im Staatsarchiv in Ludwigsburg erhalten ist, können wir uns ein Bild machen über die Stellung, die die Kirchenmusiker damals innehatten. Natürlich mußte die Stadt an die Musiker irgendwelche Zugeständnisse machen, denn es ist immerhin etwas Besonderes, wenn einfache Handwerker sich

dazu entschließen, ein Instrument zu erlernen und allsonntäglich im Gottesdienst zu spielen. Durch diese Privilegien war es auch möglich, den Stand der Kirchenmusiker in Balingen zu erhalten. Hier der Eintrag vom 26. April 1781 im Wortlaut: „Das Musikkollegium hat bisher auch die Personalfreiheit genossen und für die Kirchenmusik nichts erhalten als 1 Director 4 fl., die anderen 2 fl. und an Mariä Geburt einen Schmaus von 12 fl. Damit das nicht ausgenützt wird, soll die Musik bestehen aus: 1.) Dem rector musices (Musikdirektor); 2.) 2 Posaunisten oder Instrumentenbläser; 3.) dem Zinkenisten; 4.) 4 Violinisten; 5.) 4 Singstimmen; 6.) 1 Bassisten; 7.) 1 Bretsch-Viola; 8.) 1 Pauker; 9.) 1 Organisten; 10.) 1 Calcanten, d. h. insgesamt 17 Personen. Das Musikcollegium wird erinnert, sich mittels Hilfe des Zinkenisten mehr und mehr in der Musik zu üben und der Stadt keine Schande zu machen.“

Über die Personalverpflichtungen lesen wir: Jeder Bürger ist zu 3 Tag jährl. Handfron verbunden. Herkömmlicherweise muß jeder Bürger, der nicht die Personalfreiheit genießt, folgendes leisten: 3 Turmwachten, 7 Nachtbeiwachten, 1 Botengang. Personalfreiheit genießt die Marktharnischwache, das Musikcollegium, die Kirchenrührer, bestehend aus je 1 Ratsverwandten (Stadtrat), Burger und Amtsdienner, die während der Kirche in der Stadt visitieren, daß keine Unordnungen entstehen (Übertretungen sind dem Kirchenconvent zu melden), und der Salzmesser.“

Diese Notiz liefert schon eine ganze Menge Material. Wir haben hier die vollständige Liste der Besetzung, die schon eine ganz beachtliche Anzahl von Musikern aufweist. Diese Zusammenstellung hat sich bis zum Ende des Collegiums, in den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts nur unwesentlich verändert. Interessant ist, daß wir hier von 4 Singstimmen erfahren, die dem Collegium angehörten. Wie das gesamte Collegium, so mußten auch diese Singstimmen jeden Sonntag in der Kirche musizieren.

Wie wichtig den Mitgliedern des Collegiums diese Personalfreiheit war, erfahren wir aus einer Eingabe der weltlichen und geistlichen Oberhäupter der Stadt, die diese schon 66 Jahre vorher an den Herzog machten. Dieses Dokument befindet sich im Staatsarchiv Ludwigsburg und lautet wörtlich: „1715: Spezial, Vogt, Bürgermeister und Gericht zu Balingen schreiben an den Herzog: Seitdem als vor unvor-denklichen Zeiten die hiesige Kirchenmusik aufgerichtet wurde, hatten die Bürger, die sich dabei gebrauchen ließen, anstatt eines Salarium, die Personalfreiheit genossen, die sie aber durch das fürstliche Reskript von 1711 verloren haben. Dadurch ist die Musik, die nur noch von den Personen, die dazu verpflichtet sind, ausgeübt wird, ganz ins Sterben geraten. Die Leute verlangen entweder die vormalig genossene Personalfreiheit oder ein gewisses Salarium, indem sie sagten, sie hätten durch die Musik nicht wenig Unkosten und diese erlernt, um die Personalfreiheit zu genießen. Wegen einiger unruhiger Bürger kann ihnen die Per-

sonalfreiheit nicht zurückgegeben werden, ungeachtet dies bei der 450 Mann starken Bürgerschaft das einfachste wäre. Andererseits will man die Kirchenmusik als einen Teil der Zierde Gottes nicht abgehen lassen, vor allem weil dann auch keine jungen Leute, insbesondere solche, die in ein Kloster (in Schulen umgewandelte frühere Klöster) und ad studia gewidmet, mithin kraft fürstlichen Reskripts dazu obligiert sind, darin geübt werden können. Deshalb wurde zu anderen Mitteln gegriffen und den damaligen drei Stadtmusikanten, welche ohnehin um eine ohnedem auch schlechte Besoldung täglich dreimal auf dem Turm abzublenden verbunden sind, neben noch zwei anderen, die sich bisher gebrauchen lassen, um sie als gemeine Bürger und Handwerksleute mit und neben vorhandenen, der Musik erfahrenen drei Schuldienern auch zu der Kirchenmusik zu obligieren, aus den hiesigen piis corporibus jedem jährlich 2 fl. 30 kr. pro salario reichen zu lassen resoliert. — Der Kirchenrat bewilligt jährlich 2 fl.

Bemühen wir uns, bei diesen beiden wichtigen Quellen, etwas zwischen den Zeilen zu lesen, so bekommen wir ein recht anschauliches Bild von den Ausübenden der „Zierde Gottes“ in jener Zeit. Der Brief an den Herzog, der zeitlich früher liegt als der Eintrag in der Stadtpolizeiverordnung, der uns dafür die Besetzung der damaligen Kirchenmusik berichtet, zeigt ein schlimmes Bild. Nachdem der Herzog 1711 die Personalfreiheit für die Kirchenmusiker aufgehoben hatte (vermutlich geschah dies für das ganze Land), da kam auch die vorher recht blühende Kirchenmusik zum Erliegen. Wie schlimm die Lage damals gewesen sein muß, zeigt ja allein die Tatsache, daß der gestrenge Landesherr 66 Jahre später seinen Erlaß wieder rückgängig machen mußte.

Steter Kampf um die Besoldung

Die Mitglieder des Collegiums hatten keinen leichten Stand. Um ihre gewiß bescheidene Besoldung hatten sie einen steten Kampf zu führen. Zahlreich erhalten sind Eingaben um Gehaltserhöhung, Streitereien mit den Geldgebern, gehässige Randbemerkungen der Stadtgewaltigen auf Bittschriften, so daß es für uns fast so aussieht, als habe sich das musikalische Leben der Stadt darin erschöpft, daß einige mißmutige Musikanten um ihre paar Kreuzer allsonntäglich mehr oder minder kläglich gespielt hätten. Andererseits war es aber auch für die Musiker eine Zumutung, alljährlich mehrere Eingaben an die Vorstände der „piis corporibus“ machen zu müssen. Diese piis corporibus waren: 1. der Arme Kasten, wie ein Eintrag von 1729 zeigt („der Arme Kast hat bis dato auff die Musicanten in der Kirch auch concurrieren müssen...“); 2. die Stiftungspflege, die in kirchlicher Verwaltung war; 3. die Heilgenpflege, heute Kirchenpflege. Später wurde ein Teil der Verpflichtungen von der Stadtkasse übernommen.

Feindschaft zwischen Turmbläsern und dem Collegium musicum

Weiterhin geht aus diesen Eintragungen hervor, daß die Turmbläser, nicht wie bisher angenommen wurde, eine kirchliche, sondern eine städtische Angelegenheit war. Bis zum Jahre 1956 war die Turmbläserei eine Angelegenheit der Stadtkapelle, nicht des kirchlichen Posaunenchores. Zwischen den Mitgliedern der Turmbläserei und dem Collegium musicum bestand Jahrhunderte lang eine heftige Feindschaft. Es war nämlich den Kirchenmusikern im Gegensatz zu den Turmbläsern verboten, bei Hochzeitsfeiern in Gasthäusern zu spielen. Um diese sicherlich nicht besonders große Einnahmequelle beneideten sie ihre Kollegen sehr und gaben keine Ruhe, bis ihnen, allerdings erst nach 1880 erlaubt wurde, auch

bei solchen Feiern zu musizieren. So gewinnen wir von der damaligen Kirchenmusik ein leider nur zu menschliches Bild. Neid, Mißgunst und allerlei Streitereien ließen Sinn und Zweck der Aufgabe verblasen.

Weiteres Schicksal des Collegiums

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts blieb die Zahl der Mitglieder des Collegiums konstant bei etwa 15 — 17. Auch die Besetzung dürfte sich nicht wesentlich geändert haben. Aus dem Jahr 1768 ist uns folgendes erhalten: „Der Stadtzinkenist ist eingekommen, daß man zur Kirche auch fleutes traverses (Querflöten) anschaffen solle, die gleich wie die Violinen, die von Seiten der Stadt angeschaffen werden, nur in der Kirche gebraucht werden sollen.“ Aus dem Jahr 1773 erfahren wir: „Es ist verordnet worden, daß man unter dem Gesang die Posaunen wieder blasen solle, hingegen zur Winterszeit auf dem Thurn nicht solle geblasen werden. Weil aber eine Baßposaune fehlt, soll der Spital eine anschaffen.“ Einen wichtigen Eintrag finden wir im Kirchenkonventsprotokoll von 1779. „Da seit geraumen Jahren die Singstunde mit den Schülern unterblieben ist, und sie doch als eine löbliche alte Anstalt anzusehen ist, so hat man von Seiten des Kirchenkonvents dieselbe dem Knabenprovisor Werner von Georgi (23. April) an zu halten aufgetragen und ihm die von jeher dafür verordneten drei Scheffel Dinkel zur Belohnung zu geben versprochen. (Anm. Infolge Nichtgenehmigung durch das Stadtgericht wieder fallen gelassen)“. Hieraus ersehen wir, daß die alte Einrichtung des Schülergesangs auch neben der Arbeit des Collegiums her noch weiter bestanden hat. Als dann im 19. Jahrhundert die Arbeit immer schlechter wurde und sich im Collegium Auflösungserscheinungen zeigten, wurde der damals wieder regelmäßig gepflegte Schülergesang zu einer sehr wichtigen Bereicherung des gottesdienstlichen Lebens.

Stets wachsende Gleichgültigkeit der Musiker und der obrigkeitlichen Stellen an der Arbeit der Kirchenmusik ließen das Collegium und damit auch die Kirchenmusik im neunzehnten Jahrhundert ein Schattendasein fristen. Ausgelöst wurde dieses Dilemma nicht zuletzt von der Kirchenleitung selbst. Diese war immer wieder bestrebt, ihren doch bestimmt geringen Anteil an der Besoldung der Kirchenmusiker auf städtische Instanzen zu übertragen. Damit wurde das ganze Collegium auch immer mehr zu einer städtischen Einrichtung. Die Differenzen mit dem Gemeinderat wuchsen. Zahllose Eingaben waren nötig, um das bißchen Geld aus den Kassen zu locken.

Im Jahre 1848 wurde beschlossen, das Collegium auf zehn Mitglieder zu reduzieren. Trotz dieser schmerzlichen Beschneidung lebte das Collegium noch etwa 50 Jahre weiter, bis es sich in den 90er Jahren vollends verlor. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Gerade in diesen Jahren begann in unseren Kleinstädten das Vereinsleben zu blühen. So bestanden in Balingen damals zwei Männergesangsvereine, die auf musikalische Mitglieder erpicht waren. Der Turnverein wurde ins Leben gerufen, und als nun im Jahre 1883 der Ev. Kirchenchor gegründet wurde, der die kirchenmusikalische Arbeit übernehmen konnte, so waren sicher die Mitglieder des Collegiums und die des Gemeinderats froh, das Streitobjekt aus der Welt schaffen zu können. Die Namen der ehemaligen Kirchenmusiker finden wir jetzt wieder als Mitglieder der Gesangsvereine oder des Musikvereins. Dieser städtische Musikverein übernahm von den alten Aufgaben unseres Collegiums lediglich das Turmblasen, das weiterhin von vier Musikern ausge-

führt wurde. Diese Gepflogenheit besteht bis heute. Während früher unsere Turmbläser bei Wind und Wetter täglich dreimal vom Turm zu blasen hatten, und zwar jedesmal in alle vier Himmelsrichtungen, so blasen sie heute nur noch am Sonntagmorgen, am Heiligabend nach der Christmette und an Silvester. Auf besondere Bestellung spielen sie in den Tagen zwischen Tod und Beerdigung eines Gemeindegliedes. Bei Beerdigungen wird die musikalische Ausgestaltung von Mitgliedern des Musikvereins übernommen. So teilen sich Musikverein und Posaunenchor in das kleine Erbe des ehemaligen Collegium musicum.

Organisation des Collegium musicum

Schon aus der oben angeführten Stadtpolizeiverordnung, die eine wertvolle Aufstellung der Besetzung unseres Collegiums enthält, ersehen wir, daß es sich bei dieser Einrichtung um ein straffes Gebilde handelt, in das einzutreten nicht leicht gewesen sein muß. Es wird die feste Zahl von sieben Musikern genannt, die mit gewissen nicht unbedeutenden Privilegien ausgestattet waren. Aus diesen Quellen dürfen wir schließen, daß es sich nicht eigentlich um einen Verein, sondern vielmehr um eine Art Zunft gehandelt haben muß. Wer in diese Zunft der privilegierten Kirchenmusiker aufgenommen werden wollte, der mußte zuvor Zeugnisse und Empfehlungen aus seinen bisherigen Stellen beim Konvent einreichen, anschließend vor diesem eine strenge Prüfung ablegen. Aus einem Eintrag im KKP ersehen wir, wie dies in der Praxis vor sich ging: „Nachdem der vormalige Zinkenist Fischer mit Tod abgegangen, meldeten sich: Zinkenisten Nasten Sohn aus Leonberg, der einige Wochen hier Zinkenistengesellendienste versah, Joh. Christ Hillweck, Trompeter bei den Bouwinghausenschen Husaren, Lukas Walker, rector musici hier und Andreas Albrecht, Zinkenistengeselle in Tübingen, welcher sich aber bereits mit einer ledigen Weibsperson in Tübingen eingelassen hat. Hillweck kommt allein in Betracht. Er weist einen Lehrbrief auf von Stadtzinkenist Nast in Göppingen und ein Zeugnis des Obersten von Naso auf der Solitude, sowie eines des Stuttgarter Stadtzinkenisten Nanz. Er ersucht um Übertragung der Stelle ohne Probe, was aber nicht zulässig ist, da dem Kirchenkonvent daran gelegen ist, daß die Kirchenmusik, die doch immer, wenn sie zweckmäßig ist, zur Erbauung der Gemeinde beiträgt, bestmöglichst bestellt werde. Er meint, es schicke sich für einen herzoglichen Trompeter nicht, sich einer solchen Probe zu unterwerfen und würde sich schließlich zusammen mit anderen Trompetern, nicht aber mit bloßen Zinkenistengesellen prüfen lassen. Auf Befehl der herzoglichen Regierung wird die Probe auf 2. Juni in Gegenwart des Kirchenkonvents durch Stadtzinkenist Kraus von Tübingen vorgenommen. Kraus erklärte, daß Hillweck nicht nur die Violine und Flöte gut spiele, sondern sich auch auf den anderen Instrumenten brauchbar habe hören lassen, auf dem Zinken hingegen sich noch etwas exercieren müsse. Er wurde vermahnt, daß er sich immer einer guten Ausführung befleißige und als ein wackerer Zinkenist bei jeder Gelegenheit zeige, auch mit den übrigen Musices in guter Harmonie lebe. Sein Anteil beim Spielen bei Hochzeiten wurde festgesetzt und er ermahnt, nicht über die bestimmte Zeit hinaus zu spielen, auch werde ihm die Nachtmusik vor den Häusern des Bräutigams und der Braut, der Gesellen und Gespielfinnen gänzlich verboten.“

Strenge Zunftvorschriften und genaue Rangordnung

Dieser vergleichsweise sehr ausführliche Eintrag im Protokollbuch veranschaulicht uns vieles aus der Organisation der dama-

ligen Einrichtung. Recht deutlich wird uns die Vorrangstellung des Zinkenisten, der wohl in der heutigen Rangordnung dem Konzertmeister entsprach. Wir können nicht annehmen, daß er Dirigent des Collegiums gewesen sei, da wir ja wissen, daß das Collegium noch einen Rector musici besaß, dem später sogar noch ein Rector musicorum beistand. Die Annahme, daß es sich bei der Organisation des Collegiums um eine Art Zunft gehandelt habe, wird erhärtet durch die Tatsache, daß der Beruf des Zinkenisten gleich den Handwerkern, in Gesellen und Meister gegliedert war. So war also die Rangstufenordnung auch bei diesem Beruf genau geordnet. Wahrscheinlich entsprach die Prüfung vor dem Konvent unter Hinzuziehung eines Stadtzinkenisten der Meisterprüfung in handwerklichen Berufen. Recht anschaulich macht uns diese Notiz auch die Tatsache einer strengen Rangordnung zwischen den Berufen des Trompeters und des Zinkenisten. Das königliche Instrument der Trompete, dessen Benützung bei weltlichen und geistlichen Anlässen streng geregelt war, verschaffte auch seinem Spieler vor dem gewöhnlichen Zinkenisten eine bevorrechtigte Stellung. Aus dieser Sicht heraus verstehen wir die anfängliche Weigerung des herzoglichen Trompeters Hillweck, mit anderen, gewöhnlichen Zinkenistengesellen, eine Prüfung abzulegen.

Natürlich mußte sich der Zinkenist wie die anderen Musiker als Angestellte im kirchlichen Dienst einer „guten Aufführung befleißigen“. Daß dies nicht immer der Fall war, wird sich noch zeigen.

Altes Balingener Handwerkergeschlecht der Walker (heute in Balingen ganz ausgestorben) stellte durch drei Generationen den Musikdirektor

Dem Collegium stand als Leiter der Rector musici oder musices vor. Er war Dirigent und Vertreter der Einrichtung nach außen. Für seine Arbeit bekam er das doppelte Gehalt des einfachen Musikers. Bis zur Berufung des Zinkenisten Hillweck im Jahre 1788 war dieser Rector musici auch zugleich Stadtzinkenist. Anfänglich wurden die Stellen durch Balingener Handwerker besetzt, und zwar über drei Generationen hinweg durch Mitglieder der Balingener Rotgerberfamilie der Walker. Amt und Privilegien vererbten sich in dieser Familie vom Vater auf den Sohn. In den Balingener Kirchenbüchern finden wir ihre Namen:

1. Johann Jakob Walker, Rotgerber und Stadtmusikus, geb. 28. 5. 1671, gest. 12. 3. 1747;
2. Johann Jakob Walker, Rotgerber und Musikdirektor, geb. 12. 10. 1698, gest. 30. 4. 1776;
3. Lukas Walker, Gerber und Rector musices, geb. 9. 1. 1737, gest. 1. 2. 1826.

Vom Rektorenwechsel 1776 berichtet eine Notiz im KKP folgendes: „Da der Rector musices gestorben ist, so hat man per vota maiora (Stimmenmehrheit) oder vielmehr unanimo (einstimmig) Lukas Walker, dessen Sohn zum Rektoren gewählt, doch mit dem Vorbehalt, daß wenn der Herr Präceptor etwas in der music tractieren will, er eo ipso das Rectorat bekommen sollte“. Und etliche Wochen später berichtet das Protokoll: „Am 18. Oktober 1776 ist Lukas Walker als Rector musices kirchenkonventlich konfirmiert worden, ihm aber der Herr Präceptor Schumacher als Rector musicorum zugegeben worden. Dieser solle: a) die Aufsicht über die musicos haben, b) zu sehen, daß die musici bey der Probe richtig erscheinen, c) die Unordnungen sollen beyde gemeinschaftlich ausmachen, d) Musicalien, Instrumente und Saiten hat der Rector musicorum unter der Aufsicht, e) auf das Thurnblasen solle Herr Präceptor ein wachsames Auge haben. Für dieses genießt Herr Präceptor jährl. 2 fl. und wird zum Musikschmaus zugezogen. Hingegen

hat er von Akzidentien nichts zu erwarten.

Vom Jahre 1776 an gab es in Balingen also zwei Musikdirektoren. Anscheinend versuchte man, die Herrschaft der Walkerdynastie zu brechen, denn zwei Jahre später erhielt Lukas Walker auch das Amt des Zinkenisten nicht. Gemäß der Bestimmung erhielt also der Präceptor die organisatorische Leitung des Collegiums, während Walker die Dirigentenstelle behielt. Von dieser Zeit an wurde das Amt des Musikdirektors nur noch an Schulmeister vergeben, Lukas Walker ist also der letzte Handwerker gewesen, der zugleich Musikdirektor war.

Spätere Musikdirektoren waren Schulmeister

Nach dem Tode Lukas Walkers im Jahre 1826 wurde das Amt des Rector musices ausgeübt:

1826 — 1839? von Knabenschulmeister Sting

1839? — 1858 von Knabenschulmeister Berger

1859 — 1875 von Schulmeister W. Frank

1877 — 1889 von Oberlehrer Laißle

Unter Oberlehrer Laißle wurde dann 1883 der Evangelische Kirchenchor gegründet.

Stellung des Zinkenisten bekommt mehr Gewicht

In der Zeit der schulmeisterlichen Führung des Collegiums bekam das Amt des Stadtzinkenisten immer mehr Gewicht. Die schon damals vielbeschäftigten Schulmeister überließen den organisatorischen Teil ihrer Aufgabe ganz dem Zinkenisten. Auch die Anschaffung von Musikalien und Saiten wurde dem Zinkenisten übertragen. Leider nahmen die Schulmeister das ihnen aufgetragene Amt nicht sehr wichtig, interessierten sich vielmehr entschieden mehr um ihr angestammtes Recht des Schülergesangs bei Beerdigungen, weil sie damit ein nicht unerkleckliches Honorar erhielten. So kam es im Jahre 1840 zu folgendem Eintrag im KKP: „Man kam zu der Überzeugung, daß es mit der Musik gar nicht gut bestellt seye, es namentlich an einem gebildeten Musiker fehle, der auch jungen Leuten Unterricht in der Musik erteile und daß es zweckmäßig seyn dürfte, einen Musicdirector aufzustellen mit der Verpflichtung, zu Besorgung der Music auf dem Thurn und gegen Überlassung des Gehalts aller drey Thurnbläser (Stadtkassa 30 Scheffel Dinkel und von der Stiftung 30 fl.) jedenfalls aber mit einem Gehalt von jährlich 30 fl. Dieser Antrag fand viel Theilnahme und es wurde auch wirklich beschlossen: Die Bewerber um die Stelle eines Musikdirektors öffentlich aufzufordern und den auf 100 fl. berechneten Jahreslohn darin zu bemerken, nebenbey auch auf die Gelegenheit zur Unterrichts-Ertheilung und daß der Musicdirector von Verrichtungen bey Taufen, Leichen u. a. m. ein namhaftes Einkommen zu hoffen und an Sonn- und Feiertagen Music auf dem Thurn zu besorgen habe aufmerksam zu machen seye. Als Wahltermin wird der 1. December bestimmt.

Und die Fortsetzung im Stadtratsprotokoll 1841: „Dem Beschluß beyder Collegien vom 25. Sept. v. Jahres zufolge, wurden die Bewerber um die hiesige Music-Directorstelle in den öffentlichen Blättern aufgefördert und traten hierauf folgende Concurrenten auf: 1. Stadtzinkenist Walter von Münsingen, 2. Wilhelm Schaff, Trompeter 1. Klasse in der reitenden Artillerie, 3. Heinrich Kull von Gaisburg, 4. Ludwig Scherzler von Tübingen, 5. Christian Citterer, Trompeter 1. Classe in Ulm, 6. Caspar Ulrich, vormaliger Trompeter von hier. Nach den Bestimmungen des Verwaltungs-Edikts kommt dem Stiftungsrath das Wahlrecht zu und in der mündlichen Abstimmung fiel die Wahl von Seite des Stif-

tungsrathes mittelst 7 Stimmen auf den hiesigen Competenten Caspar Ulrich, jedoch in der Art, daß er bloß auf Probe auf ein Jahr gewählt zu betrachten seye und sich nach Verfluß dieser Probezeit einer Prüfung zu unterwerfen habe, worauf dann zu einer neuen Wahl geschritten würde, falls von den Städt. Behörden ein Betreff dieses Instituts überhaupt nicht etwas anderes beschlossen werden sollte. Der etwas seltsame letzte Satz dieser Notiz bezieht sich auf das Vorhaben der Städtischen Stellen, die Zahl der Kirchenmusiker rigoros zu verkleinern, um somit einigen wenigen Leuten ein besseres Gehalt zahlen zu können. Die Möglichkeit, die Aufwendungen für die Kirchenmusik überhaupt zu erhöhen, kam bei der bekannten Sparsamkeit der Balingener natürlich nicht in Betracht. Dieser Gesamtaufwand für die Kirchenmusik belief sich im selben Jahr 1841 auf ganze 149 fl., wie aus einer Aufstellung des Stadtrats hervorgeht.

Aus Ersparnisgründen schlechtester Bewerber eingestellt

In diesem Balingener Bewerber Ulrich wurde damals der absolut schlechteste Mann gewählt, wie aus einem gefeifferten Brief der Kirchenleitung hervorgeht. Der Stadtrat rechtfertigte sich auf seine Weise mit folgendem Bericht: „... daß die Auswahl eines Leiters für die hiesige Kirchenmusik deshalb auf den hiesigen Vertreter fiel, weil der Stiftungsrat hierbey hauptsächlich in Erwägung zoge, und auch die Überzeugung hatte, daß mit der geringen Bezahlung ein aus den anderen 5 Herren aufgestellter Competent mit Familie sein Auskommen nicht finden würde, und daß die Stadtgemeinde mit einer solchen Familie über kurz oder lang bleibend belästigt werden könnte“. Hierauf ist jeder Kommentar überflüssig! Trotzdem schreibt die Königlich Württembergische Regierung des Schwarzwaldkreises, Sitz Reutlingen, noch einen sehr ungehaltenen Brief an das Gemeinschaftliche Oberamt in Balingen, in dem es u. a. heißt: „... daß man es auffallend gefunden habe, daß der Stiftungsrath zu Balingen von seinem Beschluß vom 25. Sept. 1840 soweit zurückgekommen ist, daß derselbe anstatt eines Tüchtigen Mannes für die Leitung der Kirchenmusik einzustellen das ... schwächste Individuum unter den aufgetretenen 6 Bewerbern ausgewählt hat, und somit dem Sinn der Einwohner von Balingen für Musik zu entsprechen nicht im Stande ist.“ Ansonsten mußte die Regierung den Beschluß wohl oder übel genehmigen.

Den unaufhaltsamen Zerfall des Collegiums konnte auch eine Erhöhung der Bezüge um 1 fl.(!) nicht mehr abwenden. So war auch der Beschluß des Stadtrates vom Jahr 1848, die Mitglieder von der Pflicht des allsonntäglichen Musizierens zu entbinden, und sie bei gleichen Bezügen nur noch an Festtagen auftreten zu lassen, nur noch ein retardierendes Moment. Es fehlte am Geld und guten Willen auf beiden Seiten. Mit einer Besetzung von 10 Musikern bestand das Collegium dann noch bis in die Neunziger Jahre bis es sich auflöste.

Drey Tage bei Wasser und Brod in den Thurn

Zum Schluß dieses Abschnitts soll noch der Geist der damaligen Zeit in einigen Begebenheiten mehr oder minder lustiger Art zu Wort kommen. Da lebte zu Balingen im 18. Jahrhundert eine leider etwas fragwürdige Gestalt. Daß dieses „Individuum“ noch dazu Organist der ehrwürdigen Stadtkirche war, wirft ein noch schiefes Licht auf ihn und unser Collegium. Dieser Organist Metz (ein alter Balingener Name) war anscheinend etwas kleptomatisch veranlagt, denn am 23. Juli 1773 „... thut der Teutsche Knabenschulmeister Herb die Anzeige, daß der Organist Metz 3—4 Bretter

von der Orgel genommen und dem Schreiner Schlaich zum Verkauf angeboten habe. Dieser gibt an, daß Metz ihn veranlaßt, die Bretter hinwegzuthun unter dem Vorgeben, daß er an der Orgel etwas zu machen habe. Er habe aber solche nicht angenommen“. Eine strenge Untersuchung des ungeheuerlichen Vorfalles schließt sich an und am 17. September 1773 beschließt der Konvent: „Weil Metz endlich gestanden, daß er Bretter von der Orgel habe verkaufen wollen und, da es nicht angehen wollen, sie den Calcanten (Orgeltreter) entwenden lassen, ohne jemand etwas anzuzeigen, so ist beschlossen worden, daß beyde 3 Tag bey Wasser und Brod in den Thurn geworfen und dem Organisten Metzzen noch überdies die Drohung hinzugefüget, daß bey dem nächsten, so er sich wieder zu Schulden kommen lasse, er seiner Organistenstelle solle ohne weiteres entsetzt werden.“

Daß es diese beiden Gesellen auch mit ihrem Amt nicht so wichtig nahmen, beweist folgende Anordnung des gestrengen Kirchenkonvents: „Es ist jedesmal dem Präceptor befohlen worden, daß er bey jedem Gottesdienst notieren solle, welcher von beyden, der Organist oder der Calcant, fehlte, und solle es jedesmal bey Kirchenconvent vorlegen. Dem Mesner ist befohlen worden, daß er bey jedem Gottesdienst das angegebene Gesang dem Organisten

solle schriftlich geben. Dem Organisten und Calcanten ist gedroht worden, daß wenn am Mittwoch, Freytag oder Samstag einer fehlet, so solle der Organist 8 kr., der Calcant 4 kr. Strafe haben. Besonders musikalisch scheint unser lieber Metz auch nicht gewesen zu sein, wenigstens nicht „kirchenmusikalisch“, denn „... es mußte dem Organisten Metzzen verboten werden, daß er inskünftige das Wiegenliedle nicht mehr bey Taufen schlagen solle, weil es wider die Achtung gegen die Kirche ist. Leider wissen wir nicht mehr, um welches Wiegenliedle es sich gehandelt hat!“

Außer Metz gab es aber noch andere Mitglieder des Collegiums, die den Convent wegen ihres „widrigen Benehmens“ zu ernstern Vermahnungen schreiten ließen. So blieb z. B. der uns bekannte Zinkenist Hillweck der Taufe seines Kindes fern und mußte dafür eine ziemliche Zigarre einstecken. Ein gewisser Zinkenist Fischer mußte „... wegen seines Fluchens und skandalösen Verhaltens bey der Musik und unbotmäßigen Betragens gegen die Obrigkeit und denen Rectoribus vorgefordert werden. Man hat ihm seine Insolentien verwiesen und besonders wegen seines Fluchens verwahrt!“ Wir sehen, daß die damalige Obrigkeit recht streng war und ihre Schäflein sehr wohl an die Kandare zu nehmen pflegte.

Mit diesem kleinen Ausflug in etwas be-

langlosere Dinge haben wir auch etwas die menschliche Seite der Angelegenheit beleuchtet. Auch unsere Väter waren keine Engel!

Die musikalische Arbeit des Collegiums

Leider wird dieser Abschnitt, der für den Musikwissenschaftler der wertvollste ist, der kleinste werden. Durch drei große Stadtbrände, der letzte war 1809, ihm fiel fast die ganze Stadt zum Opfer, ist an alten Handschriften nichts mehr vorhanden. So müssen wir uns mit wenigen, bescheidenen Hinweisen begnügen. Da die Kirchenbücher wenigstens ab dem Jahre 1724 erhalten sind, von altem Notenmaterial aber nichts mehr gefunden wurde, so müssen wir annehmen, daß dieses Material zusammen mit dem alten Schulhaus, das sicherlich Probenlokal des Collegiums war, den Bränden zum Opfer fiel.

Bei dem immer wieder erwähnten Schülergesang in Gottesdiensten, bei Beerdigungen, Taufen und Hochzeiten, handelte es sich sicherlich um einfachen, 1—3stimmigen Choralgesang für Frauenchor, da in der Volksschule aus Mangel an Männerstimmen kein gemischter Chor gebildet werden kann. Aus Erzählungen alter Leute, die in ihrer Schulzeit Ende des vorigen Jahrhunderts selbst noch in diesem Schulchor gesungen haben, wird dies bestätigt. So wurde in Balingen z. B. an jedem hohen Festtag von Schülern und Gemeinde im Wechsel das Luther'sche Tedeum gesungen. Während des ganzen Gesangs wurde mit allen Glocken geläutet. Dieser Brauch erhielt sich bis in unser Jahrhundert.

Von der musikalischen Arbeit unseres Collegiums wissen wir recht wenig. Aus dem Jahre 1777 ist uns ein kleiner Hinweis erhalten. Ein Eintrag im KKP lautet: „Anheute wurden Music-Stück, Stabat Mater von Pergolese angeschafft.“ Es hat sich dabei wohl um ein Werk für Soli und Orchester gehandelt. Die Aufführung von Werken Pergolesis und anderer italienischer Komponisten lag damals durchaus im Zug der Zeit. Wir wissen, daß auch in anderen Städten damals Ähnliches musiziert wurde. Es wäre nun verlockend gewesen, die in Balingen so spärlich vorhandenen Hinweise über die musikalische Arbeit des Collegiums durch reichlicher vorhandenes Material aus anderen Städten etwas zu vergrößern, doch würden wir uns damit auf das Gebiet der Mutmaßungen und Kombinationen begeben, die allzuleicht ein schiefes und falsches Bild vermitteln könnten.

Aus dem Jahre 1785 erfahren wir: „Es hat der hiesige Stadtzinkenist Fischer dem Kirchenkonvent einen ganzen Jahrgang Music-Stück um 36fl. angetragen und ist auch von rectoribus musicorum darauf angetragen worden, daß er angeschafft werden solle, weil der Bambergische zu alt und nicht mehr gangbar sei. Da nun die Herren von Sulz sich dahin erklärt haben, daß sie den Bambergischen Jahrgang zu kaufen geneigt wären, so konnte man sich umso mehr auf das Offert des Fischer einlassen (um 30fl, die von Sulz erlöst, der Fischer'sche angekauft). Fischers Jahrgang besteht aus 438 Blättern. Bei diesen Jahrgängen, von denen hier die Rede ist, handelt es sich mit Sicherheit um eine Sammlung geistlicher Kantaten zum gottesdienstlichen Gebrauch. Wir wissen ja, daß z. B. J. S. Bach solche Jahrgänge von Kantaten komponiert hat. Um was für Kantaten es sich in dem Bambergischen Jahrgang handelte, konnte nicht festgestellt werden.“

Schluß folgt.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Frauenschuh

Orchidaceae-Cypripedium Calcéolus L.

Ein holdes Mägdlein schritt dahin im grünen Kleid, mit frohem Sinn, durch Wiesen frisch und lichten Wald — von stolzem Wuchs und schön' Gestalt.

An seinen Füßen gold'ne Schuh' und violette Strümpf dazu.

Es liebt sie sehr und freut sich dran, es zieht nur diese Schuhe an. —

Da plötzlich züngelt auf es zu ein Schlänglein ohne Rast und Ruh! — Von Angst erfüllt läuft es davon, gerät in Dorn und Disteln schon,

zerreißt die Strümpf, verliert die Schuh und auch ein Stück vom Kleid dazu.

Nun weint es, traut sich nimmer fort. —

— Doch wuchs an dem besagten Ort ein Blümlein schön, wie Strümpf und Schuh, ein grünes Kleidchen auch dazu. —

— Doch sei's für alle Frau und Maid, ein Sinnbild ihrer Eitelkeit! W.

Der Frauenschuh ist die schönste Orchis unsrer heimischen Flora. Leider wird er immer seltener, weil er noch an vielen Standorten rücksichtslos geplündert wird. — Linné nannte die Pflanze nach der antiken Liebesgöttin Aphrodite, die auch Cypris hieß. — Venusschuh, Muttergotteschühle, Gelbes Pferdle, Butterballen und andere Namen werden ihm gegeben.

Die Pflanze, die stengelumfassende große, breit-elliptische Blätter hat, wird bis 50 cm hoch. Der Stengel trägt 1—3 Blüten mit 4 braunrot bis violetten, spitzen Blütenblättern und einer kesselförmigen Lippe, die 3—4 cm lang wird und die Form eines schönen gelben Holzschuhes mit enger Öffnung hat.

Der Frauenschuh ist die einzige Orchideenart in Mittel- und Nordeuropa mit Blüten, die noch 2 Staubblätter haben. Er bevorzugt die Kalkböden und ist in lichten oder schattigen Wäldern im Juni in Blüten zu finden. Wedler



St. Wolfgang, Bischof von Regensburg

Aus schwäbischem Adel stammend, auf der Reichenau geschult und erzogen

Reginlindis, die Tochter Eberhards I., der als Ahnherr der Nellenburger bezeichnet wird, verheiratete sich in erster Ehe mit Burkard I. von Schwaben. Ihre Tochter Gisela (die Schwester Burkards II. und Schwägerin der berühmten Hadwig vom Hohentwiel) nahm den Grafen Hermann von Pfullingen (Pfullingaugraf) zum Gemahl. Dieser Ehe entsproß Wolfgang, der spätere Bischof von Regensburg, der wesentlichen Anteil am Aufschwung dieser mittelalterlichen Stadt hatte, die zu den schönsten ihrer Art gehört.

Über seine Geburtsdaten weiß man nichts, aber es ist bekannt, daß er schon in früher Jugend dem Kloster Reichenau zur Erziehung übergeben wurde, in einer Zeit, als die kulturelle Führung im Südwestraum von St. Gallen auf die Reichenau überging. Dort wurde sein Charakter geprägt, dort empfing er die Impulse, die ihn zu seinen Taten fähig machten. Ein zuchtvolles Mönchtum war ihm zwölf Jahre Vorbild, und mit zähem Fleiß wurde er noch als Lernender schon Lehrer für die jüngeren Schüler.

Ungern verließ er das stille Inselkloster. Nur nach langem, dringendem Bitten seines Mitschülers Heinrich, dessen Bruder in Würzburg Bischof war, zog er mit ihm in die Domschule, wo der berühmte Stephan von Novara als Lehrer wirkte. Doch Eifersucht des Italieners vertrieb ihn bald aus dieser Bildungsstätte, weil er Stephan in manchem überlegen war. Inzwischen war Heinrich Erzbischof von Trier geworden, ein Amt, das zweimal auch von Nellenburg versehen wurde. Er berief Wolfgang als Leiter der Domschule nach Trier und hatte ihm noch andere Ehren zugeordnet, die dieser aber ausschlug. Doch mußte er später das Amt des Domdekans annehmen, das ihm aber mit dem damals recht individualistisch gesinnten Weltklerus nur Ungelegenheiten brachte. Diese Geistlichen wollten sich von dem „Mönch“, der eigentlich Laie war, keine Vorschriften machen lassen.

Als Heinrich starb, war er froh, daß er seine Bindungen in Trier lösen konnte. Er zog frohgemut heimwärts, nahm Abschied von seinen Eltern und war fest entschlossen, Mönch zu werden.

Im Jahr 947 gründete seine Großmutter Reginlindis mit Kaiser Otto I. zusammen das Kloster Einsiedeln in der Schweiz an der Stelle, an der Profoß Meinrad von der Reichenau seine Zelle errichtet hatte, in der er im Jahr 861 ermordet wurde. Der erste Abt dieses Klosters Eberhard war ein Nellenburger, der vorher Domherr in Straßburg gewesen ist. Das einsiedlerische Leben und Streben Meinrads mag Wolfgang Vorbild gewesen sein, als er sich entschloß nach Einsiedeln zu gehen. Der Abt übertrug ihm die Klosterschule, die durch ihn einen guten Ruf bekam, so daß sie der Reichenau ebenbürtig wurde.

Der berühmte Bischof Ulrich von Augsburg, Sohn eines alemannischen Edelings, der im Jahr 955 gegen die Ungarn kämpfte bis das Reichsheer unter Otto I. auf dem

Lechfeld zur Schlacht antrat, weihte ihn zum Priester, obwohl er im Laienstand bleiben wollte. Von ihm erfuhr er von den heidnischen Ungarn, die auch nach ihrer Niederlage auf dem Lechfeld sich nicht zum Christentum bekehren wollten. Er entschloß sich, eine Missionsfahrt zu diesen Heiden zu unternehmen und zog 971 mit nur wenigen Getreuen, zwar voller Mut und Ent-

schlossenheit, aber schlecht vorbereitet nach dem Osten und mußte einen Fehlschlag hinnehmen.

Bischof Pilgrim von Passau nahm den „Abenteurer“ auf. Dieser erkannte bald seine Gaben und Fähigkeiten und empfahl ihn ohne sein Wissen dem Kaiser als Bischof von Regensburg. Kurz darauf wurde er dann auch von Volk und Klerus gewählt, vom Kaiser mit Ring und Stab belehnt und durch den Erzbischof von Salzburg geweiht. Dies geschah im Jahr 972 für Wolfgang so überraschend, daß er sich diesen Handlung-



St. Wolfgang und St. Rupert in der Frauenbergkapelle auf dem Arzberg.



St. Wolfgang in St. Wolfgang, Regensburg

Fotos: (2) Wedler

gen nicht mehr entziehen konnte. Die ottonische Politik stützte sich in erster Linie auf die Bischöfe, die dem Kaiser treuer waren und mehr Krieger stellten als die Herzöge. Wolfgang allerdings blieb seiner klösterlichen Lebensregel auch als Bischof treu und zog sich möglichst aus den weltlichen Händeln heraus.

Er förderte bei Klerus und Volk das religiöse Leben und war Vorbild in Pfllichterfüllung und Askese. Dem Kloster St. Emmeram gab er die Selbständigkeit und freie Abtwahl zurück und holte zur Erneuerung des benediktischen Ideals den ihm bekannten Mönch Ramwold aus St. Maximin in Trier. Er gründete das Musterkloster Mittelmünster St. Paul, um auch den beiden Frauenklöstern Ober- und Niedermünster ein gutes Beispiel monastischen Geistes zu geben. Durch ihn wurde Böhmen, das bisher zur Diözese Regensburg gehörte, selbständiges Bistum mit Sitz in Prag. Auch in Weltenburg erneuerte er das Klosterleben und stellte die Marienkirche, die der hl. Rupert um 700 an Stelle eines Minervatempels auf dem Arzberg gebaut hatte, wieder her. Die Plastiken der beiden auf dem jetzigen Rokokoaltar erinnern an diese Tat. — Niederaltaich ließ er durch den hl. Gotthard reformieren.

Herzog Heinrich II. von Bayern mit dem Beinamen „der Zänker“ strebte nach der Königskrone seines Neffens Ottos II. Er wurde deshalb zeitweilig abgesetzt, versuchte aber dann im Jahr 984 über die Vormundschaft über Otto III., die er aber nicht erhielt, zur Macht zu gelangen. Diesem Streit entzog sich der königstreue Wolfgang durch ein freiwilliges Exil zwei Jahre lang. Er fand zunächst eine Bleibe im Kloster Mondsee, das von St. Emmeram abhängig war, und baute sich dann eine Klausur in der Falkenschlucht am Abersee (Wolfgangsee). Auch hier wirkte er als Prediger, Seelsorger und reformierender Theologe. Die Legende sagt, daß Wolfgang bei seiner Klausur eine Kirche zu Ehren Johannes des Täufers gegründet haben soll. Dies wäre eine der Vorgängerinnen der jetzigen, durch den Schnitzaltar Michael Pachters berühmt gewordenen St. Wolfgangskirche. Der Abersee wird heute nach dem Bischof, der Kirche und dem Markt meist „Wolfgangsee“ genannt. Die Wallfahrt nach St. Wolfgang war im Mittelalter so bedeutend, daß sie ihren Platz gleich hinter Rom, Aachen und Einsiedeln innehatte. Als Reichsfürst beteiligte sich aber Wolfgang auch an dem deutschen Heereszug gegen König Lothar von Frankreich nach Paris und an einem der Romzüge Kaiser Ottos.

Oberhalb Regensburg liegt am Ufer der Donau auf einem Bergkegel inmitten des Marktes Bad Abbach die Ruine der einstigen Burg Heinrich des Zänkers, auf der der spätere Kaiser Heinrich II., der Heilige, als Sohn des Zänkers geboren wurde. Er und seine drei Geschwister wurden dem Bischof Wolfgang zur Erziehung anvertraut, und man kann wohl sagen, daß dieser Einfluß Wolfgangs auf Heinrich von großer Bedeutung für sein Leben und seine Aufgaben war.

Auf einer Reise nach Österreich erkrankte Wolfgang in Popping, zwischen Passau und Linz, und starb dort kurz darauf am 31. Oktober 994. In St. Emmeram in Regensburg fand er sein Grab. Am 7. Oktober 1052 wurden seine sterblichen Reste in die neu erbaute Wolfgangskrypta in dieser Kirche umgebettet, die von dem deutschen Papst Leo IX. geweiht wurde. Leo IX., vorher Graf Bruno von Egisheim, Elsaß, war über die Nellenburger mit Wolfgang verwandt. Im gleichen Jahr wurde auch die Heiligsprechung Wolfgangs vollzogen.

Seine Grabplatte kam vor wenigen Jahren in die neue Wolfgangskirche in Regensburg. Ein anderes Hochgrab mit Reliquien und einem bemalten Hochrelief aus dem 14. Jahrhundert ist heute noch im südlichen

Seitenschiff von St. Emmeram aufgestellt.

Viele Kapellen und Kirchen, die den Namen des hl. Wolfgang als Schutzpatron tragen, vor allem im bayrischen und österreichischen Raum erinnern noch heute an

diesen aufrechten Gottesstreiter. Wir sollten ihm als schwäbischem Stammesgenossen, der vor tausend Jahren auf der Reichenau und in Einsiedeln wirkte, ein ehrendes Andenken bewahren.

Die Geschichte der Balingen Kirchenmusik

von Walter Gröner, Balingen-Stuttgart

Rückfragen mit Sulz blieben ergebnislos. Auch die MGG gibt uns keine Auskunft über Bambergische Jahrgänge. Vielleicht hat es sich um Kompositionen von Bamberger Komponisten jener Zeit gehandelt. Dann kämen in Frage: Franz Ludwig Bauerschmitt, rector chori und Domorganist † 1809 oder Joh. Georg Dittmayer, der seit 1773 in Bamberg tätig war. Da es sich bei diesen Musikern aber um Katholiken handelte, ist diese Vermutung nicht sehr wahrscheinlich. Der erwähnte Fischer'sche Jahrgang wurde mit Sicherheit nicht von Fischer selbst geschrieben, sondern nur von ihm dem Konvent zum Kauf empfohlen. Aus diesem Eintrag im KKP wird uns die Tatsache klar, daß in Balingen, wie in

anderen Städten vergleichbarer Größe, die damals übliche Aufführungspraxis gehandhabt wurde und sich die musikalische Arbeit durchaus im Rahmen des allgemein üblichen bewegte.

Aus dem Jahr 1795 erfahren wir: „Die Anschaffung neuer Musikalien von Hofmusicus Dietter in Stuttgart bewilligt.“ Dieser Hofmusicus Dietter wurde laut Angabe des MGG (Bd. 3, S. 444) 1757 in Ludwigsburg geboren und starb 1822 in Stuttgart. Er komponierte kleinere Stücke im Stil der damaligen Zeit.

Ein einziges recht ausführliches Verzeichnis von angeschafften Musikalien besitzen wir aus dem Jahr 1817. Es ist für unsere Frage recht aufschlußreich:

Verzeichniß der von Zinkenist Benning und Schulmeister Roller angeschafften Musikalien für die Kirchen-Music:

1. lat. Messe		38 fol. (Blätter)
1. dto von Hammer		62 fol. (Blätter)
1. deutsche dto von Schmittbauer		54 fol. (Blätter)
1. dto von Vogler		29 fol. (Blätter)
1. dto von Haydn		27 fol. (Blätter)
Einzelne Stücke		
Halleluja, denn uns ist heut	} von Dieter	12 fol. (Blätter)
Dich, großer Singer loben wir		11 fol. (Blätter)
Dir Gott ist alles offenbar		11 fol. (Blätter)
Lob, Preis und Ehre bringen wir		13 fol. (Blätter)
Eben dieses		11 fol. (Blätter)
Lobsinge Gott, erhebe ihn meine		10 fol. (Blätter)
Gott in der Höh sey Ehr		12 fol. (Blätter)
Wir sind nur Pilger in der Zeit		10 fol. (Blätter)
Wie eingeschränkt ist alles Wissen		12 fol. (Blätter)
Preis sey Dir, Weltbeherrscher Dir		20 fol. (Blätter)
Halleluja, Ehre sey dem Sohn	12 fol. (Blätter)	
Ruhm, Preis und Ehre Dir	16 fol. (Blätter)	
König aller Nationen	12 fol. (Blätter)	
O Herr, ich bin nicht würdig (Holzbauer)		9 fol. (Blätter)
Weg mit Lust, Gesang und Reigen	} von Abeille	13 fol. (Blätter)
Eben dieß		20 fol. (Blätter)
Mit dem Haufen deiner Frommen		12 fol. (Blätter)
Ich komme Herr und suche Dich		8 fol. (Blätter)
Unser Vater, Gott zu Dir		12 fol. (Blätter)
Ehre sey Gott in der Höhe	} von Nanz	16 fol. (Blätter)
Alles was Odem hat		8 fol. (Blätter)
So weit Herr Deine Himmel		7 fol. (Blätter)
Ehre sey Gott in der Höhe		10 fol. (Blätter)
Dich aller Menschen Gott		8 fol. (Blätter)
Den Namen nicht nennen	} von Mozart	21 fol. (Blätter)
In diesen heiligen Hallen		11 fol. (Blätter)
Gott ist der Juden Gott		12 fol. (Blätter)
Herr Gott Dich loben wir		15 fol. (Blätter)
Liebe, du Wonne des Herzens		8 fol. (Blätter)
Lobsinget Gott und betet an	} von Weller	16 fol. (Blätter)
Gebeugt lieg ich zu Deinen Füßen		6 fol. (Blätter)
Frohlocket Gott aus ganzer (Christmann)		21 fol. (Blätter)
Gott Israel, Dank sei Dir (Beck)		16 fol. (Blätter)
Heilig, heilig, heilig (Hartmannsperger)		22 fol. (Blätter)
Komm heil. Christ, Gott und Herr	} von Eidenbenz	16 fol. (Blätter)
Du, der mich unaussprechlich liebt		14 fol. (Blätter)
Jehovah! Dich beten wir an		16 fol. (Blätter)
Lob Ehr und Preis sey Dir gebracht		11 fol. (Blätter)
Das Los ist mir gefallen		9 fol. (Blätter)
Kyrie eleison, väterlich	} von Zumsteeg	15 fol. (Blätter)
Leucht in dunkle Erdenhale		13 fol. (Blätter)
O Lamm Gottes unschuldig		10 fol. (Blätter)
Erhebe dich mein Lobgesang		11 fol. (Blätter)
Dona nobis pacem		14 fol. (Blätter)
Veni Jesu amor meus		7 fol. (Blätter)

In Summa 779 fol. (Blätter)

Dieses Verzeichnis attestieren:
Stadtmusicus Benning
Schulmeister Roller

Wichtig ist, daß diese Musikalien von Collegium und Schule zusammen angeschafft wurden. So werden die Choralsätze für den Schülerchor angeschafft worden sein. Wir finden alle diese Choräle im damals benützten Wirtembergischen Gesangbuch Stuttgart, gedruckt bey Christoph Friedrich Cotta 1791. Dieses Gesangbuch war ohne Noten. Interessant sind die Angaben von lateinischen und deutschen Messen, die damals gesungen wurden. An den hohen Blattzahlen der angeschafften Noten ersehen wir, daß diese Stücke von Soli, Chor und Orchester musiziert werden mußten. Da außer dem Schülerchor in Balingen damals kein Chor existierte, müssen wir annehmen, daß der Chorpart von einem durch Männerstimmen verstärkten Schülerchor übernommen wurde. Sicherlich war den Chorälen, wie den Bach'schen eine einfache Orchesterbegleitung unterlegt.

Die hier angegebenen Komponisten sind heute zum größten Teil vergessen. Über einige von ihnen finden wir im MGG kurze Angaben. So z. B. über den in seiner Zeit berühmten Georg Joseph Abbé Vogler; geb. 1749, gest. 1814, der Hofkapellmeister in München und Darmstadt war; über Ignaz Jakob Holzbauer, (1711—1783), Hofkapellmeister in Mannheim und Stuttgart (s. MGG Bd. 6 S. 659), über Franz Beck (1723—1809), Schüler von Stamitz, endlich über Joh. Rudolf Zumsteeg, der ab 1792 Hofkapellmeister in Stuttgart war. Die Kompositionen waren also in ihrer Zeit durchaus modern. Schon damals war die Kirchenmusik „landeskirchlich orientiert“. Die Sätze zu den Liedern des Kirchengesangbuches wurden zum größten Teil von Stuttgarter Musikern geschrieben. Diese enge Begrenztheit der kirchenmusikalischen Arbeit ist ja, wenigstens bei uns, bis heute erhalten geblieben und das vor ein-

gen Jahren erschienene „Neue Chorbuch“ in dem ausschließlich Sätze schwäbischer Kantoren enthalten sind, erinnert irgendwie an diese Aufstellung von 1817. Über die weitere Arbeit des Collegiums sind wir nicht mehr unterrichtet. Sie dürfte aber von der angegebenen Praxis nicht wesentlich abgewichen sein.

Quellen- und Literatur-Hinweise

Staatsarchiv Ludwigsburg

- I. Abt. A 213 Oberrat Spezialia Band 242 Nr. 4., Stadtpolizeiverordnung von Balingen 1781—1786
- II. Heiligendeputationen Spezialia Abt. A 288

Landeskirchliches Archiv Stuttgart

- I. Kompetenzen ob der Staig 1680, Balingen Präceptorat
- II. Kompetenzen 1722

Kirchliche Archive Balingen

- I. Hospitallagerbuch von 1741 (Archiv der Stadtkirche)
- II. Wölflingsche Commissions-Relation wegen des Armen Kastens zu Balingen 1729
- III. Kirchenkonventsprotokolle 1755 ff (bis 1779)
- IV. Protokollbücher des Pfarrgemeinderats Band I 1857—1867, Band II 1867—1881
- V. Kirchenbücher ab 1724
- VI. Ordner: Turm-Musik

Städtische Archive

- I. Originale Auszüge aus Stadtrats-Protokollen 1816—1895
- II. Neuere Städtische Akten

Literatur:

- D. F. Strauß: Leben und Schriften Nicodemus Frischlins Stuttgart 1856
MGG (Musik in Geschichte und Gegenwart)

(Schluß)

Die Etsch im Laufe der Jahrhunderte

Über sechzig Jahre ließen fast vergessen, daß die Etsch in Wahrheit nur ein gezähmtes Ungeheuer ist, das in vergangener Zeit nicht weniger als achtundvierzigmal in verheerenden Überschwemmungen das Land verwüstete, von denen die erste im Jahre 584 erwähnt wird.

Damals bildete die Etsch bei Verona einen ungeheuren See, zerstörte die Stadtmauern und änderte eigenmächtig ihren Lauf.

Im Jahre 1041 waren die Bewohner von Verona gezwungen, sich vor dem anstürmenden Hochwasser in die Arena zu flüchten. Das Dorf Neumarkt wurde 1221 durch Überschwemmung so gründlich zerstört, daß es größtenteils auf anderen Grundstücken neu erbaut werden mußte.

Gewaltiges Hochwasser des Eisack und der Etsch verzeichnet die Geschichte 1239, welches die ganze Talbreite einschließlich des Kalterer Sees bedeckte. Im Jahre 1438 schwillt durch den Ausbruch des Passeirer-Baches die Etsch so hoch an, daß ein Teil der Stadt Meran zerstört wird und 400 Menschen ihr Leben einbüßen.

Am 28. August 1520 herrschte eine große und verheerende Überschwemmung in allen Landesteilen südlich des Brennerpasses. Die Etsch bedeckte die gesamte Talsohle von einem Bergfuß zum andern, alle Zugänge waren durch Wochen unterbrochen.

1599 richtete die Etsch namentlich im oberen Vinschgau große Schäden an Feldern und Gütern an. Nicht weniger als dreimal verheerten Hochwasser im Jahre 1747 das Land um die Etsch; zweimal im Juli und am 15. und 16. Oktober. Dabei wurde die Brücke in Sigmundskron fortgerissen, die Dämme bei Branzoll durchbrochen und alles Land überschwemmt. Der Eisack verließ sein Bett, floß senkrecht gegen die Etsch und lagerte so viel

Geröll an der Mündung an, daß die Etsch — dadurch gestaut — den flachen Talgrund bis hinauf nach Terlan, also mehr als 7 km weit, in einen See verwandelte.

Am 1. September 1757 meldet die Geschichte eine der größten und furchtbarsten Überschwemmungen, die das ganze Land Tirol seit 590 Jahren betroffen hatten.

Immer traten die Hochwasser nach langem starkem Regen ein, dem nicht selten drohende Gewitter folgten. Nach einem Bericht aus diesem Jahr heißt es, daß alles, was auf der Ebene oder auf der Anhöhe neben dem Wasser stand, in Trümmer und Schutt verwandelt wurde.

Interessant erscheint auch die Tatsache, daß aus dieser Zeit der Maisbau in Südtirol datiert, eine bisher wenig geachtete Getreideart, mit der damals die durch die Überschwemmung ödegelegten Weinberge bepflanzt wurden, bis die Reben wieder tragfähig wurden. Vorher war in der Gegend auch viel Flachs- und Hanfbau betrieben worden.

In den Jahren 1780 und 1787 herrschte neuerdings Hochwasser der Etsch, die nacheinander die Straße zwischen Branzoll und Auer fünfmal überflutete. Gleich im darauffolgenden Jahr hatten die starken Regengüsse im Vinschgau wieder eine Überschwemmung zur Folge. Die Bäche brachen verheerend aus und lagerten den mitgeführten Bergschutt haushoch im Tal ab. Bei Schluderns, Kastelbell, Naturns, Terlan und Vilpian gingen gewaltige Muren nieder, von denen die von Naturns allein die Straße in einer Breite von über einem Kilometer unbefahrbar machte.

Das Jahr 1789 war eines der furchtbarsten Überschwemmungsjahre. Im Vinschgau gingen Wälder und Äcker in einem gewaltigen Bergrutsch von den Bergen

herab und verheerten die Tiefe. Nahe bei Kastelbell ging eine so gewaltige Mure nieder, daß die Etsch eine Stunde weit rückwärts floß und ihr Rinnsal nach Süden verschob. Bei Meran war das Tal vollständig von der Etsch überronnen; die Passer verwandelte alles im Tal in einen Schutthaufen. In Ulten wurden ganze Bergteile und Wälder losgerissen und samt zahlreichen Häusern fortgeschwemmt. Der Falschauerbach zerriß bei Lana alle Dämme; die Verbindung zwischen Bozen und Meran war durch einen großen See von Terlan bis Bozen unterbrochen. Auch südlich von Bozen war sowohl an der Etsch als auch an allen Seitenbächen der Schaden groß.

1816 brachte mit viel Regen neuerliche Hochwässer; die Etsch durchbrach die Dämme bei Branzoll und überschwemmte Kurtatsch, Tramin, Salurn und Deutsch-Metz (Mezzocorona). Längst schon waren die Niederungen längs der Etsch zum größten Teil versumpft, mehr als 1.860.600 Quadratklafter galten als Moosgrund. Auch im Jahr 1821 stieg die Etsch neuerdings und riß die Brücken von Burgstall, Pfatten, Pignon und Gmund, — die heutige Auerbrücke, — fort.

Immer furchtbarer wurden die Verheerungen der Etsch in Abständen von wenigen Jahren. Die versumpften Gegenden waren fieberverseucht und forderten viele Opfer.

1869 tobte ein schrecklicher Orkan in ganz Südtirol, der von schweren Gewittern und Wolkenbrüchen begleitet war, die ein rasches Steigen der Gewässer bewirkten. Die Etsch hob sich infolgedessen am 5. Oktober auf beinahe sechs Meter und überflutete die ganze Talebene im Ausmaß von 14 Meilen von Meran bis Calliano. Der wildflutende See erreichte bei Terlan eine Breite von 1800 Metern, vor Sigmundskron 2770 und bei Trient 2130 Meter. Arge Beschädigungen erlitten auch die Bahnstation von Auer, die vollständig unter Wasser stand, gleichwie der Bahnhof von Trient.

Am 3. Oktober hatte die Talfer das Aussehen eines mächtigen Stromes, der das breite Bett vollständig ausfüllte. Am Tage darauf überflutete die Talfer die Grieser Wassermauer und riß die dortige Ziegelei fort. Bei Moritzing flüchteten die Bewohner gegen fünf Uhr nachmittags auf die Dächer und konnten erst am nächsten Abend mit Flößen gerettet werden. Die Talfer führte Vieh, Pferde samt den Krippen und Einrichtungsgegenstände mit. Unterhalb Leifers, wo die Brücke eingestürzt war, sah es noch trostloser aus. Wo die Weinlese noch nicht vorüber war, ging die ganze Ernte in den Fluten unter. Von überall aus Trient, Calliano, Matarello, Lavis Mezzotedesco (Mezzolombardo) und dem Nonstal wurden Verluste an Menschenleben gemeldet.

Die schlimmste Überschwemmung der Etsch trat im Jahre 1882 ein, von der noch unsere Großeltern zu erzählen wußten. Das bei Sigmundskron gestaute Wasser blieb volle fünf Monate stehen von Oktober bis Februar 1883 und vernichtete jegliche Vegetation unter der Eisdecke während des Winters. Wieder hatte der Eisack ungeheure Geschiebemassen angehäuft, die seinen Lauf änderten, so daß er sich schon bei Bozen mit der Etsch vereinigte. Damals stürmte bereits die Rienz wildschäumend durch die Straßen von Niederdorf, Welsberg und Bruneck und verursachte das ungeheure Ansteigen des Eisack, der die Bahnstrecke der Brennerbahn mehrfach durchriß, so daß eine Verbindung nur durch Notstege und unter Lebensgefahr hergestellt werden konnte. Die Wirkung der langanhaltenden Niederschläge war eine furchtbare, indem nicht nur die Etsch und ihre wichtigsten Zuflüsse, sondern

auch Tausende von Wildbächen zerstörend auftraten. Die Gehänge verloren infolge der Übersättigung des Bodens ihren Halt und zerrissen in erschreckender Weise die kultivierten Talgründe.

Ein Bericht an die Landtagsabgeordneten in Wien aus dem Unglücksjahr 1882 erklärt ausdrücklich: „Kein Alarmschrei ist laut genug, die Größe der Gefahr aufzuzeigen, jetzt aber spricht eine furchtbare Katastrophe mit der Beredtsamkeit der Tatsachen.“

Aber erst nach dem Fallen des Wassers im Februar 1883 wurden sich alle Beteiligten über das volle Ausmaß und die Bedeutung des Vorgangs klar.

Der auf ungezählte Jahre verteilte Prozeß der geologischen Abrasion der Alpen hatte wieder einmal durch einen rapiden, deutlich wahrnehmbaren Schritt, den stetigen Fortgang seiner Arbeit sichtbar gemacht, wie ein plötzliches Erdbeben an den langsamen aber unaufhaltsamen Vorgang großer Schichtenbewegungen der Erdrinde gemahnt.

Trotz ständiger Bemühungen, der Schäden durch die Etsch Herr zu werden, schloß sich erst 1890 eine ständige, noch heute bestehende Etschregulierungskommission zusammen. Für drei Sektoren wurden gesonderte Projekte ausgearbeitet, die den Lauf der Etsch nach den jeweiligen Bedürfnissen durch Gräben, Durchstiche und neuerrichtete Sperren bestimmen sollten.

Gleichzeitig mit diesen Arbeiten wurde auch schrittweise mit der Trockenlegung der Möser begonnen. Durch die weiten versumpften Gebiete wurden systematisch tiefe Gräben gezogen, die mit Steinen zum Teil gefüllt, wieder zugeschüttet, den Boden entwässernd, als wertvoller Kulturgrund gewonnen werden konnten.

Die herrlichen Obstplantagen zu beiden Seiten der Etsch entstanden aus dem in

Jahrhunderten angeschwemmten Erdreich erst allmählich im Verlauf der letzten sechzig Jahre.

Erst in jüngster Zeit stieß man zur Erreichung der Brunnenschächte bis zu 40 Meter Tiefe vor, um die unterirdischen Rinnale zu erreichen. Dabei wurde deutlich er-

kennbar, daß die Erdkruste aus verschiedenen Schichten von Sand, Geröll und Schotter besteht. Die darunter vorhandenen Wasserläufe werden zur Bewässerung und Frostbekämpfung dienstbar gemacht, so daß sich diese Untergrundbewegung der Etsch zum Segen auswirkt. F. K.

Vor 130 Jahren: Die Schwedenkugel von 1636

Von Gustav Kuch

Allen Einwohnern Überlingens ist bekannt, daß jährlich zwei Schwedenprozessionen veranstaltet werden. Sie gehen auf ein Gelöbnis im 30jährigen Krieg zurück, zum Dank dafür, daß der Überraschungsangriff der Schweden am 11. Juli 1632 und die Belagerung der Stadt in der Zeit vom 23. April bis zum 16. Mai 1634 erfolgreich abgewehrt werden konnten. Nur wenige Überlinger wissen jedoch, daß ihre Vorfahren in jenen turbulenten Tagen noch ein anderes Gelöbnis ablegten, nämlich eine Wallfahrt nach Maria Einsiedeln. Schon im Spätsommer des Jahres 1636 erging vom damaligen Bürgermeister Dr. Johann Waibel und dem Rate der Stadt eine Aufforderung an alle Zünfte zur Vorbereitung dieser Wallfahrt, zu der die Eidgenossen bereitwillig die erbetenen Pässe zur Verfügung stellten. Der Rat war streng darauf bedacht, daß alle Vorkommnisse genau aufgezeichnet würden. So entstand ein ausführlicher Bericht darüber, mit dessen Abfassung Bernhard Schott, der Vogt zu Ittendorf, beauftragt worden war.

Reisetag: 20. Oktober 1636

Als Reisetag wurde der 20. Oktober 1636, ein Montag, festgelegt. Über 500 Personen nahmen an der Wallfahrt teil, darunter Frauen, Männer, Jugendliche, zehn Weltpriester, vier Kapuziner und zwei Franziskaner, die frühmorgens mit dem Schiff

nach Konstanz fuhren. Der Reiseweg führte über Weinfeld, Wil, Lichtensteig, Rapperswil, Schindellegi, Biberbrugg nach Einsiedeln. Auf diesem Wallfahrtsweg, auf dem es unaufhörlich regnete, nahmen die Überlinger eine 127 Pfund schwere eiserne Kugel mit, die zwei Pfund Pulver faßte und die von den Schweden in die Stadt geschossen wurde. Die Kugel wurde abwechselungsweise von vier Männern auf den Schultern getragen.

Geschüttsalve aus dem St.-Johann-Turm

In Einsiedeln wurden die Pilger vom ganzen Konvent empfangen und feierlich in die Kirche geleitet. Fürstabt Plazidius ließ die Pilger sowie die Ratsherren und Priester auf seine Kosten bewirten. Am 24. Oktober fand ein feierlicher Gottesdienst statt. Nachdem die Überlinger ihre Kleider wieder etwas getrocknet hatten, traten sie am gleichen Tage wieder ihren Heimweg an und „bei großem Regenwetter“ kamen sie zwei Tage darauf wieder in Konstanz an. Von Staad aus ging es wieder mit dem Schiff nach Überlingen, wo die Wallfahrer mit einer Geschüttsalve aus dem St.-Johann-Turm begrüßt wurden. Zum Abschluß der Wallfahrt nahmen die Teilnehmer an einem Gottesdienst im Münster teil, bei dem das Tedeum laudamus gesungen wurde.

Schwedenkugel ging verloren

Auf eine Anfrage in Einsiedeln nach der Schwedenkugel ging die Mitteilung ein, daß in den Akten wohl vermerkt sei, daß die Abtei damals die Kugel erhalten habe, daß sie aber verloren gegangen sei und daß nur noch Kugeln vorhanden seien, die auf ähnliche Weise von Villingen und Rheinfelden nach Einsiedeln gebracht wurden. An der Überlinger Schwedenkugel war eine Kupfertafel angebracht mit folgender Inschrift: „Überlingen wollt' bezwingen der schwedisch Feldmarschall Horn / thate ihm wohl übel gelingen; / zween Stürm hat er verlorn. / Darnach mußte er weichen, Maria, dies ist dein Siegeszeichen.“ Diese Inschrift kennt man aus der 1654 gedruckten Einsiedler-Chronik des Paters Konrad Hunger.

Heiligengrabe

Über Heiligengrabe, das einzige Kloster in der Kurmark, berichtet der Süddeutsche Rundfunk im Rahmen der Sendungen für Ost-, Mittel- und Auslandsdeutsche am Mittwoch, dem 9. August, um 11.30 Uhr, über Mittelwelle und UKW I. Das Manuskript schrieb Erika von Hornstein. Heiligengrabe, ein ehemaliges Zisterzienser-Nonnenkloster, liegt zwischen Wittstock und Pritzwalk. Es wurde im Jahr 1287 von Markgraf Otto dem Langen an der Stelle gestiftet, wo — der Legende nach — eine mißhandelte Hostie begraben wurde und Wunder zu wirken begann. Unter Friedrich dem Großen wurde Heiligengrabe in ein evangelisches Fräuleinstift umgewandelt.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“, der „Ebingener Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Gelber Enzian

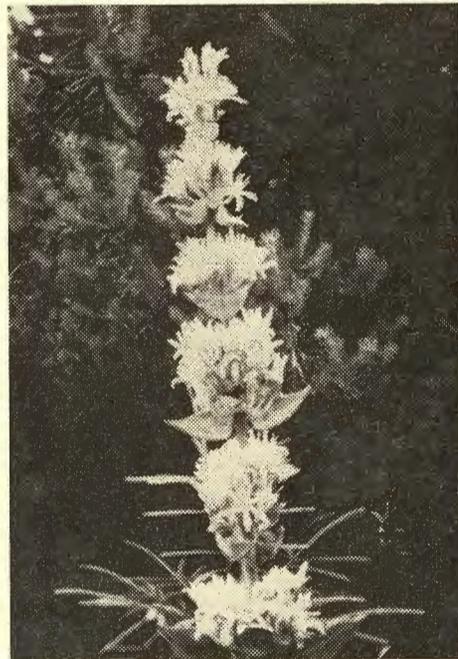
(Gentiana Lutea)

Bin kein vornehmer Gesell;
doch steckt in meiner Wurzel Kraft,
ein guter, aber bitterer Quell
für Magensünder heiler Saft.
Von hohem Wuchs, doch ohne Duft
steh ich auf hartem Felsgestein,
gedeihe nur in herber Luft
und liebe sehr das Einsamsein.

Von den vielen Enzianarten unserer Heimat ist der gelbe Enzian der stattlichste, wird er doch in seinen Blütenstengeln bis zu 150 Zentimeter hoch. Für Blumensträuße ist er zum Glück nicht geeignet und seine Blütenform ist ganz anders, als die der anderen Arten. Was ihm aber auch in unserer Heimat geschadet hat, das ist die Heilkraft seiner Wurzel, das beste Magenmittel gegen Verdauungsstörungen und Magendrücken. Enzianschnaps und Enzianwein werden noch heute viel verwendet, allerdings ist auf den Flaschen fälschlicherweise meist ein blauer Enzian aufgedruckt. — In einem Tiroler Wurzelgräberlied heißt es:

„Und die Enzawurz'n is a guete Wurz'n
is e guete Medizin.
Ja, wenn's im Magen drein
oft tuet's recht saggrisch schneid'n
nimm i alleweil a Glasl ein.“

Erfreulicherweise hat sich der Gelbe Enzian bei uns in den letzten Jahren wieder mehr verbreitet. Seine Standorte sind der Albrauf und Ränder der Schafweiden. Die großen, breiten, elliptischen Blätter mit tiefer Längsäderung fallen jedem Naturbeobachter auf. Ende Juni treibt er seine Blütenstengel, die dann im Juli ihre gestielten Blüten in Scheinquirlen entfalten,



die Einzelblüte in radförmigen, 5- bis 7-teiligen, goldgelben Sternen. Als Knospen werden die Scheinquirl durch zwei löffelähnliche Hüllblätter geschützt.

Von den Kalkalpen, wo er manchmal mit dem giftigen, grünen Germer verwechselt wird, kam er in den Eiszeiten mit anderen Enzianarten zu uns. Wir sollten uns an diesem alpinen Gesellen freuen und ihm sein Dasein bei uns durch besonderen Schutz erleichtern. K. Wedler

Die ehemalige Klosterkirche von Margrethausen

Von Adalbert Baur

Aus den Angaben der alten Beschreibung des Oberamtes Balingen (1880) zur Geschichte von Margrethausen geht nicht eindeutig hervor, daß es dort bis zum Jahre 1824 sowohl eine Pfarrkirche wie auch eine Klosterkirche gab (vgl. S. 435, 439, 443). Die neue Beschreibung des Landkreises Balingen (KrB) schafft hierin Klarheit (Bd. II, 1961, S. 516). Aus ihren Ausführungen könnte allerdings der Eindruck entstehen, als ob die im Dezember 1723 geweihte Klosterkirche das erste eigene Gotteshaus des Klosters gewesen wäre. Das war aber nicht der Fall.

Bei der Ordnung des Archives der Pfarrei Margrethausen zu Beginn dieses Jahres fand ich einige Ansichten und Pläne, mit deren Hilfe nachgewiesen werden kann, daß das Kloster Margrethausen schon im 17. Jahrhundert und noch früher eine eigene Kirche besaß.

Das untenstehende Bild bringt eine in zeitgenössischer Schrift auf 1702 datierte Ansicht (Pfarrarchiv Margrethausen, Signatur: K 1), die zeigt, wie die Klosteranlage vor dem Beginn der tiefgreifenden baulichen Um- und Neugestaltung, die im ersten Drittel des 18. Jahrhundert erfolgte, aussah. Leider verstand es der Zeichner nicht, ein perspektivisch richtiges Bild herzustellen. Darunter leidet hauptsächlich die Darstellung der Klostermauer und der verschiedenen Nebengebäude. Dies wieder hat zur Folge, daß die ganze Ansicht etwas unübersichtlich wird. Immerhin sind aber die Dinge, auf die es ankommt, unmißverständlich wiedergegeben:

Rechts sehen wir, inmitten des ummauerten Kirchhofes, Westwand, Turm und Schiff der Pfarrkirche, leicht erkenntlich an der für Margrethausen charakteristischen Art, in der der Turm in das nordwestliche Ende des Kirchenschiffes bzw. die Nord-ecke der Westwand eingebunden ist. Nach links schließt sich an die Kirche ein Trakt an, bei dem es sich nur um den erstmals 1339 errichteten gedeckten Gang von der Klausur zur Pfarrkirche handeln kann (KrB II, S. 514). Dieser Gang war um 1524 von Hans Konrad von Tierberg von der Wilden Tierberg im Verlauf von Streitigkeiten, die er mit der Klausur hatte, abgebrochen worden. In dem am 16. Juni 1524 vor der österreichischen Regierung in Stuttgart abgeschlossenen Vergleich zwischen Hans Konrad und den Klosterfrauen, mußte sich dieser aber u. a. verpflichten, den Gang auf eigene Kosten wieder aufbauen zu lassen (vgl. KrB II, S. 515 bzw. Pfarrarchiv Margrethausen, Urkunde Nr. 17).

Hinter dem Verbindungsgang erhebt sich nun unübersehbar ein zweiter stattlicher Turm. An seiner Haube und an dem Kreuz, das diese bekrönt, ist er unschwer als weiterer Kirchturm zu erkennen. Da er eindeutig von der Pfarrkirche abgesetzt ist und da er genau dort eingezeichnet ist, wo die 1723 geweihte und 1824 abgebrochene Klosterkirche damals stand, kann es sich bei ihm nur um den Turm einer Klo-

sterkirche handeln, die schon stand, als der Plan 1702 gezeichnet wurde. Die Erwägung, ob es sich bei dem schon 1702 stehenden Turm nicht eventuell um den ersten Bauabschnitt der 1723 geweihten Klosterkirche handeln könnte, darf man mit Sicherheit abtun: Einmal wird man auch in Margrethausen, wie gemeinhin überall, den Turm als letztes Bauglied der Kirche errichtet haben. Zum anderen ist den Schwestern die Erstellung ihrer neuen Konventsgebäude sicher wichtiger gewesen, als der Bau einer neuen Kirche, da sie ja ihre Gottesdienste ohne weiteres in der schnell und bequem zu erreichenden Pfarrkirche abhalten konnten. Wenn also unser Bild die alten Konventsgebäude zeigt, kann es sich bei dem auf ihm dargestellten zweiten Turm nur um den Turm einer Klosterkirche handeln, die schon vor dem 18. Jahrhundert erbaut worden war.

Über die Erbauung bzw. die Bauzeit einer älteren Klosterkirche ist in den erhalten gebliebenen schriftlichen Quellen offensichtlich nichts überliefert. Man darf aber als wahrscheinlich ansehen, daß eine genaue Durchsicht des ehemaligen Klosterarchives (Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand B 476) doch etliche Hinweise auf diese Klosterkirche zutage bringen würde. Ohne dem Ergebnis einer solchen Durchsicht — zu der mir vorerst die Möglichkeit fehlt — vorgreifen zu wollen, möchte ich heute schon versuchen, mit Hilfe der bekannten und belegten Daten aus der Geschichte des Klosters eine vorläufige Antwort auf die Frage nach der Erbauung bzw. nach dem ungefähren Alter der ersten Klosterkirche zu geben.

Dabei möchte ich zunächst von der Annahme ausgehen, daß die frühere Kirche —

wie es ja bei der 1723 geweihten späteren der Fall war — im Zusammenhang mit einem Neubau oder einem tiefgreifenden Umbau der Konventsgebäude erstellt wurde. In unserem Fall würde das besagen, daß die Klosterkirche, deren Turm das Bild zeigt, etwa zu gleicher Zeit gebaut wurde wie die auf dem Bild dargestellten übrigen Klostergebäude. Diese hypothetische Feststellung führt automatisch zu der Frage, wann dann wohl die abgebildeten Konventsgebäude errichtet wurden.

Wenn unser Bild auch reichlich primitiv ist, so gibt es doch einen Hinweis auf das Alter der Gebäude, die es aufweist: Deutlich zeigt es, daß das Untergeschoß des Turmes der Pfarrkirche und die Südecke ihrer Westwand aus großen und allem nach sorgfältig bearbeiteten Quadern aufgeführt sind. — Nun nennt zwar die Kreisbeschreibung zwei verschiedene Zeiten, zu denen der Turm gebaut worden sein könnte — 1288/99 bzw. 1347 (Bd. II, S. 512) — doch wurde zu beiden Zeiten in gotischem Stil gebaut. Wenn daher die westliche Giebelseite am Südflügel des Klosters (Bildmitte) die gleichen Quadern wie der Turm der Pfarrkirche zeigt, darf angenommen werden, daß mindestens der Südflügel, wahrscheinlich aber auch die übrigen dargestellten Klostergebäude errichtet wurden, als man bei uns gotisch baute. Dieser Annahme widerspricht die Tatsache, daß die Fenster der Klostergebäude reichlich groß sind, nicht: Es ist unübersehbar, daß die Fenster ziemlich schematisch und ungenau gezeichnet sind. Daß ihre Größenverhältnisse nicht richtig getroffen sind, zeigt übrigens ein Vergleich mit dem Portal der Kirche. — Halten wir also fest, daß die 1702 abgebildeten Konventsgebäude oder doch mindestens ein wesentlicher Teil von ihnen (Südflügel) während der gotischen Bauperiode errichtet wurden.

Diese reichlich allgemeine Feststellung kann nun mit Hilfe der belegten Daten aus

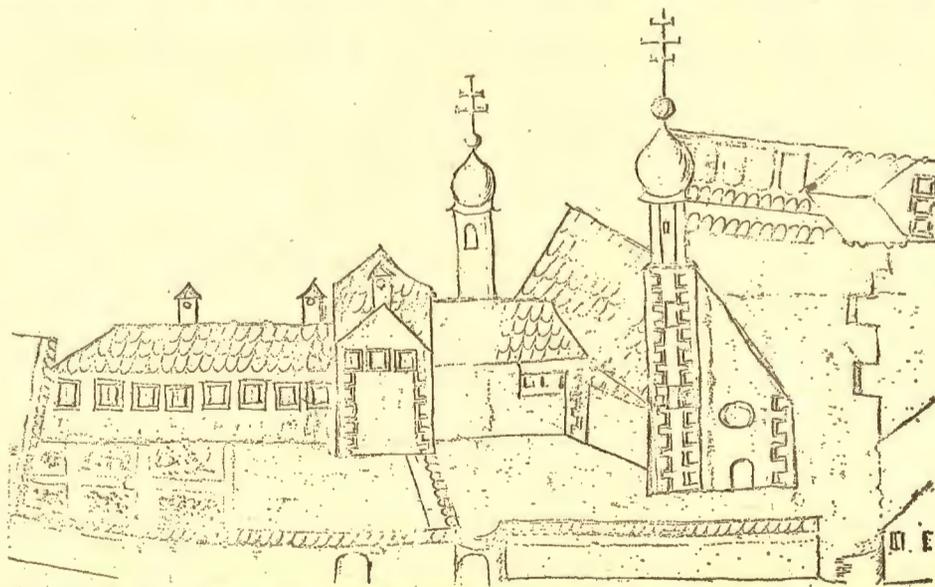


Abbildung der Pfarrkirche und des Franziskanerinnen-Klosters Margrethausen aus dem Jahre 1702 (Pfarr-Archiv Margrethausen).

der Geschichte des Klosters präziser gefaßt werden: In der Zeit, in der bei uns gotisch gebaut wurde, bekam bzw. baute die Klause — soweit bekannt — zweimal neue Konventsgebäude. Zunächst das von den Brüdern (Mönchen) Heinrich Möl und Albrecht von Mengen erbaute „hußlin von stain und holtz“, das die Erbauer 1339 den Schwestern der 1338 neu gegründeten Klause schenkten (KrB II, S. 513 f.). Dann den Neu- oder Vergrößerungsbau, der notwendig geworden war, als um 1350 der Konvent zahlenmäßig verdoppelt wurde (ebd. S. 514).

Aus der Zeit zwischen der Mitte des 14. und dem Anfang des 18. Jahrhunderts liegen keine Nachrichten über grundlegende Neu- oder Umbauten an den Klostergebäuden vor. Das wird nicht daher rühren, daß die entsprechenden schriftlichen Unterlagen im Klosterarchiv verloren gingen, sondern daher, daß während dieser Zeit keine solchen Arbeiten notwendig waren und ausgeführt wurden. Daß diese Vermutung nicht aus der Luft gegriffen ist, kann ein kurzer Blick auf die besondere Geschichte des Klosters und den allgemeinen Zeitablauf zeigen: Für den mittelalterlichen Konvent dürften die Neubauten von 1350 ausgereicht haben, selbst wenn es sich bei ihnen nur — wie die Darstellung anzudeuten scheint — um eine zweiflügelige Anlage handelte. Mit dem Beginn der Reformation hat sich sicher, wie überall, auch der Margrethäuser Konvent zahlenmäßig verringert, so daß dann die vorhandenen Gebäude noch besser ausreichten. Dieser Zustand wird wohl über das Tridentinum hinaus bis zum Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts angehalten haben. Dann kam der Dreißigjährige Krieg, in dem einerseits die Zahl der Schwestern durch zeitweilige Abwanderung in andere Konvente noch weiter abnahm und andererseits die wirtschaftliche Kraft des Klosters annähernd vernichtet wurde (vgl. KrB II, S. 515). Nach dem Krieg dürfte daher das Kloster für geraume Zeit keine Mittel für größere Bauarbeiten besessen haben. Solche größeren Arbeiten waren auch nicht nötig, da das Kloster — wie bekannt — als einziges Gebäude von Margrethausen den Krieg unzerstört überstanden hatte.

Bei all dem scheint es erlaubt, anzunehmen, daß es sich bei den 1702 abgebildeten Klostergebäuden im Wesentlichen um die Gebäude handelt, die um 1350 errichtet worden waren. Im Sinne der oben ausgesprochenen Hypothese kann demnach gefolgert werden, daß auch die Klosterkirche, deren Turm auf dem Bild von 1702 erscheint, etwa um die Mitte des 14. Jahrhunderts gebaut worden sein könnte.

Für diese Folgerung kann allerdings kein exakter Beweis erbracht werden. Immerhin zeigt aber der Grundriß der Klosterkirche von Margrethausen eindeutig gotischen Zuschnitt. Der Grundriß, der sich heute im Pfarrarchiv Margrethausen befindet (Signatur: K 3), wurde allerdings erst 1815 von Land-Baukontrolleur Noss gezeichnet. Er stellt somit die 1723 geweihte und 1824 abgebrochene Kirche dar. Auf den ersten Blick ist aber zu sehen, daß sich die barocke Kirche auf einem gotischen Fundament erhob. Bei näherem Zusehen wird sogar erkennbar, daß die 1723 geweihte Kirche kein Neubau, sondern nur eine barockisierte gotische Anlage gewesen sein kann: Der gegenüber dem Schiff kräftig eingezogene Chor mit $\frac{3}{8}$ -Schluß zeigt unverkennbar gotische Form. — Ist der Blick von einem Teil des Schiffes zum Chor schon durch den Einzug des Chores etwas behindert, so wird er durch die kräftig zur Mittelachse des Baues vorgezogenen Seitenwände des Chorbogens geradezu verstellt. Ein solcher Aufbau des Innenraumes widerspricht aber stark der Raumauffassung des Barock, die ja anstrebt, daß der

Kirchenbesucher von allen Stellen des Schiffes einen ungestörten Blick auf den möglichst breit und wuchtig gestalteten Prospekt des Hochaltars hat. Somit kann man in unserem Fall auch das Verhältnis bzw. die Gestaltung des Überganges vom Chor zum Schiff der Kirche ohne Einschränkung als gotisch bezeichnen. Die Übernahme dieser der barocken Raumkonzeption so stark widersprechenden gotischen Konstruktion in die 1723 geweihte Kirche zeigt deutlich, daß 1723 nicht etwa eine auf alten Fundamenten erbaute neue Kirche, sondern nur ein barockisierter gotischer Kirchenraum geweiht wurde. Immerhin müssen die Umbauarbeiten aber so tiefgreifend gewesen sein, daß eine Neuweihe erforderlich war. — In diesem Zusammenhang muß auch noch auf die Fenster hingewiesen werden: Sie sind, besonders das im Chorschluß, so schmal, daß man auch von ihnen annehmen muß, daß sie — selbstverständlich unter entsprechender Umgestaltung — aus dem gotischen Raum übernommen wurden.

Schließlich ist hier auch noch auf den Turm der Klosterkirche hinzuweisen, wenn sich auch aus diesem Hinweis keine Argumente für die Beweisführung gewinnen lassen. Aus dem Umstand, daß unser Grundriß für diesen Turm keine Fundamente verzeichnet, kann geschlossen werden, daß es sich bei ihm um keinen vom Fundament an ausgebauten Turm, sondern nur um einen größeren Dachreiter handelte. Er dürfte sich etwa über dem westlichen Zugang zur Klosterkirche erhoben haben.

In manchen Fällen, in denen über das Alter einer Kirche keine direkten oder indirekten Aussagen vorliegen, ist es möglich, mit Hilfe der Patroziniumsforchung ein annähernd sicheres Datum zu gewinnen. Wenn auch in unserem Fall keine konkreten Aussagen zu erhoffen sind, soll der Vollständigkeit halber doch berichtet werden, was die Patroziniumsurkunde aussagt: Nicht nur das Kloster, auch die Klosterkirche in Margrethausen war den Hl. Drei Königen geweiht. Zwar ist die Widmung bei beiden erst für das 18. Jahrhundert bezeugt, doch ist kaum zweifelhaft, daß sie auf ältere Zeiten zurückgeht (vgl. G. Hoffmann, Kirchenheilige in Württemberg, S. 137 und KrB II, S. 516). — Nun treten in Württemberg außer in Margrethausen die Drei Könige nur noch in Merklingen als Kirchenpatrone auf, Patrone von Kapellen sind sie an weiteren drei Orten (Isny, Niedernhall und Ulm), Altar-Patrone sind sie in neun Fällen und schließlich sind sie an einer Kirche, zwei Kapellen und einer Anzahl von Altären Neben-Patrone (Hoffmann, S. 276). Dieses verhältnismäßig schwache Auftreten gestattet nicht, Aussagen über das räumliche und zeitliche Gefälle bei der Verbreitung der Drei-König-Patrozinien in unserem Land zu machen (vgl. Hoffmann, S. 28). Das besagt in unserem Fall, daß nicht angegeben werden kann, von welchem Ort und zu welcher Zeit das Patrozinium nach Margrethausen kam. Es bleibt somit nur die Möglichkeit, die Ergebnisse, die die Patroziniumsforchung bei der Betrachtung größerer Zusammenhänge gewonnen hat, kurz auszuweiten und zu versuchen aus ihnen Anhaltspunkte zur Deutung unserer Verhält-

nisse zu gewinnen. (Vgl. hierzu: G. Zimmermann, Patroziniumswahl und Frömmigkeitswandel im Mittelalter).

Die drei Weisen aus dem Morgenland wurden noch im Laufe des ersten Jahrtausends zu Königen umgedeutet und später als Heilige verehrt. Ihre Verehrung wurde an die allgemeinen Formen des Heiligenkultes angeglichen, als man im 12. Jahrhundert in Mailand behauptete, ihre Reliquien aufgefunden zu haben. Nachdem Friedrich Barbarossa 1162 die Stadt erobert hatte, ließ er die Reliquien als Kriegsbeute nach Köln überführen. Dort trafen die Drei Könige neben dem hl. Petrus in das Dompatrozinium ein und wurden in der Folge auch als Schutzheilige der Stadt verehrt. Noch zwei Jahrhunderte zuvor hätte sich daraus ein neues Reichsheiligtum und ein neues Königspatrozinium entwickeln können. Jetzt aber kommt es trotz der starken kultischen Kraft der Reliquien nicht mehr dazu, sondern die Folgen sind außerhalb Kölns lediglich die, daß die Könige aus dem Morgenland in die große Schar spätmittelalterlicher Patrozinien aufgenommen werden. Dabei fällt aber auf, daß der Adel — wohl in Erinnerung an die Kämpfe um Mailand, aber auch, weil er in den Königen Standesgenossen sah — relativ oft seine Gründungen unter den Schutz der Hl. Drei Könige stellte.

Bei diesen Verhältnissen kann man nun fragen, ob das Drei-König-Patrozinium des Klosters und der Klosterkirche in Margrethausen nicht auf die Herren von Tierberg zurückgeht. Diese sind im engeren Sinne zwar nicht die Gründer des Klosters, sie sind aber seit 1339, also praktisch seit der Klostergründung, seine Schirmherren und auch seine Wohltäter. Wenn aber das Patrozinium je auf Vermittlung der Herren von Tierberg in das Kloster und seine Kirche kam, dann sicher noch vor der Zeit, in der es zwischen den beiden zu tiefgreifenden Zerwürfnissen kam. Mit anderen Worten: Noch im späten Mittelalter. Wie wir gesehen haben, ergibt sich dieser Zeitansatz auch aus den allgemeinen Erkenntnissen der Patroziniumsforchung, ohne daß die Herren von Tierberg bemüht werden müssen. Die Möglichkeit, daß das Drei-König-Patrozinium schon anlässlich der Überführung der Reliquien von Mailand nach Köln entstanden sein könnte — wie es z. B. Hoffmann für Merklingen vorschlägt — scheidet in unserem Fall schon aus zeitlichen und wahrscheinlich auch aus geographischen Gründen aus.

Zusammenfassend kann man zu den Ergebnissen der obigen Untersuchungen sagen:

- 1.) Die 1723 geweihte Kirche war nicht das erste eigene Gotteshaus des Klosters Margrethausen.
- 2.) Das Kloster besaß vielmehr schon im Mittelalter eine Kirche.
- 3.) Es kann zwar nicht mit Sicherheit gesagt werden, daß die ältere Kirche schon im Zusammenhang mit den grundlegenden Um- oder Neubau-Arbeiten an der Klosteranlage, die um das Jahr 1350 vor sich gegangen sein müssen, errichtet wurde, doch kann diese Möglichkeit auch nicht mit Bestimmtheit ausgeschlossen werden.
- 4.) Nach den Erkenntnissen der Patroziniumsforchung geht das Drei-König-Patrozinium der Klosterkirche auf das späte Mittelalter zurück.

Die Reformation in unserer Heimat

Von Fritz Scheerer

Kurz nach Martin Luthers Thesenanschlägen an der Schloßkirche zu Wittenberg kam Württemberg durch die Vertreibung Herzog Ulrichs 1519 unter österreichische Herrschaft. An ein Aufleben, geschweige denn an eine konkrete Form evangelischen Lebens war nicht zu denken.

Nur in den reichsunmittelbaren Staatsgebilden, den freien Reichsstädten, regte sich am frühesten, gespeist von der Abneigung gegen die bisherige Kirchenherrschaft und in Auseinandersetzung zwischen zünftlerischer Demokratie und dem Geschlechterpatriziat, Wille und Bereitschaft

selbständiger religiöser Verantwortung. Unaufhaltsam floß von den Reichsstädten ein stiller Strom evangelischer Gedanken in die Nachbargebiete, so von Reutlingen nach Tübingen und auch bis in unsere Gegend.

Die Reutlinger stifteten schon 1518 eine Prädikantenstelle an ihrer Marienkirche. 1521 begann der 26jährige Matthäus Alber, ein Goldschmiedssohn, als Kaplan und Prediger seine Tätigkeit. Er war in Tübingen mit Luthers Schriften bekannt geworden und predigte nunmehr die biblische Botschaft in reformatorischem Sinne. Rat und Bürgerschaft traten ohne Rückhalt auf seine Seite. Bereits an Ostern 1524 las er die Messe deutsch und hielt eine Abendmahlsfeier nach neutestamentlichem Vorbild.

Unter österreichischer Herrschaft (1519-1534)

Anders war es in den württembergischen Ämtern unter österreichischer Herrschaft. Die Städte erhielten neue Vögte und Besatzungen. Als 1522 ein Einfall des vertriebenen Herzogs befürchtet wurde, verstärkte die österreichische Regierung die Besatzung zu Balingen. Der österreichische Obervogt, Hug Werner von Ehingen (1522 bis 1534), und sein Vorgänger Jörg von Lupfen waren gegen jede freie Meinungsäußerung sehr mißtrauisch. 1522 erließ die Stuttgarter Regierung ein scharfes Mandat, aus dem zu ersehen ist, daß sich „Laien“ unterstanden, „verkehrlich und ärgerlich von dem hochwürdigen Sakrament des wahren Fronleichnams unseres Herrn Jesu Christi zu reden, an der Beicht eine Änderung vorzunehmen“. Es wurde darin allen Prälaten, Amtsleuten und Bürgermeistern strengstens befohlen, „lutherische Bücher weder zu kaufen noch zu lesen, zu behalten, zu drucken oder drucken zu lassen, auch von lutherischen Meinungen nicht zu predigen, zu lehren oder zu glauben“.

Alle Erlasse und Verbote halfen aber nichts, die Reformation schritt siegreich vorwärts. Schon 1520 bezeichnete Luther das Land Württemberg als voll seiner Anhänger, und in ähnlicher Richtung geht eine Äußerung eines päpstlichen Legaten aus dem Jahre 1524 über die tiefe und breite Wirkung des neuen Glaubens.

Auch in unserer engeren Heimat war die Bevölkerung in Bewegung geraten. Vom Schwarzwald her kam der aus Horb gebürtige Freiburger Arzt Johann Murer, der sog. Bauernprediger Karsthans. Durch sein apostolisch rührendes Aussehen gewann er viele Herzen. Er hatte sich mit 24 Männern verbunden, um das Evangelium ans Licht zu bringen, koste es auch Leib und Leben. So zog er im grauen Rock ohne Ärmel, schwarzen Hosen und breitem, grauem Hut als Laienprediger aus, der, „nicht geweiht und geschmiert“, durch seinen volkstümlichen Namen und sonderbaren Aufzug den Gegensatz gegen die Priester und die Kirche zum Ausdruck brachte. Der Keller zu Balingen stellte ihn zur Rede, warum er als ungeweihter Laie predige. Er antwortete darauf, daß er von dem Leiden Christi geweiht und nicht weniger als Bischöfe und Päpste erlöst sei. Seine Wirksamkeit dauerte jedoch nur kurze Zeit, denn schon am 4. März 1523 wurde er vom Keller verhaftet, nach Hohentübingen gebracht und „peinlich befragt, ob er nicht das gemeine Volk gegen die Obrigkeit aufhetze“. Von Tübingen verbrachte man ihn auf die Bergfeste Reichenberg.

Zur selben Zeit wirkte in unserer Gegend von Waldshut aus Dr. Balthasar Hubmaier aus Friedberg in Bayern. Aber auch diesen suchte man zu unterdrücken. Man wollte die Bewegung „mandieren und verbieten, wöllen jedermann die Mäuler beschließen, daß man nichts davon sagen soll, ja wenn sie könnten, wöllten sie gern Denken auch verbieten“.

Im September 1523 berichtete der österreichische Statthalter, Wilhelm Truchseß von Waldburg, seit 300 Jahren sei kein solcher Ungehorsam unter den Untertanen gewesen, und derselbe entspringe der lutherischen Lehre. Der Erzherzog Ferdinand mußte sich 1524 selbst überzeugen, daß alle Gewaltmaßregeln keine Liebe mehr zur alten Kirche schaffen und das Ansehen des Papsttums wieder herstellen konnten. Im Bauernkrieg trat dann die Unzufriedenheit offen zutage. Der Frühmesser zu Dürrwangen galt als Führer der Bauern. Unter Führung ihres Pfarrers hatten die Einwohner von Oberdisisheim großen Anteil am Aufstand. Der Kaplan Germanus Kopp in Meßstetten war einer der Hauptanführer der Aufständischen auf der Hart. Wegen Beteiligung am Aufruhr wurde der Ebinger Kaplan Johann Lusch in den Ebinger Turm gesperrt und mußte bei seiner Entlassung schwören, an der lutherischen Bewegung und an den Bauernunruhen nicht mehr teilzunehmen. Auch andere Kapläne waren ähnlicher Ansichten verdächtig. Nach dem Bauernkrieg schwor der Balingener Bürger Erhard Wagner Urfehde, da er wegen der „bäuerlichen und lutherischen Handlung“ ungeschickte Worte gebraucht hatte.

Nach der blutigen Niederwerfung des Aufstandes schwelte der Brand unter der Decke weiter, wie der häufige Wechsel auf den Balingener und Ebinger Kaplaneien deutlich verrät. 1527 kamen verschiedene Pfarrer in den Verdacht, eine Ehefrau zu haben, und wurden deshalb vor ein geistliches Gericht gestellt. Andere wieder, wie Hans Schwayger in Ebingen, genannt Brendlin von Haigerloch, wurden wegen lutherischen Worten in den Turm gelegt. 1532 gerieten einige Einwohner von Laufen, die dem neuen Glauben zuneigten, mit ihrem Pfarrer in Streit, den sie niederschlugen und übel zurichteten. Sie wurden dafür in Balingen eingetümt.

Im Hohnbergischen waren unterdessen Schwarmgeister und Wiedertäufer tätig und vermengten ihre Ansichten mit der Lehre Luthers. Als Hauptapostel kam Wilhelm Reiblin. Schon in der Schweiz galt er als ein „Anfänger in der Tauf“ und war ein vortrefflicher Wühler und Hetzer von hinreißender Rednergabe, der es verstand, Macht über die Gemüter zu gewinnen. Als „Hirte Wilhelm“ herrschte er mit unumschränkter Gewalt wie ein Papst über die Seinen. Doch es fehlte ihm die innere Wahrhaftigkeit, er verwechselte den eigenen Geist mit Gottes Geist. Auch seine Auffassung über die Gütergemeinschaft war nicht ganz einwandfrei. Sobald es gefährlich wurde, brachte er sich nach der freien Reichsstadt Reutlingen in Sicherheit, während sein Genosse Michael Satler, der in der Rottenburger und Horber Gegend wirkte, 1527 gefangen nach Binsdorf gebracht und dann in Rottenburg verurteilt wurde. Ein anderer Wiedertäufer, Simon Stumpf, machte seinen Frieden mit der Kirche und wurde 1528 zum Kaplan in Schömberg bestellt.

Durch all diese Schwarmgeister und Wiedertäufer wurde die Sache Luthers nicht gefördert, sondern ihr immer wieder schwerer Schaden zugefügt. Auch der Bauernkrieg wirkte in dieser Hinsicht sehr schädigend, weil die Bauern mit ihren Forderungen wirtschaftliche und religiöse Freiheit ganz wirt miteinander verquickten.

Die österreichische Verwaltung suchte in den entscheidenden Jahren der Reformation in unserem Kreis die Ämter Balingen, Ebingen und Rosenfeld nach Richtlinien zu regieren, die den Abfall vom alten Glauben verhindern sollten. Zur neuen Lehre zeigte nur Peter Scheer von Schwarzenberg in Oberhausen, der eine Nichte des Reformators Blarer (s. neben) zur Frau hatte, offen seine Sympathie. Zum Siege der

Reformation verhalf erst Herzog Ulrich, nachdem er 1534 wieder den Thron seiner Väter besteigen konnte.

Nach 1534 unter Herzog Ulrich

Nach seiner Rückkehr nahm der Herzog alsbald das große Werk in Angriff. Er schickte seine Kommissare Ambrosius Blarer von Konstanz und Erhard Schnepf von Weinsberg durch das Land. In Balingen und Ebingen erschien Blarer, der in den Jahren 1534 bis 1537 im württembergischen Teil unseres Kreises die Reformation durchführte. Er versammelte die Geistlichen des Amtes und verkündete ihnen des Herzogs Absicht, „Gott zu Lob und Dankbarkeit das heilige Gotteswort im Land aufzurichten“, wer von der Messe und anderen bisherigen Gebräuchen abstehen wolle, werde einen gnädigen Herrn haben. Die Hauptpunkte der evangelischen Lehre wurden ihnen vorgelesen; hierauf wurden sie befragt, ob sie bereit seien, im Dienste dieser Lehre künftig ihre Arbeit zu verrichten. Diejenigen Geistlichen, die diese Frage bejahten, durften auf ihren Stellen bleiben, mußten sich auf die Augsburger Konfession verpflichten und ihre Mägde heiraten, so sie welche hatten. Wurde die Frage verneint, so erhielten sie Bedenkzeit. Gaben sie aber nach dieser keine bejahende Antwort, so mußten sie ihren Platz verlassen. Doch auch hierbei verfuhr man mit möglicher Schonung. Weitaus die meisten Pfarrer erklärten sich bereit, die neue Lehre anzunehmen. In einer Reihe von Gemeinden finden wir so die Geistlichen der alten Kirche nach der Reformation als evangelische Pfarrer wieder.

In Balingen war Pfarrer Vinzenz Hartwig ein hartnäckiger Gegner der neuen Lehre und mußte abgesetzt werden. So wurde Anfang 1535 der Schweizer Hans Wagner berufen, der jedoch heftigen Widerstand fand und gegen die Altgläubigen nicht durchdringen konnte, wie aus einem Bericht Blarers vom 21. Dezember 1534 hervorgeht. Aus der Korrespondenz des Straßburger Reformators Martin Butzer mit Luther wissen wir, daß Butzer den württembergischen Blarer in Balingen getroffen und sich mit ihm über die Streitigkeiten in der Abendmahlslehre unterhalten hat. Der Prädikant Konrad Gößlinger erkannte zwar das Evangelium in mehreren Gesprächen mit Wagner an, schalt aber über die neuen Prediger als Ketzer, Landstreicher und Rädelsführer und war so ein Verteidiger der alten Kirche. Hart urteilte Wagner über die andern Kapläne. Nach seinem Urteil konnten sie nur Messe lesen, Requiem singen, spielen und trinken. Obrigkeit und Rat der Stadt wollten von der neuen Lehre nichts wissen. Der Obervogt Hans von Stotzingen blieb katholisch. Erst unter seinen Nachfolgern, den Schweizer Edelleuten Fritz Jakob von Anweil und dessen Bruder Hans Caspar, Verwandte des Reformators Blarer, konnten die Widerstände überwunden werden, so daß die Zahl der Altgläubigen so zusammenschumpfte, daß man sie mit Namen nennen konnte. Der Pfarrer Wagner wurde nach Ebingen versetzt. Sein Nachfolger wurde 1536 Martin Decker, neben dem Johann Vetter als Diakon oder Helfer wirkte.

In Ebingen wurde der Schultheiß Hans Pur entlassen und an seine Stelle trat Caspar Rieber, dessen Oheim, der Benzinger Mag. Dieterlin Rieber, schon 1517 gegen den Ablass gepredigt hatte. Auch der Pfarrer Hans Tierberger hielt am alten Glauben fest und mußte deshalb das Amt des Dekans niederlegen. Von seinem Bruder Hans Konrad, dem Patron der Pfarrei, wurde er jedoch mit einem Leibgeding aus den Pfarreinkünften ausgestattet. Der neu von Balingen zugezogene evangelische Pfar-

rer Hans Wagner kam dadurch in große finanzielle Schwierigkeiten.

Nach Tailfingen kam als evangelischer Pfarrer Hans Scherer, genannt Maur von Riedlingen, und nach Truchtelingen Johannes Beck, bis dahin Kaplan in Ebingen. Der seitherige Pfarrer in Rosenfeld Martin Heuberger, aus einem Rosenfelder Geschlecht, wurde von Blarer nicht beanstandet. Die Pfarrei Leidringen hatte 1534 Christian Mayer von Leidringen inne. Die Frühmesse in Leidringen versah 1533 Kaplan Veit Walter. Von ihm wird berichtet, daß er konvertiert habe und letztlich von einem seiner Auditoren auf dem Weg nach Rosenfeld erschlagen worden sei, der Täter sei entkommen (Ältere Kirchenratsakten 1606). Anselm Sterer aus Balingen finden wir bis 1562 in Bickelsberg, er war über das Interim des Pfarramts enthoben. Der Binsdorfer Pfarrer Lienhard Wegerlin war in Weilheim als erster evangelischer Pfarrer eingesetzt.

Erlaheim gehörte bis zur Reformation zur Johannerpfarre Isingen-Rosenfeld. Nach einem etwas sagenhaften Bericht sollen die Erlaheimer, nachdem die Mutterkirche evangelisch geworden war, nirgends Anschluß an eine katholische Gemeinde gefunden haben. Sie hätten deshalb beschlossen, ebenfalls zur Reformation überzutreten und sollen bereits im Begriff gewesen sein, in festlichem Zug zur Isinger Kirche zu gehen. Als die Binsdorfer dies bemerkt hätten, seien sie ihnen mit Kreuz und Fahne entgegenggezogen, um sie in die Binsdorfer Kirche zu führen. Dadurch sei Erlaheim dem alten Glauben erhalten geblieben. An der Stelle, an der die beiden Züge sich getroffen hätten, habe man die drei jetzt noch stehenden Kreuze errichtet. Sicher ist, daß der Binsdorfer Pfarrer in Erlaheim 1582 alle 14 Tage die Messe las und den Ort auch sonst geistlich betreute.

In den nicht württembergischen Teilen des Kreises blieb zunächst alles beim alten. Nur Hausen a. T. und Obernheim machten eine Ausnahme. Hausen und Wenzeln gehörten bis zur Reformation zur Pfarrei Tieringen. Im gesamten Pfarrsprengel wurde 1543 ohne besonderes Aufheben die Reformation durchgeführt. Doch die hohenbergischen Beamten stellten 1571 trotz Widerspruchs des Grundherrn, des Balingen Obervogtes Walter Scheer von Schwarzenberg, und der württembergischen Regierung, der das Präsentationsrecht zustand, den alten Glauben in Hausen wieder her. Auch die Kirche in Obernheim war vorübergehend in den Händen eines Anhängers der neuen Lehre. Aus Beuron herbeigerufene Kanoniker setzten dann den katholischen Gottesdienst zunächst in der Wolfgangskapelle (1812 abgebrochen) wieder durch.

Täbingen sowie Kleinenzimmern (abgegangen) und Rotenzimmern gehörten zur Pfarrei Gößlingen, die seit 1346 dem Kloster Alpirsbach einverleibt war. Bei Gößlingen gelang es der Katholischen Kirche, sich eine altwürttembergische Pfarrei zu erhalten. Der Rosenfelder Vogt Ulrich Motzbeck berichtete 1543, man halte daselbst noch Messe wie im Papsttum, aber es möchte wohl abgestellt werden. Man wolle jedoch die Pfarrei nicht durch Aufspaltung weiterer Filialen schädigen. Täbingen dagegen, das zwei Ortsherren hatte, wurde in seinem württembergischen Teil und wahrscheinlich auch mit dem Einverständnis der von Österreich belehnten Rittergutsbesitzer von Ehingen bzw. Landenberg zwischen 1535 und 1543 evangelisch und mit Kleinenzimmern und Rotenzimmern der Leidringer Pfarrei zugeteilt. Die Gößlinger allerdings hatten die ehemalige Abhängigkeit nicht so rasch vergessen. So brachte der Täbinger Vikar 1722 (seit 1711 Pfarrverweserei) bei seiner Behörde vor, „daß die Katholiken mit Kreuzen und Fahnen

über Täbinger Ösch gezogen und mit ihren Zeremonien und mit gewissen Gebeten und Gesängen das württembergische Territorium violiert (verletzt) hätten“.

Auch Dürrwangen hatte zur Reformationszeit noch zwei Ortsherren: Württemberg und die Herren von Stotzingen. Die württembergische Ortshälfte wurde 1534 reformiert, die andere Dorfhälfte unter den Stotzingern blieb zunächst katholisch, wurde aber 1553 von Württemberg erworben, und erst jetzt konnte sich die neue Ordnung durchsetzen. Die Pfarrei Dürrwangen erhielt nun auch Laufen zugewiesen.

In den Frauenklöstern war der Widerstand gegen die Reformation härter und dauerhafter. Balingen besaß zwei Kläuser, eine des Franziskanerordens (die obere) und eine „vorm Thor an der unteren Pfarrkirche“ (Friedhofkirche), die sich nach den Regeln des Predigerordens richtete (Flurname „Auf Kläuser“). Nach der Steuerliste von 1542 hatte die obere Klause ein Vermögen von 300 Gulden (fl.), die untere ein solches von 1020 fl. Wahrscheinlich im folgenden Jahr wurden die beiden Kläuser zusammengelegt, denn nach der Türkensteuerliste von 1545 hatte „die untere und die obere Klause, als sie zusammengefallen sind“, ein Einkommen an Geld von 65 fl. und an Häusern und anderen liegenden Gütern 435 fl. Bis 1545 war diese obere Klause mit einer Priorin und mehreren Schwestern besetzt, die sich ihren Lebensunterhalt teils durch fromme Stiftungen, teils durch Unterstützung seitens der Kranken, die sie pflegten, erwarben. Beim Stadtbrand 1546 wurde diese Klause zerstört. Die Schwestern zerstreuten sich und vier Balingen Frauen, eine von Erzingen und eine von Engstlatt blieben in der Klause zu Engstlatt ihr Leben lang beieinander. 1570 ist die letzte dieser Frauen verstorben. Das Eigentum der Balingen Kläuser wurde von der Herrschaft Württemberg eingezogen

und in das Kellereilagerbuch eingetragen. Die Erzinger Klause wurde nach der Reformation verkauft, die Schwestern gegen ein Leibgeding abgefunden; ebenso wurde 1547 in Ebingen verfahren.

Viel länger dauerte es in dem Beginnhaus in Ebingen „an St. Martins Kirchhof gelegen“. Hier weigerten sich die Nonnen beharrlich, das lutherische Abendmahl in beiderlei Gestalt zu nehmen, nur der Predigt hörten sie zu. Ihr Widerstand war auch begreiflich, weil der Übertritt zum evangelischen Glauben für sie mit schwerwiegenden Folgen verbunden war: War ja doch mit dem Austritt aus der Klause zugleich der Verlust der bisherigen Versorgung verbunden. Bei der Bevölkerung waren sie, obwohl sie beharrlich katholisch blieben, gern gelitten, da sie in der Krankenpflege tätig waren. Dem Herzog widerstrebt es, Gewalt anzuwenden. 1605 nahm dann die letzte ein Leibgeding. Das Haus der Klause und einige Äcker wurden 1609 verkauft.

Mit ähnlicher Milde verfuhr man gegen das Klösterlein Unterwannental. 1544 waren dort noch drei Frauen: Elisabeth von Ow, Anna Frey von Rottenburg und Veronika Schweizer von Sulz. Das Kirchlein war aber verfallen; nur Scheuer, Wohnhaus, Küche, Badstube und zwei Ställe waren noch in brauchbarem Zustand. Nach Versorgung der übriggebliebenen Frauen übergab 1562 Herzog Christoph das gesamte Anwesen als Hofgut dem Spital in Balingen.

Die Aufspaltung verschiedener Pfarreien in einen katholischen und evangelischen Teil machte auch organisatorische Maßnahmen notwendig. Um 1500 waren in unserem Kreis bei 33 Pfarreien etwa 100 geistliche Pfründen vorhanden, so daß auf jede Pfarrei durchschnittlich drei kamen.

(Fortsetzung folgt.)

Aronstab

(*Arum maculatum*)

Diese sehr seltene Pflanze unsrer Buchenwälder gehört zu den nur in drei Arten in Deutschland vorkommenden Aronstabgewächsen (Araceae): der Schlangenzunge (*Calla*), dem Kalmus (*Acorus*), der in stehenden Gewässern und an der obersten Donau auch in unsrer Heimat vorkommt



und dem Aronstab, den man meist erst im Juli oder August an seinen scharlachroten Beeren erkennt. Merkt man sich aber dann den Standort, dann kann man im Mai oder Juni des nächsten Jahres auch seine eigenartigen Blüten finden.

Die Blütenhülle, bis 15 Zentimeter lang, in blaßgrünen, manchmal rötlich gestreiften Farben, umgibt mit einer Kesselfalle die Staubgefäße und Stempel, um sich nach oben mit dem braunroten bis violetten Anhang des Kolbens zu öffnen. Am oberen Rande des Kessels bilden nach unten gerichtete Haare eine Reuse, die verhindert, daß die kleinen Fliegen, angelockt von dem faulenden Geruch des Kolbens und des Hüllblattes, den Kessel verlassen. Sie bekommen dort Nektar und können erst dann wieder die Falle verlassen, wenn die vertrocknete Reuse ihnen den Weg freigibt. Dann fliegen sie mit Blütenstaub beladen zu einer anderen Blüte, um diese zu bestäuben.

Die Blätter werden von langen Stielen getragen, sind spitz und manchmal schwarz gefleckt. Alle Teile der Pflanze, auch die Beeren sind giftig.

Der Name Aronstab erinnert an den Stab Arons, der vor Pharao zur Schlange wurde, der aber auch die Gewässer Ägyptens in Blut verwandelte, daß sie stinkend wurden (2. Mose 7). Der stabartige, schlangenförmige Kolben (Schlangenzunge) und der stinkende Geruch haben der Pflanze den Namen gegeben.

Magie und Zauber — hüt dich fein!
Sonst schließt meine Falle auch dich mit ein!
Bin giftig und stinke, nimm dich in acht,
sonst schlage ich zu mit heimlicher Macht!

K. Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Der Schulmeister Philipp Gottfried Schaudt als Uhrmacher

Von Alfred Munz, Onstmettingen

Vor 200 Jahren amte in Onstmettingen der als Uhrmacher bekanntgewordene Ph. G. Schaudt. Einer alten Lehrerfamilie entstammend, war er hier von 1760 bis 1809 Schulmeister. In seiner Jugend war er viel mit Ph. M. Hahn zusammen, dem späteren Mechanikerpfarrer, dessen Vater hier Geistlicher war. Hahn schreibt darüber in seinen Tagebüchern:

„Der alte Schulmeister hatte einen Enkel, der ein zu allen Künsten begieriger und fähiger Kopf war. Mit diesem hatte ich manche vergnügte Stunde, in dem wir miteinander allerhand Gattungen von Sonnenuhren machten. Wir betrachteten nachts die Sterne und lernten sie nach der Sternkarte kennen. Wir malten, lackierten und machten auch Stern- und Monduhren.“

„In den Ferien hielt ich mich zu Hause auf und legte mich zusammen mit dem Provisor Schaudt aufs Glasschleifen und machte mit vieler Mühe, weil ich alles selbst suchen und lernen mußte, einige Fernrohre und Mikroskope.“

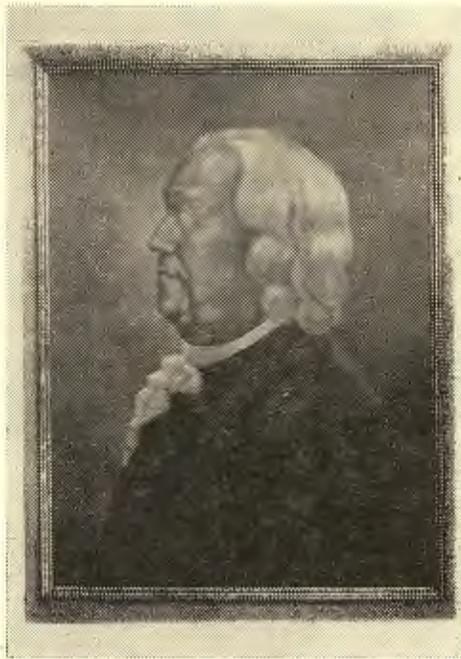
„Mit Schaudt befiß ich mich in den Ferien, meine Ideen zu kleinen Maschinen auszuarbeiten. Wir fertigten gemeinschaftlich Sonnenuhren und Sprachröhren, schliften Gläser und setzten Tuben (Fernrohre) zusammen.“

Daß nun dieses gemeinsame, freundschaftliche Forschen und Entdecken nicht eine Jugendeisode blieb, sondern eine Fortsetzung durch das ganze Leben erfuhr, ist der Fügung zu danken, daß beide in Onstmettingen zu Amt und Würden kamen und sich als verheiratete Männer gegenseitig in ihren außenseiterischen Betätigungen bestärken konnten.

Als Hahn 1764 Pfarrer in Onstmettingen wurde, ließ er seine erste astronomische Uhr von einem Tieringer Weber, einem geschickten Holzschnitzer, bauen. Auf Umwegen erfuhr Herzog Carl Eugen davon und kaufte sie um 300 Gulden. Hahn erbat sich damals die Uhr zurück und vernichtete sie, da er dem Herzog eine größere und vollkommene bauen wollte. Er schreibt:

„Da Schaudt, nun Schulmeister in Onstmettingen, von einigen taubstummen Uhrmachern daselbst in Messing und Stahl arbeiten lernte, ließ ich durch ihn eine kleine astronomische Maschine machen, die auf dem Fußgestell, welches ein Kubus war, auf der einen Seite Stunden und Minuten, auf der andern das kopernikanische System vertikal, auf der dritten einen Jahreszähler auf 8000 Jahre, oben aber eine Schaudt die Schule dann wieder, „weil es bewegliche Himmelskugel hatte, auf welcher die Fixsterne und alle Planeten nach ihren scheinbaren Bewegungen sich umdrehten.“

Schaudt hatte also die Uhrmacherei gelernt, und zwar beim Ortsschmied Matthias Sauter und vor allem bei dessen stummem Sohn, dem Uhrmacher Johannes Sauter. Noch im Jahr 1766 schrieb allerdings Hahn



Philipp Gottfried Schaudt nach einem Gemälde im Sitzungssaal des Rathauses.

im Visitationsbericht über Schaudt, daß er kein Handwerk noch sonst ein Nebenamt betreibe, das ihm beim Schulehalten hinderlich wäre, obwohl beide in ihrer Freizeit tief im Bau von astronomischen Uhren steckten. Im nächsten Bericht, 1768, heißt es aber über Schaudt: „Hat das Uhrmachen von sich selbst gelernt und ist ihm am Schuldienst hinderlich.“ Das „von sich selbst gelernt“ ist wohl so zu verstehen, daß Schaudt keine richtige Uhrmacherlehre durchgemacht hat. Daß aber Hahn so unverblümt im Visitationsbericht feststellte, daß dem Schulmeister das Uhrmachen am Schuldienst hinderlich sei, hatte ziemlich sicher darin seinen Grund, daß er Schaudt vom Schuldienst beurlaubt sehen wollte. Sie arbeiteten ja jetzt auf Befehl des Herzogs an einer astronomischen Uhr. Ein Antrag auf Schaudts Beurlaubung muß auch gestellt worden sein, denn noch im selben Jahr erlaubte das herzogliche Konsistorium, die damals höchste Schulbehörde, daß Schaudt einen Provisor anstellte, der für ihn Schule halten mußte. 1769 übernahm mit der astronomischen Maschine so weit gekommen ist, daß ihn solches am Halten der Sommerschule nicht mehr hindert.“

1770 verließ Pfarrer Hahn Onstmettingen. Gern hätte er Schaudt mitgenommen, um weiterhin mit ihm zusammen zu arbeiten, aber dieser wollte nicht wegziehen. Es war dies wohl die schwerwiegendste Entscheidung in seinem Leben. Die Gründe dafür sind uns nicht überliefert. Immerhin hatte Schaudt

eine Familie mit fünf Kindern, und Onstmettingen war seine Heimat, wo Verwandte und Bekannte das Gefühl der Geborgenheit gaben. Es ist durchaus möglich, daß Schaudt auch durch andere Gründe zum Bleiben in Onstmettingen bewogen wurde.

Zunächst einmal hatte Hahn seinem Freund Schaudt einen Auftrag der Fürsten von Hohenzollern-Hechingen hinterlassen. Er sollte diesen eine kleine astronomische Maschine bauen, der ersten ähnlich, die sie dem Herzog geliefert hatten, nur vollkommener. Der Erlös sollte ganz an Schaudt fallen. Vielleicht gedachte Schaudt, auf diesem Gebiet auch in Zukunft allein weiter zu arbeiten.

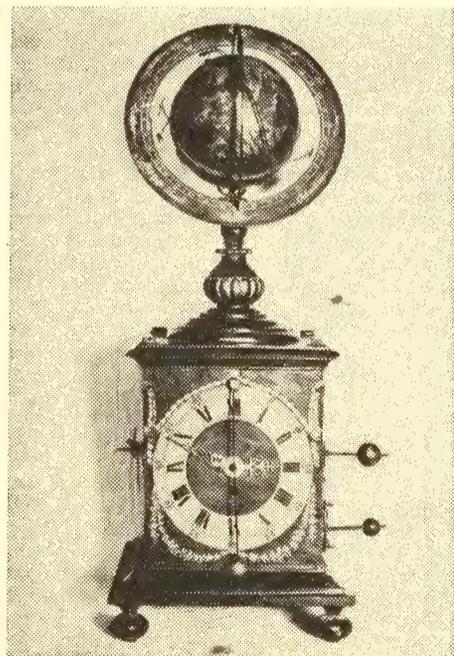
Es könnte für das Bleiben Schaudts aber einen weiteren Grund gegeben haben. Als Hahn in Kornwestheim war, vermißte er Schaudt sehr. Im August 1773 steht in seinem Tagebuch:

„Was Rechenmaschine, was astronomische Maschine! Das ist Dreck! Aber wenn der Schulmeister von Onstmettingen hierher mit Weib und Kind zöge in Hauszins, alsdann könnte ich Ruhe haben für meine Seele, weil ich alsdann die Sache leichtlich dirigiere. — Vielleicht besinnt er sich, bis er das kleine kopernikanische System, so ich ihm aufgegeben, fertig hat und auf den Herbst herunterbringt.“

Am 30. Oktober 1773:

„Hätte ich den Schulmeister von Onstmettingen, so würde mich gar nichts hindern, und die mechanischen Arbeiten würden doch fortgehen.“

Diesen Notizen ist zu entnehmen, daß Hahn wahrscheinlich daran dachte, Schaudt als eine Art Meister in seiner Werkstatt anzustellen. Er sollte zu ihm „in Hauszins“ ziehen. Schaudt hätte also wohl die Schulmeisterei aufgeben sollen. Das wollte er



Schaudt's Uhr aus dem Deutschen Museum in München. Vorderseite mit dem Ziffernblatt für Stunden und Minuten.



Das „kopernikanische System“ auf Schaudt's Uhr. Die Erde kreist um die Sonne.

vermutlich nicht, weil er ebenso wie Hahn mit seinem Beruf verwachsen war, in dem er selbständig amtierte, während er bei Hahn nur Angestellter gewesen wäre. Vielleicht war ihm die Stellung bei Hahn wirtschaftlich auch nicht sicher genug.

Nun, Freundschaft und Zusammenarbeit blieben erhalten. Hahn fertigte Konstruktionszeichnungen, nach denen Schaudt arbeitete. Bis 1774 besuchte Hahn Schaudt öfters, vor allem wegen der Rechenmaschine, die er mit ihm durchsprach. So war Hahn auch am 19. 4. 1774 in Onstmettingen. „Logierte bei Herrn Schulmeister, um meine gewöhnliche Kost zu haben, wie es mir zuträglich ist“. (Hahn hatte öfters Magenbeschwerden.) „Donnerstag erklärte ich dem Schulmeister die erste Rechenmaschine.“ Schaudt baute dann zwei Rechenmaschinen nach, eine für Hahn und eine für sich selbst. Bekannt wurde auch, daß die Rechenmaschine für den Helmstädter Professor Beireis zum Teil aus Schaudt's Händen stammt. Schon im Jahr 1773 muß aber Hahn eine brauchbare Rechenmaschine fertig gehabt haben, da er vom 28. 5. 1773 berichtet, daß er mit dem Schulmeister Schaudt auf die Solitude geritten sei, um dem Herzog die Rechenmaschine zu erklären. Das deutet darauf hin, daß Schaudt sehr wesentlich an diesen Arbeiten beteiligt war.

Nach und nach machte sich aber doch die räumliche Trennung zwischen beiden bemerkbar. Hahn hatte seine Brüder, gelernte Barbieri, zu Mechanikern ausgebildet, und in seinen Söhnen wuchsen ihm ebenfalls Hilfskräfte heran. Er war nicht mehr auf Schaudt angewiesen. Jeder arbeitete mehr und mehr für sich. Schaudt fertigte die schöne Uhr, die heute im Deutschen Museum in München ist (siehe Abbildungen!) und die Eingravierung trägt „Phil. Gottfr. Schaudt, in Onstmettingen, Balinger Amts, im Württembergischen“. Für wen er sie baute, wissen wir nicht.

Während in den folgenden Jahren Hahns Genius immer neue, andersartige und auch auf anderen Gebieten liegende Schöpfungen hervorbrachte, blieb Schaudt beim Uhrmachen. Da große astronomische Maschinen teuer waren und nicht jeden Tag einen Käufer fanden, blieben Schaudt's Nebenverdienstmöglichkeiten begrenzt. Dies wird auch aus den Pfarrberichten deutlich. Sie lauten:

1774—1777: „Hat das Uhrmachen von sich

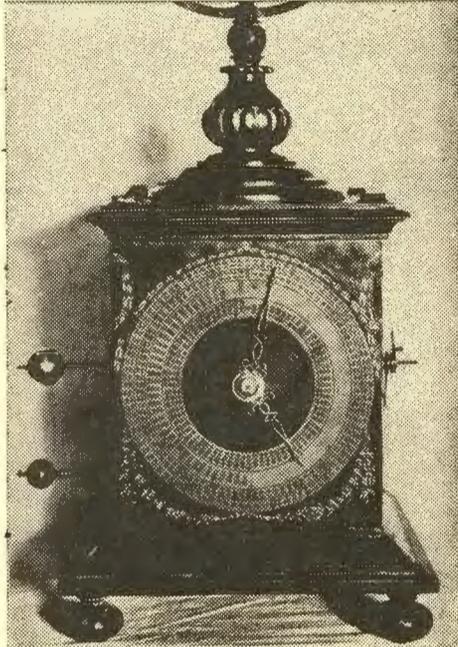
selbst gelernt. Treibt es, doch ohne Schaden der Schule.“

1778: „Ist sehr geschickt in Mechanicis. Hat die Uhrmacherkunst von sich selbst gelernt und treibt sie ohne Nachteil der Schul.“

1783: „Treibt die Uhrmacherkunst ohne Nachteil der Schule mit Reparieren.“

1794/95 sind auch über die Vermögenslage der Schulmeister Angaben zu machen. Über Schaudt heißt es: „Ist nicht reich. Hat sein nötiges Auskommen.“

Es wurde bereits erwähnt, daß Schaudt's Entschluß, nicht mit Hahn von Onstmettingen wegzuziehen, von großer Tragweite war, und zwar für ihn und für Onstmettingen. Nach den Aussagen Hahns war Schaudt sein bei weitem fähigster Mitarbeiter. Ohne Zweifel wären ihm an Hahns Seite weitere große Arbeiten zuteil geworden, an denen er sich stetig hätte weiterentwickeln können. Wenn wir nur daran denken, daß von Hahns Mitarbeitern einer später Hofmechaniker in Weimar, zwei nacheinander Hofmechaniker in Stutt-



„Jahreszähler auf 8000 Jahre“ an Schaudt's Uhr. Die innere Skala geht von 0 bis 7777 2/3 Jahre. Dann folgt das Wort „Weltende“.

Bilder: Foto: Keinath, Onstmettingen

gart, einer Hofmechaniker in Berlin und einer in Breslau wurde, so können wir uns vorstellen, daß Schaudt's Leben an Hahns Seite anders verlaufen wäre. Für Onstmettingen aber war Schaudt's Entschluß von

großer Bedeutung. Während der Schmied Sauter vor allem den Waagenbau betrieb und den Grund für die spätere Waagenindustrie legte, blieb mit Schaudt ein großer Meister des Uhrenbaus im Ort, der auf die hiesige Feinmechanik einwirkte. Bei ihm konnte man sehen und lernen, wie auf das genaueste gearbeitet werden mußte, damit kleine technische Wunderwerke entstanden. Von ihm waren Einführungen und Einblicke in naturwissenschaftliche und in mechanische Gesetze und technische Raffinessen zu erhalten. Daß in Onstmettingen aber keine Uhrenindustrie entstand, mag mehrere Gründe haben. Einmal verlegten sich in der Folgezeit die Onstmettinger Feinmechaniker auf das Büchsen- und Pistolenmachen für die Fürsten von Hechingen und Sigmaringen, und später beherrschte dann die Schwarzwälder Uhrenindustrie bereits den Markt. Zum andern hat wohl Schaudt immer nur allein gearbeitet, also keine Werkstatt mit Söhnen und Gesellen aufgemacht wie Hahn. Von Bedeutung dürfte in diesem Zusammenhang aber auch sein, daß die astronomischen Uhren aus der Mode kamen, also kein Absatz vorhanden war, und Rechenmaschinen benötigte man damals noch nicht. Diese beiden Maschinen baute aber Schaudt. Die Zeichen der Zeit standen für ihn nicht günstig.

Schaudt's Höhepunkt lag in den jungen Jahren, als er mit seinem Freund Hahn voller Eifer in der Welt der Uhren von Erfahrung zu Erfahrung, von Erkenntnis zu Erkenntnis und von Erfolg zu Erfolg eilte. Dann ging Hahn, und Schaudt mußte erleben, wie die Erfolge aufhörten. Hahn war für Schaudt der große Anreger, der starke Motor gewesen, der ihn über seine Zeitgenossen hinausgetragen hatte. Als er wegzog, trug der Schwung Schaudt noch ein Stück weit auf der eingeschlagenen Bahn fort, aber die Bewegung verlangsamte sich und kam zum Stehen. Das zu erkennen, mag für Schaudt sehr schmerzlich gewesen sein. Er lernte Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens kennen, was ihn zu einer Persönlichkeit formte, der man große Achtung entgegenbrachte, auch wenn sie im Alter einige befremdliche Einzelzüge aufwies.

Was Schaudt für Onstmettingen bedeutet, kann vielleicht erst in unserer Zeit voll gewürdigt werden, in der Industrie und Handwerk in einer Blüte stehen und dem Ort das Gepräge geben. Schaudt war einer von denen, die vor 200 Jahren die Grundlagen zum heutigen Wohlstand legten. Als Zeichen des Dankes hat ihm die Gemeinde Onstmettingen das Denkmal neben dem Rathaus errichtet.

Literatur: Oberamtsbeschreibung Balingen; Kirchenkonventsprotokolle; Paulus: Philipp Matthäus Hahn, Steinkopf Stuttgart.

Die Reformation in unserer Heimat

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Diese Stellen waren jedoch sehr ungleich verteilt, so verfügten die heutigen sechs Städte und Geislingen zusammen über 51 Pfarrei- und Kaplaneipfründen, z. B. in Ebingen ein Pfarrer und acht Kapläne; in Balingen wirkten bei der Arnoldschen Seelmesse 30 Priester aus der nächsten Umgebung mit; Onstmettingen (1525: 41 Wohnhäuser) hatte drei Pfarrstellen. Das religiöse Leben zu Ende des 15. Jahrhunderts muß demnach sehr rege gewesen sein, was sich namentlich auch in Stiftungen von zahlreichen Seelmessen und Vigilien äußerte. Es sollten möglichst viele Messen gelesen werden, und dazu brauchte man möglichst viele Priester. Mit der Re-

formation hörten die Messen auf, sämtliche Einkünfte aus den Stiftungen wurden in den Geistlichen Verwaltungen zusammengeführt und bildeten zusammen mit dem Besitz der Klöster das württembergische Kirchengut. Zudem waren die Einkünfte aus den Pfarreien fast durchweg mäßig zu nennen (s. Heimatk. Blätter 1962, Juli). Die Folgen waren, daß einzelne Pfarrstellen nach der Reformation nicht mehr besetzt (Ehestetten, Oberdigisheim von Tieringen versehen usw.) und die Kaplaneien größtenteils aufgelöst wurden (Balingen, Frommern, Meßstetten usw.); in Heselwangen wurde das Pfarrhaus verkauft, die beiden Pfarreien Brittheim und Bickelsberg vereinigt. In Balingen trat neben den Pfarrer

ein Diakon oder Helfer, der zugleich Pfarrer von Heselwangen war; der Diakon in Ebingen hatte Bitz mit zu versehen. Der Kirchensprengel Burgfelden wurde verkleinert, zwischen 1565 und 1575 der Pfarrsitz von Burgfelden nach Pfeffingen, 1547 offiziell der Pfarrsitz von Isingen nach Rosenfeld verlegt und dem Pfarrer ein Diakon beigegeben, in Winterlingen, das bisher zur Pfarrei Ebingen gehörte, 1535 eine eigene Pfarrei errichtete. Sämtliche evangelischen Pfarreien der Ämter Balingen, Ebingen und Rosenfeld wurden 1547 dem neu errichteten Dekanat Balingen mit dem Sitz in Balingen zugewiesen.

Bei den kirchlichen Handlungen, den Sakramenten, den Gottesdiensten wurde die einfachere schweizerische Form eingeführt. Die Messen wurden zu einfachen Predigtgottesdiensten umgewandelt. Um das Volk mit der Bibel bekannt zu machen, wurde jeden Sonntag, fortlaufend von Sonntag zu Sonntag, vor dem Zusammenläuten eine Vorlesung aus dem Neuen Testament angeordnet. Die sonntägliche Predigt soll nicht über eine Stunde dauern, „damit die Leute nit der Viele und Länge überschüttet und verdrießlich werden“. In Balingen und Ebingen wurde täglich gepredigt, in den Dörfern mindestens zweimal in der Woche ungefähr eine halbe Stunde. Der Gesang deutscher Lieder wurde aufs wärmste empfohlen. Der Chorrock soll wegfallen, denn „wir gar zu lange pharisäische Röck nicht achten“.

1535 schickte der Vogt von Rosenfeld die zwei Bürgermeister, was an Gold und Silber im Amt in den Kirchen vorgefunden, für die herzogliche Münze zur Bezahlung der Landesschulden. Es waren 26 Kelche und ebenso viele Patenen (Metallteller für Hostien), weiter 26 silberne am Rand kupferne Spangen von Meßgewändern, zwei vergoldete Kreuze. Alle anderen Ornamente wie Meßgewänder und was nicht von Gold und Silber war, wurde vom Vogt in Verwahrung genommen. Es waren über 75 alte und neue Meßgewänder in weißer, roter, brauner, schwarzer, grauer, grüner und blauer Farbe, auch alles Zubehör, weiter sechs kupferne Monstranzen. In Rosenfeld blieben zwei Kelche, in den andern Orten je einer. Dieses Beispiel dürfte charakteristisch dafür sein, wie die Kirchen all dessen „beraubt“ wurden, was an die alte Tradition erinnerte. Die Hochaltäre wurden anfangs hinter einem Vorhang verborgen, damit sie den Gottesdienst nicht stören sollten, bis dann ihre endgültige Entfernung angeordnet und sie in alle Winde zerstreut wurden. So wurden bedauerlicherweise manche Meisterwerke aus den protestantischen Kirchen entfernt.

Das Interim

Auf die neue Kirche warteten aber noch schwere Zeiten. Es galt, die Feuerprobe im sog. Interim zu bestehen. Herzog Ulrich mußte nach dem Schmalkaldischen Krieg 1546 nochmals auf die Feste Hohentwiel flüchten. Ins Land kamen fremde Besatzungen, die dafür sorgten, daß das Interim durchgeführt wurde. Im Januar 1547 wurde dann der Herzog durch den Vertrag von Heilbronn wieder eingesetzt, mußte sich aber die schwersten und demütigsten Bedingungen gefallen lassen. 1548 mußte er alle Pfarrer, die das Interim nicht befolgten, entlassen. Die Nonnen von Binsdorf waren schon 1545 von der österreichischen Regierung verwarnt worden, weil sie württembergische Mädchen aufgenommen hatten, wodurch, wie die Regierung befürchtete, die neue Lehre verschleppt werden könnte. In den Städten und in den Gemeinden längs der Hauptstraßen mußten katholische Priester angestellt werden. Erst mit dem

Passauer Vertrag von 1552 wurde dann das Interim aufgehoben und Herzog Christoph konnte die württembergische Landeskirche schaffen.

In Ebingen hielt sich zunächst bis 1549 ein evangelischer Prädikant. Die Patronatsinhaberin Appolonia von Tierberg setzte den katholischen Pfarrer Matthäus Pfänder von Sigmaringen ein, der jedoch wenig Zuspruch fand. 1552 mußte er wieder gehen. An seine Stelle trat als evangelischer Pfarrer Johann Stäudlin aus Reutlingen, der vorher Pfarrer in Engstlatt war. In Bickelsberg war Anselm Sterer über das Interim des Pfarramtes enthoben. Interimpfarrer in Rosenfeld war wohl M. Marx Simeon, auf den dann 1551 Severus Berschein folgte, der sich 1565 die Behausung der Frauenkaplanei erkaufte. Seine Frau heißt als Gevatterin 1571 die „alte Pfarrerin“. Sehr rasch wechselten die Diakone: 1551 Jörg Gümperlin, 1555 Peter Orth, M. Joh. Schwägerle, 1556 Georg Weihenhecht, 1557 Caspar Ostertag. Das Einkommen aus der Pfarrei und den 2 Frühmessen wurde 1545 auf 100 fl. veranschlagt.

In Balingen war Michael Mocker Interimpfarrer, der aber verheiratet war und an seinem Weibe nicht zum Schelmen werden wollte. Der Bischof verlangte von ihm die Entlassung seiner Frau, wenn er ihn als Pfarrer anerkennen sollte. Da er dieser Forderung nicht nachkam, sollte er von Balingen nach Tailfingen versetzt werden. Es stellte sich aber heraus, daß er mit dem Grafen von Zollern, wo er, obwohl katholisch, hätte verheiratet bleiben können, wegen Übernahme einer zollerischen Pfarrei verhandelte. Mocker wurde daher schnell nach Mühlhausen a. d. Enz versetzt, wo man ihn besser unter Aufsicht hatte.

1546 ist Jakob Frischlin, der Vater des berühmten Nikodemus Frischlin, der ein Poet und Professor in Tübingen war, Diakonus in Balingen, wo er die Tochter Agnes des Büchsenmachers Johannes Ruoff heiratete und nach dem Tode seiner Eltern und sämtlicher Geschwister ein wohlhabender Mann und Grundbesitzer wurde. Er soll ein selten origineller und witziger Mensch gewesen sein. Während des Interims wurde er entlassen und scheint einige Zeit als Privatmann gelebt zu haben. Vom Jahre 1551 ist erzählt, daß der Organist, der Schulmeister Johann Edelmann, verreisen mußte. Edelmann habe Frischlin gebeten, für ihn in der Kirche zu spielen. Anfangs habe dieser sich geweigert und erst auf Zuspruch der „Stadtvorsteher“ eingewilligt. Als nun ein neuer Meßprieester von Haigerloch angekommen sei und Frischlin nach der Predigt mit seinen Schülern zur Messe singen sollte, habe der das Lutherlied „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort“ angestimmt. Vor Schreck sei der Interimpfarrer vom Altar im Meßgewand davon und wieder Haigerloch zu und nicht wiedergekommen. 1552 war Frischlin wieder Diakonus in Balingen und kam 10 Jahre später als Pfarrer nach Tailfingen, wo er 1566 starb.

1547 finden wir Jakob Frischlin in Erzingen, wo Nikodemus am 22. 9. 1547 geboren ist. Dort hatte jeder Bürger, der Pfarrer nicht ausgenommen, die Verpflichtung reihum die Schafe zu hüten. Den Pfarrer traf die Ordnung auf den Feiertag Johannes des Täufers. „Der Schultheiß wollte ihn nicht dispensieren und er mußte die Schafe hüten. Er trieb sie aber auf des Schultheißen Acker. Nachdem sie ihn abgefressen hatten, mithin genug gefüttert waren, wiederum heimtrieb, mithin dem geistlichen und weltlichen Hirtenamt Genüge tat“. In Meßstetten, wo er vorher kurze Zeit tätig war, wollte es ihm nicht gefallen, weil „seinem Vorgeben nach nur dritthalb

Element dort waren, nämlich: Luft und Wind überflüssig, auch genug Holz zum Feuer, obwohl die Wärme im Sommer nur mittelmäßig ist, aber gar kein Wasser und statt der Erde nur Steine“.

Auch in den anderen Orten fühlten die Interimpfarrer, daß ihre Stunde geschlagen hatte. Die lutherische Lehre hatte sich schon zu fest eingebürgert. Nochmals Unruhe brachte dann das Wirken einiger Anhänger des Schwarmgeistes Kaspar Schwenkfeld, mit dem die Töchter Peter Scheers von Schwarzenberg in Oberhausen befreundet waren. In dem Diakon in Balingen, Sixt Fritz, fand seine Lehre einen Verbreiter. Dieser schrieb 1553 an Schwenkfeld, das kleine Häuflein seiner Anhänger mehrte sich in der Balingen Gegend ständig. Noch 1553 wurde Fritz versetzt und damit nahm die Sache Schwenkfelds in Balingen ein Ende. In Rosenfeld war es der Wiedertäufer Hans Jäger, der dort seit 1550 auftrat, 1570 aber nach Mähren auswanderte. Von seinen Anhängern in Rosenfeld sagte man, wenn einer nicht fluche und nicht ins Wirtshaus gehe, sei er ein Wiedertäufer.

Die Kirchenordnung von 1559 bestimmte lange Zeit das Gemeindeleben, bis dieses wieder im Dreißigjährigen Krieg stark erschüttert wurde. 1635 wurden vom Kaiser die Ämter Balingen, Ebingen, Rosenfeld und Tuttlingen seinem Rat, dem Grafen von Schlick, geschenkt. Unter diesem wird deutlich erkennbar, durch Nichtbesetzung der Pfarrstellen allmählich die Gegenreformation vorzubereiten (Konsistorialprotokoll v. 8. 6. 1637). Schlick hat auch geboten, evangelische Mädchen und Witwen soviel als möglich an katholische Männer zu verheiraten, um auf diese Weise die katholische Religion wieder unbemerkt auszubreiten (Stälin). 1640 betrieb er auch die Wiederherstellung des Klosters Bickelsberg. Doch nach der Rückgabe der Ämter an Württemberg wurde 1648 der alte Zustand wieder hergestellt.

Und noch einmal war Gefahr im Verzug. Unter dem katholischen württembergischen Herzog Karl Alexander (gest. 1737) wird dem Prälaten Weissensee bei seinem Sturz der Vorwurf gemacht, er wolle Württemberg wieder katholisch machen. Weissensee konnte aber nicht überführt werden, nur von einem anderen Vorwurf konnte er sich nicht ganz reinwaschen. Bei der Untersuchung wurde auch eine Balingen Angelegenheit hervorgeholt. Die Stadt Balingen hatte schon 1731 um eine Steuererleichterung nachgesucht und entgegen dem Gutachten des Ausschusses schließlich erlangt. Daraufhin hatte sie verschiedenen Personen eine „Erkenntlichkeit“ überreicht, darunter der Frau „Minister“ Grävenitz 1000 fl., Neuffer und Weissensee bzw. deren Frauen je 200 fl. Der Balingen Unterhändler, der damals die Sache vermittelt hatte, bezeugte nun in der Neufferschen Untersuchung, daß „Frau Prälatin, als dies Geschenk nachgehends im Frühling 1732 an sie abgegeben wurde, etliche Male ihm habe sagen lassen, daß ihr Mann dasselbe nicht behalten wolle und daher solches bei ihr abgeholt werden könne“. Gleiche Bewandnis habe es auch bei Neuffer gehabt. Man habe es aber zunächst nicht holen wollen, da man gute Freunde in Stuttgart nötig habe; aber im Spätjahr 1733 und 1734 hätten sie verschiedentlich an ihn geschrieben und verlangt, die Gelder wieder abzunehmen, was auch geschehen und selbige bei der Amtspflege Balingen verrechnet worden seien. Auf jeden Fall hat mindestens das unkluge, lange Liegenlassen des Geldes dem Prälaten Weissensee sehr geschadet und kennzeichnet die damaligen Verhältnisse.

Künstler über Kunst

Von Dipl. Ing. R. Kerndter

Die Kunstschatze unserer engeren und weiteren Heimat verdienen es, immer wieder aufgesucht, studiert und in wiederholter Begegnung aufs neue gewürdigt zu werden. Das Nächstliegende dabei ist die Ermittlung der äußeren Daten und damit die Frage nach dem Autor, nach Entstehungszeit und regionalen Bedingungen, nach Herstellungstechnik, Stilmerkmalen, relativem Kulturwert, kurz nach den Randbedingungen, die den Vorhof für das eigentlich Qualitative bilden. Denkt man bei „Kunstwerk“ nicht nur an Bauten, Gemälde, Skulpturen usw., sondern auch an Dichtungen und Kompositionen, dann erweitert sich der Forschungskreis beträchtlich, zugleich wird aber auch der universelle Charakter des Kunstschaffens deutlich und dessen Interpretation schwieriger.

Den Anfänger in Kunstfragen wird man zunächst mit der Schale und dann erst mit dem Kern konfrontieren, und so hat es sich die Heimatkundliche Vereinigung Balingen bisher zur Aufgabe gemacht, in dieser Art durch Exkursionen und kunstgeschichtliche Publikationen in den nun schon im 14. Jahrgang erscheinenden, auch viele andere Gebiete berührenden „Heimatkundlichen Blättern“ u. a. auch das Kunstverständnis zu wecken. Es war richtig, sich zunächst mehr an die äußeren Daten zu halten und in sorgfältigen Monographien Kunstwerke der Heimat zu beschreiben. Es ist aber auch richtig und nunmehr notwendig, nicht bei der Hülle stehen zu bleiben, sondern zum Wesenskern des künstlerischen Schaffens, zum Qualitativen hinter den äußeren Erscheinungen und zur Motivation vorzudringen. Das kann, um schwierige kunstphilosophische Exkurse zu vermeiden, zunächst in der Form geschehen, daß man Künstler selbst über ihre Auffassung von Kunst und schöpferischem Gestalten befragt. Zieht man dabei die Kreise weiter,

beachtet man auch, was philosophische Köpfe über die Kunst zu sagen hatten, dann erfährt man über das Grundsätzliche entschieden mehr, als wenn man sich nur bei den vordergründigen Dingen aufhält, wenn man also etwa nur fragt, wer das Bild gemalt hat, wann, wo, wozu, in wessen Auftrag, mit welchen Darstellungsmitteln usw. Um tiefer einzudringen, muß man auch hören, was „Künstler über Kunst“ zu sagen haben, man muß, um es modern auszudrücken, bei vorgegebenen Informationseinheiten nunmehr zur psychologischen und philosophischen Datenverarbeitung übergehen.

„Die Kunst, o Mensch, hast du allein“, sagte Fr. v. Schiller und wies auf den spielerischen Gestaltungsdrang hin, er gab aber damit noch keine Definition für die Kunst, unter der man zunächst einmal „ästhetisches Können“ verstehen kann. „Ästhetik“ pflegt man mit „Lehre vom Schönen“ zu übersetzen und nach Plotin ist „Schönheit“ die „innere göttlich-geistige Harmonie der Dinge“. Fragt man dann weiter, was „Harmonie“ sei, dann erfährt man von Goethe, daß es sich dabei um ein schönes Gleichgewicht von Macht und Schranken, Willkür und Gesetz, Freiheit und Maß, beweglicher Ordnung, Vorzug und Mangel“ handle. Beim Kunstwerk sei das Erlernbare, also Form und Inhalt, die Talentseite, während das nicht Erlernbare, die Genieseite, die „Qualität“, das „Besondere“ dort bedeute, wo die Ratio, der kalte Verstand, aufhört.

Daß solche Auffassungen nicht immer dominierten, beweist etwa ein Ausspruch von Albrecht Dürer: „Kunst ist Erkenntnis“. Als Künstler der lebensvollen Renaissance, der gotische Bindungen abstreifte und sich mit Eifer dem Studium der Perspektive und Anatomie zuwandte, war ihm

das „Maß“ und damit das Konstruktive als logisch Gefordertes wichtiger als das subjektive Gestalten aus Gefühlskräften oder überlieferten sakralen Formen heraus. Ähnlich dachte W. Lehmbruck: „Alle Kunst ist Maß. Maß gegen Maß, das ist alles!“

Für andere Künstler war der Grundsatz wichtig, daß die Kunst dort beginne, wo die Natur aufhöre: Jeder Strich einer Zeichnung zieht Grenzen, die strenggenommen in der Natur gar nicht vorhanden sind, und die vereinfachende Zeichnung ist irgendwie „künstlerisch“, weil sie mehr seelisches Abbild des Künstlers als Wirklichkeit etwa im Sinne der Photographie ist. Dabei meinte aber Emil Nolde: „Je mehr man sich von der Natur entfernen kann und doch natürlich bleibt, umso größer ist die Kunst“. Solche Fähigkeit sagte man z. B. dem Komponisten Ravel nach: Er verstehe es meisterhaft, natürlich zu wirken, weil er mit großer Kunst die Künstlichkeiten seiner geschliffenen Formen verdeckte. Emanzipiert sich aber der Intellekt zu stark, dann weiß der Architekt Walter Gropius: „Intellektuelle Kunst bleibt steril“; denn für ihn gilt: „Schönheit zu schaffen und zu lieben ist elementares Glücksgefühl“.

Der Künstler hat also nach dieser Auffassung die Aufgabe, die Menschheit zu beglücken und sich selbst dabei darzuleben. Dieses Subjektive wurde besonders von Cézanne unterstrichen, der geradezu behauptete: „Das einzig Interessante am Kunstwerk ist der Künstler selbst“. Richtig ist, daß man jedem Kunstwerk nur gerecht werden kann, wenn man es auch als schöpferische Emanation einer Individualität betrachtet. Welcher Rangwert dieser Persönlichkeit zukommt, wird, wenn überhaupt, dann wohl erst von der Nachwelt entschieden werden können. Manche moderne Künstler sind so ehrlich, ihre Arbeiten als „Psychogramme“ und nicht als „Kunstwerke“ zu bezeichnen. Im Sinne der Tiefenpsychologie projizieren sich nämlich unterste Seelenschichten, manchmal „Ausschnitte aus innerweltlichen Höllen“, an die Oberfläche, und oft gilt „da unten aber ist's fürchterlich!“ Schon Eichendorff hatte deshalb gemahnt, man solle „der Schönheit neid'sche Kerker lichten, daß sich nicht alle götterlos vernichten“.

In der „Kunsterscheinung“, in seinem Werk, erlebt der Künstler sich selbst und er darf, ja muß von sich überzeugt sein und irgendwie seine Zeit bejahen. So ist W. Kandiskys, des „Vaters der abstrakten Kunst“, anfechtbares Wort zu verstehen „Die gegenwärtige Kunst ist das zur Offenbarung Gereifte“. Sprachlich bedeutet „reif“ zunächst das Abpflückbare, das zur Ernte Bereite, dann aber auch das Hochwertige. Und deshalb erhebt sich die Frage, ob das Herangereifte auch hochwertig ist, denn Chr. Morgenstern erklärte: „Ein gutes Kunstwerk schlägt hundert andere tot“. Auf dieser Linie mag folgender, von vielen Künstlern gebilligte Vergleich liegen: Die Statistik des Patentamts weist aus, daß nur etwa zwei Prozent der neuangemeldeten Erfindungen sich dauernd halten können. Ebenso sinken auch 98 Prozent der modernen „Kunstwerke“ wieder in die Bedeutungslosigkeit zurück, aus der sie herkommen.

Über Geschmacksrichtungen läßt sich bekanntlich nicht streiten und es ist deshalb schwer zu sagen, was ein „gutes“ Kunstwerk und was hochkünstlerische Arbeit ist.

Fortsetzung folgt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Riesenschirmling

(*Macrolepiota procera*)



Dieser große Schirmling, auch Parasol, also „Sonnenschirm“ genannt, ist von Juli bis Oktober in lichten Wäldern und an Waldändern meist als „Einzelgänger“ zu finden. Pilzfreunde schätzen ihn sehr als einen der besten Speisepilze mit einem kernigen, nußähnlichen Geschmack, den auch der Stielring bei rohem Genuß sehr deutlich

aufweist. Auch sein Geruch ist angenehm.

Er gehört zu den größten und schönsten Pilzen unserer Heimat, wird er doch bis 40 Zentimeter hoch, und sein Hut kann einen Durchmesser bis zu 30 cm erreichen.

Beim jungen Pilz ist der Hut eiförmig zum Stiel heruntergebogen und durch den Stielring, der sich bei weiterem Wachstum vom Hut löst, mit ihm schleierartig verbunden. Der Hut trägt, auch beim Jungpilz, eine leicht hochgezogene braune Kappe, während die übrige Fläche beim Größerwerden schuppenartig aufreißt. Sein Fleisch ist wie feinstes, zartes, weißer Schaumstoff, seine Lamellen ebenfalls weiß, dicht, breit und frei vom Stiel. Diese werden bei der Zubereitung mit verwendet.

Der Stiel, nach unten keulenförmig verdickt, ist hohl und für das Pilzgericht nicht geeignet. Er ist mit einer braunen Hülle bedeckt, die bei der Streckung zu einer natterartigen Zeichnung aufspringt.

Andere Schirmlinge, Zwerge gegenüber dem Riesenschirmling sind der Kastanienbraune, der Grünschuppige und der Grünblättrige Schirmling, und giftig sind der Weinrote und der Fleischrötliche Schirmling. Sie alle sind aber mit dem eigentlichen Parasol nicht zu verwechseln.

Schon vor 300 Millionen Jahren hat es Pilze gegeben, vielleicht, nur noch nicht erforscht, noch früher. Heute zählt man rund 100 000 Pilzarten, darunter etwa 3000 Großpilze, wozu all die Wald- und Wiesenpilze zu rechnen sind. Die Mykrologie (Pilzkunde) ist aber noch eine junge Wissenschaft, die noch viele Aufgaben, vor allem die der Systematik, der Soziologie und Sexualität und der Verbreitung zu lösen hat.

Der Konjunktiv und die Schwaben

Friedrich Sanner

Der Konjunktiv ist vielen Menschen von der Schule her nicht in angenehmer Erinnerung, und man darf allgemeine Zustimmung erwarten, wenn man ihn nicht lobt. Es waren besonders die Französischstunden früher Schulzeit, die von unerfreulichen Konjugationsübungen im Konjunktiv überschattet waren. Mancher grammatikverdrossene Schüler wird sich auch heute noch fragen, warum es denn neben dem Indikativ, der Wirklichkeitsform, auch noch einen Konjunktiv, eine Möglichkeitsform, geben müsse. Als wenn der Indikativ mit all seinen Zeitformen nicht schon schwierig genug wäre! Ist der Konjunktiv im Deutschen nur eine Spitzfindigkeit weltfremder Sprachlehrer, die mit ihm in Angleichung an das Latein oder Französisch den Menschen das Leben schwer machen, oder ist er notwendiger sprachlicher Ausdruck?

Wenn Sprache nicht Selbstzweck ist, sondern ein Instrument des Denkens und Sich-mitteilens und damit des Lebens in der Gemeinschaft, dann brauchen wir den Konjunktiv. Denn das Leben besteht nun einmal nicht nur aus Wirklichem, sondern auch aus Möglichem, Unbestimmtem, Angenommenem, Erhofftem, Geglaubtem, Gewünschtem oder Gewolltem. All das, vielfältig abgestuft, verlangt nach treffendem Ausdruck. Bräuchten wir den Konjunktiv nicht, dann gäbe es ihn in der Mundart, die als Naturgewächs nicht in dem Verdacht steht, eine Erfindung der Philologen zu sein, sicher nicht. Es gibt ihn aber, gerade im Schwäbischen und dies in einem Ausmaß, dessen man sich selten bewußt ist. „I tät“ — das ist der schwäbische Konjunktiv — ist eine der meistgebrauchten und unentbehrlichsten Formulierungen jedes Alltagsgesprächs. Er kann, auf den andern bezogen, Rat und Hilfe, aber auch Spott und Hohn, Mißgunst und Mißtrauen, ausdrücken. Im Blick auf das eigene Ich benennt er Wünsche und Hoffnungen, Träume, die allzu oft Schäume sind: „I wenn e Geld gnuag hätt, no wißt i was i tät...“

Untersuchen wir aber zunächst einmal wie es im Schwäbischen mit dem Indikativ und seinen Zeiten aussieht. Der Schwabe kennt in seiner Mundart kein Imperfekt und kein Plusquamperfekt. „Ich aß“, „er ging“, „ich hatte gegessen“, „er war gegangen“, sind Formen, die unsere nur mundart gewohnten Kinder als Fremdformen erst lernen müssen. Im Grunde kennt unsere Mundart nur das Präsens und das Perfekt: „Ich esse“, „wir sind gegangen“ und das Futurum I und II, „ich werde essen“, „wir werden gegangen sein“. Und wenn wir genau hinhören, erkennen wir, daß nicht einmal diese vier Zeiten im Indikativ gebraucht werden. Die beiden Futurumszeiten sind nämlich im Schwäbischen gar keine echten Zeitformen. Wenn der Schwabe sagt: „I werd scho gange“, so meint er gar nicht etwas in der Zukunft Geschehendes, sondern er weist den Verdacht, er wolle nicht gehen, von sich. Die

unmittelbare Zukunft drückt der Schwabe, ähnlich wie der Franzose mit dem Futur immediat oder der Engländer mit der Verlaufsform, so aus: „I back gau an Kuacha“. Oder man ersetzt das die Zukunft anzeigende Hilfsverb „werden“ durch „wollen“ „dr Nochbar will sterba“, „s will gar net aufhöra mit regna“. Nur modalen Wert hat das Futurum I auch in Ausdrücken wie „s Wetter wird ja doch net halta“, „des wird dich teuer komma.“ Auch im Sinn der Befehlsform, des Imperativs, kann das Futurum I gemeint sein: „du wirst jetzt sofort anfanga“, „du wirst tun, was ich sage“. Genau so steht das Futurum II nicht als Ausdruck der Vollendung in der Zukunft, sondern eher als Modus der Vermutung: „Bis du anfängst, werd ich schau gessa hau“. Will der Schwabe wirklich die Zukunft ausdrücken, gebraucht er das Präsens: „An Pfinستا fahr ich nach Paris“ und nicht „werd ich nach Paris fahra“. Bei genauerer Betrachtung stellt sich also heraus, daß der Schwabe, wie überhaupt der Oberdeutsche, (man lese Ludwig Thoma) im Indikativ praktisch mit zwei Zeitformen auskommt, dem Präsens und dem Perfekt. Wenn man will, kann man auch darin ein Beispiel echt schwäbischer Sparsamkeit sehen.

Ganz im Gegensatz dazu hat aber der Schwabe im Konjunktiv alle Zeitformen des Verbs, insgesamt sechs, entwickelt. Vielleicht ist auch das stammespsychologisch aufschlußreich. Es gibt nämlich Gegenden in unserer engeren Heimat, die auch noch die beiden restlichen Indikativzeiten abgeschafft haben und sich überhaupt nur noch im Konjunktiv ausdrücken. Man sagt dort „mr habe“ und „mr sie“, wenn man meint „wir haben“ und „wir sind“. Bereits wenige Kilometer von Balingen entfernt fängt dieser Sprachgebrauch, der auf der ganzen mittleren Alb üblich ist, an. Wenn eine aus Talheim bei Mössingen stammende Balingen Wirtsfrau sagt: „mr habe gschlachtet“, dann ist das nicht etwa der Ausdruck der Möglichkeit, sondern „blutige“ Wirklichkeit. „Mr sie z' Stuegert gsei“, „mr habe eikauff“, ist keineswegs unreal gemeint oder dem Hörensagen nach gesprochen, sondern Perfekt des Indikativs.

Das kann zu Mißverständnissen führen. Etwa wenn das von der Alb stammende Dienstmädchen in Stuttgart beim Öffnen der Glastüre zu dem Besucher sagt: „s sei niemand daheim“. Als der solchen Sprachgebrauchs Unkundige, der das für indirekte Rede halten muß, verwirrt fragt, wer denn das gesagt habe, kontert das liebe Mädchen noch einmal konjunktivistisch: „s hätt's niemand gsagt, s sei jo alles fort!“ Worauf der sich genarrt fühlende Besucher es vorzog, ganz indikativistisch zu verschwinden.

Sprache ist immer Spiegel des Wesens. So hat man aus diesem Sprachverhalten den Schluß gezogen, das sei typisch für die vorsichtige, allem Risiko aus dem Weg gehende schwäbische Art. Wie dem auch sei, sicher ist: wer vorsichtig formuliert,

wer sich nicht festlegen will, gebraucht in der Tat den Konjunktiv. Der Indikativ legt sich fest, man muß zu seiner Aussage stehen. Der Konjunktiv distanziert sich, man versteckt sich hinter dem, was der andere gesagt hat, man zitiert gewissermaßen nur: „Du häbst gstohla“, ist weniger aggressiv als „du hast gstohla“. Man kann sich immer noch auf den Irrtum dessen, von dem man es erfahren hat, zurückziehen. Ähnlich beliebte, weil im Unverbindlichen bleibende Formulierungen bei uns sind auch „se saget, du häbst“ oder „du häbst, i weiß jo au net“. Der Gipfel einer solchen ganz im Ungewissen bleibenden Aussage ist der Spruch: „z' Stuegert oder wo, hot a Ma oder wer, sei Weib oder wen, gschossa oder gstocha oder wia oder was, was weiß i!“

Eine in gleicher Weise von der Vorsicht geprägte Art des Sprechens hat sich in letzter Zeit im Hochdeutschen eingebürgert. In Diskussionen und Gesprächen sagt man nicht mehr „meine Ansicht ist die...“, sondern „ich würde sagen“ oder „ich würde meinen“. Bei jedem Fernsehgespräch oder Interview klingt es so bis zum Überdruß. Es ist zwar falsch, so zu sprechen, denn nach dem Konditionalis „würde“, müßte eigentlich die Kondition „wenn“ kommen, aber es klingt halt so schön verbindlich, so gar nicht direkt und angreiferisch. Den Gipfel solcher sprachlicher Selbsttäufelung bildet eine Formulierung, die man unlängst aus prominentem Munde hören konnte: „ich würde meinen dürfen“. Da dies kein Schwabe war, erscheint die oben dargelegte stammespsychologische Deutung nicht sehr tragfähig. Schon deshalb nicht, weil man ja den Schwaben sonst gern allzu großer Direktheit zieht.

Es ist festzuhalten: Das eigentliche Feld des Konjunktivs ist die indirekte Rede. Man zitiert den andern und hält sich alle Wege offen. Es wäre nun einfach, wenn man sagen könnte, in der indirekten Rede steht immer der Konjunktiv. Die Sprachwirklichkeit sieht anders aus. Man sagt zwar: „er glaubt, er müsse fort“, aber „ich glaube, ich muß fort“. Man ist eben immer geneigt, seinen eigenen Glauben und seine eigene Aussage als Tatsache hinzustellen, nicht aber die der andern.

Dem eindeutigen Gebrauch des Konjunktivs steht noch ein anderes entgegen. Viele Zeitwörter bilden im Deutschen Konjunktivformen, die von denen des Indikativs nicht zu unterscheiden sind. „Er sagte, er kaufte ein Auto“, kann so gemeint sein, daß „er's kaufte tät“, oder aber, „daß er's gekauft hat.“ Man sieht, die Mundart ist hier ganz eindeutig. Um dieser Zweideutigkeit zu entgehen, bildet man nun gerne den Konditionalis und sagt: „er würde ein Auto kaufen“. Zu ergänzen wäre dabei eigentlich, wenn... Der heutige Sprachgebrauch wirft beide Formen durcheinander, indem der Irrealis auch dann gebraucht wird, wenn der einfache Konjunktiv der Berichterstattung richtig wäre. „Er behauptet, seine Firma würde den Auftrag bekommen“. Man vergleiche diesen Satz mit dem folgenden: „seine Firma würde den Auftrag bekommen, wenn ihr Angebot nicht zu teuer wäre“. Im ersten Fall macht der Konjunktiv (es hieße richtiger „be-

käme“) eben den Bericht kenntlich, es ist die Form der indirekten Rede, das Bekommen des Auftrags ist durchaus möglich. Im zweiten Fall bekommt die Firma den Auftrag nicht, weil die Bedingung des Nicht-zuteuerseins nicht erfüllt ist.

Ganz besonders häßlich ist es, in demselben Satz zweimal „würde“ zu gebrauchen: „Wenn er mich bitten würde, würde ich ihm helfen. Als Faustregel für den Gebrauch von „würde“ kann man sagen: Im Bedingungssatz kein „würde“, wenn das Verb im Aktiv steht. Im Hauptsatz darf „würde“ stehen. Es ist also falsch: „wenn alles so kommen würde, wie...“ Es ist richtig: „wenn alles so käme“. Steht das Verb des Bedingungssatzes im Passiv, so muß „würde“ stehen. „Wenn alle Diebe gehängt würden, so müßten die Galgen dichter stehen!“ (Lessing).

Läßt der Sinn es zu, so sollten wir schon des Kluges wegen die alten starken Konjunktivformen gebrauchen. Sie klingen nicht nur besser, sie treffen auch besser. Aus einem Brief eines Politikers: „Ich würde mich freuen, wenn es gelingen würde, im Interesse der vielen jungen Menschen, die hieran interessiert sind, zu einem Abschluß zu gelangen“. Hier müßte es natürlich heißen: „... wenn es gelänge“.

Leider ist die schwerfällige Umschreibung mit „würde“ unaufhaltsam auf dem Vormarsch. Dieser Vormarsch geht zusammen mit der wachsenden Scheu vor dem starken Zeitwort mit seinem Vokalwechsel. Niemand sagt mehr sie buk, sie wusch, sie sott. Wie blaß und buchdeutsch klingt das umständliche „würde“ neben den For-

men er sähe, er nähme, er führe, er ver-löre, er läge, er schlösse. Auf die Gefahr hin, daß es vielleicht gesucht und altmodisch klingt und daß der Ungebildete lächelt, sollte man diese Formen gebrauchen. Man befindet sich dabei in keiner schlechten Gesellschaft. Unsere Klassiker, wie auch Luther, der Schöpfer unserer hochdeutschen Sprache, wußten den Konjunktiv wohl zu gebrauchen. Stellen wir uns vor im 1. Korinther 13, 1—3 hieße es: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen reden würde und würde der Liebe nicht haben, so würde ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle sein“. Oder statt „was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele“ hieße es „was würde es dem Menschen helfen, wenn er die ganze Welt gewinnen würde... usw.“ Oder bei Schillers berühmtem Wallenstein-Monolog hieße es nicht: „Wär's möglich? Könnt ich nicht mehr, wie ich wollte?“, sondern: „Würde es möglich sein? Würde ich nicht mehr können, wie ich wollen würde?“ Mit „würde“ hätte Schiller nie fünffüßige Jamben zusammengebracht.

Als letztes Beispiel einige Verse aus Goethes Faust zweiter Teil, in vierfacher daktylisch klingender Reimung im Konjunktiv:

Ozean, gönnt' uns dein ewiges Walten
Wenn du nicht Wolken sendetest,
Nicht reine Bäche spendetest,
Hin und her nicht Flüsse wendetest,
Die Ströme nicht vollendetest;
Was wären Gebirge, was Ebenen und Welt?
Du bist's, der das frischeste Leben erhält.

Unsere Familiennamen

Von Fritz Scheerer

In dem Augenblick, in dem ein neuer Mensch ins Leben tritt, wird ihm als erstes Geschenk der Familiennamen in die Wiege gelegt. Er fügt ihn ein in eine lange Kette dahingegangener Geschlechter, und er bestimmt den Menschen als Bindeglied für kommende Geschlechter. Ob er seinen Namen liebt oder verabscheut — er muß ihn tragen. Ob die Mitträger seines Namens von einer Welle des Glücks emporgeführt wurden, oder ob ihr Weg durch Not und Elend ging — er gehört dazu. Der Geschlechtsname bildet die erste geschichtliche Urkunde einer Familie.

Um bei der Wahrheit zu bleiben, müssen wir gestehen, daß diese Urkunde nur von beschränktem Wert ist. Wir können den heutigen Trägern, wenigstens einer sehr großen Anzahl, wie Schmid, Müller, Widmann usw., genau sagen, was ihre Namen sprachlich bedeuten; wir vermögen aber in den allerwenigsten Fällen zu sagen, unter welchen Umständen und Verhältnissen diese Namen unveräußerliches Erbgut geworden sind. Eine restlose Erklärung erscheint dann ausgeschlossen, wenn ein Name vieldeutig ist (Roller). Hinzu kommt, daß der Familienname (FN) heute oft als Lügner erscheint. Einstens war es anders; da war der Beck ein Beck, der Schumacher ein Schuhmacher. In der Gegenwart ist es anders. Man holt sein Brot beim Bäcker Schultheiß, läßt seine Schuhe sohlen beim Schuhmacher Fleischmann, der Schmierer ist ein Kunstmalter. Sind es dann noch gar FN, die von irgend einer Eigenschaft des ersten Namensträgers herrühren, so trifft in den seltensten Fällen die Wahrheit zu. Wir dürfen nicht vergessen, daß Ironie und Spott oft ein körperliches Merkmal oder eine Besonderheit des Charakters zu treffen suchten. Es hat eben nicht jeder Ahn sich seinen Namen selbst zugelegt, sonst gebe es keinen Hasenfuß, keinen Schwitzgäbele, keinen Hotz. Sehr häufig war eben der Beiname ein Geschenk guter Freunde, getreuer Nachbarn und dergleichen, wie

wir es noch heute bei Über- und Spitznamen haben.

Werden der Familiennamen

Ursprünglich hatte man nur einen Namen, den Vornamen. Dieser genügte. Man hatte gar nicht das Bedürfnis nach einem zweiten Namen. Aber bei der Häufigkeit gewisser Taufnamen (Johannes, Hans, Peter, Heinrich, Cunrat usw.) pflegte man gegen Ende des 12. Jahrhunderts mehr und mehr seinen Mitmenschen einen zweiten Namen beizulegen, um Gleichnamige zu unterscheiden. Dabei wird der Zufall eine nicht unwichtige Rolle gespielt haben. Anfangs sind diese Namen sicher nicht „fest“, können also beigefügt oder weggelassen werden. Der Prozeß zu erblichen Familiennamen geht langsam vor sich und ist am Ende des 15. Jahrhunderts noch nicht abgeschlossen. In den städtischen Gemeinschaften bürgern sich die Doppelnamen früher ein als auf dem Lande. In Tirol, Friesland werden Beinamen erst im 18. und 19. Jahrhundert fest. Erst seit dem späten 17. Jahrhundert treffen wir auf strenge behördliche Maßnahmen, die den Bestand eines FN. unbedingt zu sichern und den Namenswechsel zu unterbinden bestimmt waren. Namensänderungen verbietet Bayern 1677, Österreich 1776, Preußen gar erst 1794. Aber auch dort, wo die Familiennamen früh üblich wurden, hat der Taufname nie die geringe Rolle gespielt wie heute: Er galt als der eigentliche Name. Noch heute trifft man in dörflichen Gemeinschaften Verhältnisse an, die im Gebrauch von Tauf- und Familiennamen durchaus mittelalterliche Gegebenheiten spiegeln.

In den Städten ist die Beinamengebung keine Modeerscheinung, vielmehr verlangten die stark zunehmenden Beurkundungen privatrechtlicher Vorgänge eine klare Identifizierung der beteiligten Personen. Dazu mögen noch Familiengefühl und Tradition gekommen sein. Dem Beinamen kam distinktive Funktion zu, und bei seiner

Findung konnte die ganze Vielfalt menschlicher Verhältnisse und menschlichen Verhaltens Pate stehen. Herkunft, Beruf, Wohnstätte, aber auch körperliche Auffälligkeiten, Kleidung, Sprachfehler, Charaktermängel oder besonders eindringliche Geschehnisse dienten neben anderem zur Charakterisierung. Man spricht von Cunrat dem Dicken, sagt der „Lang berschi“, der Tantzer, Heni nies usw.

Herkunftsamen

Schon im 11. Jahrhundert beginnt der Adel sich nach seinen Wohnsitzen zu benennen. Ihre Beinamen beziehen sich auf Hofsitze innerhalb der Dörfer oder älterer Städte oder auf Burgen außerhalb der Ortschaften. Es sei an die Grafen von Zollern oder an die Grafen von Hohenberg erinnert. Um 1140 taucht ein sich nach Balingen benennender Ortsadel auf, der mit der Zeit in Balingen und in den umliegenden Dörfern bedeutenden Besitz hatte (Arnoldus de Baldingen, Cuonradus de Balgingen usw.). Dieser Ortsadel wird bald in Rottweil eine bedeutende Patrizierfamilie. 1268 ist ein Tragbotho von Neuneck Schultheiß in Balingen. Ein Werner von Erzingen ist 1225 Zeuge für die Grafen von Hohenberg und 1246 für die Herren von Wehrstein. Die Erzingen werden wie die Balingen und Enderinger wohlhabende Rottweiler Patrizier. Die Beispiele könnten durch andere Ortsherren vermehrt werden.

In gleicher Weise benannten sich nach der Stauferzeit auch Städte und Dorfbewohner nach dem Ort der Herkunft oder wurden nach ihm benannt von denjenigen, in deren Gemeinschaft sie Eingang fanden. Bei einer Reihe Balinger Bürger zeigt der Name die Herkunft der Familie. Dazu einige Beispiele: Das Kloster Stetten erwarb 1328 Einzelgüter von Berhold dem Steinhof; Engli Rangadinger verkauft 1330 eine jährliche Gült dem Kloster, Kontz Engli 1332 aus seinem Haus zwischen Heinrich von Haigerloch und Heinrich des jungen Rangadingers Häusern und Burkart der Huser 1335 die ewige Gült aus seinem eigenen Haus zwischen des Offenhusers und des Agnesers Haus. Einen Garten zwischen dem Stadtgraben und dem Hüsingener hatte 1384 Burkart Heslawang inne. 1371 übergab Bürgermeister Bentz Betz seinen beiden Töchtern ein ansehnliches Leibgeding aus des Mayers, des Gächingers, des Pfeffingers und aus Zussen Gut. In Reutlingen befand sich eine nach Balingen benennende Familie, zu der u. a. der 1368 genannte Heinrich von Balingen, Richter zu Reutlingen, gehört. Auch diese Beispiele könnten vermehrt werden.

Die Herkunft ihres Trägers verraten auch Namen wie Beißwänger (Beiswang bei Gmünd), Besenfelder, Blochinger, Belsler, Bühler, Ebinger, Egelhaaf (Egelhof bei Bayreuth), Ehinger, Falkenstein (Ortsname und Burgname) (Hans Falkenstein erscheint 1599 in Engstlatt), Fischinger, Bissinger (bei Kirchheim/Teck und Vaihingen/Enz), Bitzer, Frankenhauser (Sachsen, Hessen, Schwarzburg), Haager, Haller, Hauser, (Hausen als Ortsnamen zahllos; Heinrich der Huser 1308 in Balingen), Junginger (bei Ulm und in Hohenzollern), Kuppinger (Kreis Böblingen; Hans Kuppinger 1408, bedeutendes Zinn-gießergeschlecht), Michelfelder, Seeburger, Staiger (häufig in Württemberg), Thieringer, Wehinger (Kreis Tuttlingen), Zeller (Zell zahlreich wie Hausen).

Auch die Einwanderung aus fremdem Gebiet oder der vorübergehende Aufenthalt in einem solchen war für die Namengebung mitbestimmend. Es seien angeführt: Pohle, Schweizer, Elsässer, Heß, Alber, Allgäuer, Bayer, Böhm, oder schwäbisch Bayha, Lam-parter (Lombardei), Römer, Sachs, Schwab, Wahl (im Sinne von Welsch). Ein ganzer Fremdling ist Didra (von den Hugenotten nach Württemberg gebracht).

Gewerbenamen

In den mittelalterlichen Städten war das zünftige Handwerk und die Kaufmannschaft ein wesentlicher Bestandteil. Es ist daher nicht auffallend, daß ein großer Teil unserer bürgerlichen FN. Handwerksnamen bzw. Berufsamen sind. Daß darunter diejenigen die häufigsten sind, die die lebensnotwendigsten und daher überall vertretenen Gewerbe bezeichnen, ist nicht verwunderlich. Es sei erinnert an Beck — das urschwäbische Wort für Bäcker — Miller oder Müller (Hans Müller 1468; die Zahlen und Namen beziehen sich jeweils auf Balingen); Metzger (1489 Ulrich), Hafner (Ludwig studiert in Tübingen 1485/93); Binder, d. h. Küfer (1476 Berchtold); Kübler (Konrad der Kübler 1349); Koch (Heinrich der Koch 1347); Fischer (Heinz Fischer und Ebert der Fischer 1331); Zimmermann (Meister Hans der Zimmerer 1468); Wagner (Bernhard der Wagner 1330); Weber (Peter der Weber 1401). Das „der“ blieb später weg, und damit war die Gewerbebezeichnung zum FN. erstarrt.

Weitere Berufsbezeichnungen sind: Blaiher (der das graue Linnen weiß oder der, der Wagendecken macht); Dreher, Ebner (der Ebenholzschreiner); Jäger, Kaufmann, Ketterer (Kettenschmied); Köhler, Krämer, Maurer (Hans und Michel Murer 1442); Sauter (lat. Schuhmacher); Schäfer, Schäffler (bayrisch Hersteller von Holzgeschirr); Schenk (Wirt); Schmid (Peter 1488); Schneider (Peter 1487); Seeger (Säger, häufig im Schwarzwald); Sieber (Siebmacher); Textor (latinisiertes Weber); Wetzler (Schleifer); Wirth, Wurster, Ziegler, Bauer (Hans Bur Baumeister an der Stadtkirche 1468).

Kulturpolitische Dokumente sind Namen, von denen das Gewerbe ausgestorben oder unter anderer Bezeichnung getrieben wird: Armbruster (Armbrustmacher od. -schütze); Bader (Badstube); Beutler (Seckler); Beuter (Bienenzüchter oder Geldverleiher; Eberlin Byter der Junge ist 1397 Schultheiß; mit Benz Remp von Ostdorf, den „man nennt den Koczer“, kauft er von Wilhelm Schenk von Stauffenberg den sog. Schenkenzehnten in Ostdorf. Auch im 15. Jahrhundert ist der Name Beuter in Balingen sehr verbreitet); Brenner (Schnapsbrenner); Eisenmann; Färber; Fleischmann (Metzger); Geiger und Pfeifer (Spielleute); Herzer (Harzsammler); Hötzer (der Hosen macht); Kehrer (Feger); Keßler (Kesselschmied); Klaiber (Ipser); Kohler; Kramer; Kugler; Landerer (Schindelmacher); Löffler (Löffelmacher); Metz u. Metzler (Metzger, s. auch unten); Mutschler (Feinbäcker); Nagler (Nagelschmied); Neher (Schneider); Obser (Obsthändler); Öhlschläger; Pfister und Pfisterer (lat. Bäcker); Reiber (der einem nach dem Bad reibt, oder Besitzer einer Hanfreibe ist); Sche(e)rer (Tuchmacher); Schindler; Schlosser; Schröder (beamteter Küfer, der Weinkäufe beaufsichtigte); Schumann; Sailer (Seiler); Seßler (Sesselmacher); Spengler; Stecher (Kupferstecher); Strähler (Kammacher); Streicher; Stricker; Vogler (Vogelsteller); Walker (Tuchwäscher); Ziegler; Zimmermann und Zimmerer.

Von einer anderen Seite zünftig gewerblichen Lebens sprechen FN. wie Gsell, Xeler, Lerner (Lehrbube), Baumeister und Meister.

Amtsamen

Von amtlicher Tätigkeit herrührend sind: Ammann=Amtmann (Haintz der Ammensun — Sohn des Ammann — ist 1372 als Richter in Balingen, Albert Ammann bezieht 1478 die Universität Freiburg); Bailer (Eichmeister); Bruck(n)er (Einnahmer des Brückenzolles); Bames (Baumwart); Hofmeister (Aufseher über Hofdienerschaft); Kammerer und Kämmerer; Drißner (Schatzmeister oder Gemeindepfleger); Forster, Forstner, Förstner; Geißler (Bürge); Graf; Herold; Herzog; Holzwart (Waldschütz); Keppler (Kaplan); Keller (Kameralverwalter); Kirchner; Probst; Meßner und Sigris

(Meßner); Kleemann (Schinder); Lehnert (Lehensmann oder von Leonhard); Marquardt und Merkle (Grenzwächter); Messer (beamteter Holzverkäufer); Mönch und Münch; Neukamm (Neuhergezogener); Oberer (Münzprüfer); Pfaff; Pfäffle, Rath; Reiter; Renner (Reitknecht, Ritter); Schaller (der Scheunenverwalter oder Zinngießer); Schöller und Schöllmann (Ausscheller); Schließer (Torwart); Schreiber (Kaspar Schreiber 1508); Schuler; Schultheiß und Schulz; Schütz; Streckler (Folterknecht, Beamter beim peinlichen Gericht); Vogt; Waibel (Heinrich der Waibel ist 1306 Lehensmann für den Grafen des Klosters Stetten in Frommern, 1320 zollerischer Lehensmann auf der Mühle zu Dietenstaig, heutiges Überlandwerk); Wachter und Wächter; Waller (Wallfahrer); Wochner (der eine Woche lang fromen mußte). Bischof, Graf, Kaiser, König usw. sind nicht im buchstäblichen Sinn zu verstehen (vgl. den Ausdruck: „Er hocket na' wie a' Grof“; vielleicht auch von Hausnamen oder von Rollen in Schauspielen).

Vornamen

Der einfachste Weg der Namengebung war allerdings der, daß man einen Vornamen zum FN. erhob, daß man z. B. Ott, den Sohn des Wilhelm „Otto Wilhelm“ nannte, wie wir es so häufig im Norden Deutschlands haben (Claus Clausen, Hans Bartels, Petersen, Jansen usw.). Es geschah dies um so leichter, als ja ursprünglich die Einnamigkeit die Regel war. Auf dem Lande, wo Gleichnamigkeit gar nicht selten ist, wird durch Vaters oder Großvaters Name eine nähere Bezeichnung ausgedrückt. Vornamen treten als Familiennamen in ursprünglicher, gekürzter oder abgewandelter Form auf.

Die häufigsten Geschlechtsnamen, die auf Vornamen zurückgehen, um einige anzu-

führen, sind: Albrecht (der edel Glänzende); Arnold (wie der Adler Waltende); Bertsch (der glänzend Waltende); Bossert (der im Schlagen Starke); Bodmer (der berühmt Gebietende); Burkhard und Buck (stark wie eine Burg); Diebold (der über das Volk waltet); Dietrich, Dieter, Dieterle (der Volkreiche); Eberhard, Eberle, Ebert, Eberlin (der Eberstarke); Eckhardt und Eckert (der Schwertstarke); Eyth (der Freudige); Erdmann; Ernst; Eisele (Islo = hart, glänzend; Heinrich Iselin besitzt 1320 ein Haus in Balingen, er zahlt 1323 drei Schilling von der Fleischbank; Kunzen Isenlin ist 1361 Bürger von Rosenfeld); Ewald (der nach Recht Waltende); Frank und Franzke (der Freie); Frick (der Lebhaftige); Friedrich und Fritz (der Friedensreiche); Gebhard (im Geben Starke); Gerhard (der Speergewaltige); Günther (der Kämpfer); Hartmann (der starke Mann); Heinrich, Heinz, Heintelmann und Haizmann (der zu Hause Reiche); Hermann (der Krieger); Haug (der Denkende); Keinath (der Kühnstarke); Hetzel (Hetto, der Widder); Ihle (= Ulrich, der Besitzreiche) (Ulrich von Balingen 1403); Konrad, Kunz, Conzelmann, Kienzle (der im Rat Kühne), dazu wohl auch die verkürzten Kuhn und Kuhnle und — schwäbisch — Kienle; Leopold, Leopold, Luppold und Leuze (der über die Leute waltet, der Volksstarke); Link (Lingo oder die Eigenschaft bezeichnend); Ludwig und Lutz (der Kampfberühmte; Jakob Lutz Kirchner 1476 in Ostdorf); Maut(h)e (der Mürrische); Mebold (der Kraftkühne); Oft (Otto, der den Besitz schützt); Rehm (der ruhmreich Kämpfende); Reichardt und Reichert (der durch Reichtum Starke); Ruff und Ruof (Rudolf, der an Ruhm Wolfsgleiche); Seifriz (Siegfried, der den Sieg schützt); Schweikhardt und Schweikert (der durch Schweigen Starke); Seifried und Seiffert (der den Sieg schützt).

(Fortsetzung folgt)

Künstler über Kunst

Von Dipl. Ing. R. Kerndter

(Schluß)

Der Pianist Prof. Kempff hat allerdings eine nette Erklärung gefunden: „Klavierspielen ist keine Kunst. Es kommt nur darauf an, die rechte Taste zur rechten Zeit niederzudrücken!“ Aber dies will gelernt sein und es ist deshalb verallgemeinernd daran zu erinnern, daß es Kunstschulen aller Art gibt, die neben allerlei Techniken auch fundamentale Kunstregeln lehren. Die einen kämpfen „mit konventionellen Waffen“, berufen sich also auf kunstgeschichtliche Vorbilder, die anderen stellen eigene Systeme auf, nach denen die Kunstschüler arbeiten sollen. Gemeinsam ist, daß man keine Anarchie zuläßt, daß also mindestens beim Anfänger die Freiheit des Kunstschaffens eingeschränkt wird. Und was dann auf späterer Stufe als „Freiheit“ erscheint, etwa das an nichts Konkretes gebundene abstrakte Gestalten, entpuppt sich meist als Akademisierung, als Bindung an eine unfrei machende Schablone. Was dabei herauskommen kann, ist bekannt und drängt zu der Frage, ob wirklich „der Mensch das Maß aller Dinge“ sei und bleibe. Aber Pablo Picasso verwahrt sich: „Hat je einer ein natürliches Kunstwerk gesehen? Natur und Kunst sind zwei völlig verschiedene Dinge!“ Und Maillol meint: „Die Negerkunst enthält mehr Ideen als die griechische Kunst“. Einem Einspruch begegnet wieder Picasso mit den Worten: „Warum die Schuld irgend einem anderen zuschreiben, wenn ich etwas nicht verstehen kann, das ich nicht kenne?“ H. Sedlmayr ist aber trotzdem der Meinung, „das Außermenschliche, das Unmenschliche ist der wichtigste Schlüssel zum Verständnis der modernistischen Malerei“. Franz Marc dagegen nahm

die Moderne unter dem Aspekt: „Wir werden im 20. Jahrhundert zwischen fremden Gesichtern, neuen Bildern und unerhörten Klängen leben!“ Ontologisch geht es dabei um von Kunst und Wissenschaft neu erschlossene Seinsbereiche.

Die Beziehungen zwischen Klängen und Bildern, zwischen Musik und Malerei, drückte L. Feininger mit den Worten aus „Meine Linien sind Äquivalente für Noten“. Dabei erinnert man sich an die Synästhesien der Psychologie, das Tönesehen und Farbenhören, das für viele Menschen ein alltägliches Erlebnis ist und sprachlich in „Klangfarbe“ und „Farbton“ seinen Ausdruck findet. Von der Musik hatte der Philosoph Schopenhauer eine hohe Meinung: „Die Musik ist die Melodie, zu der die Welt der Text ist. Musik spricht das Ding an sich aus“. J. S. Bach forderte „Soli Deo gloria, Gott allein die Ehre!“ Und „wo dieses nicht in Acht genommen wird, da ist keine eigentliche Musik, sondern ein teuflisches Geplärr und Geleier“. Die Kunst soll also über den Alltag erheben, so daß A. Feuerbach sagen konnte, „Wenn die Kunst das Leben nur kopiert, dann brauchen wir sie nicht“. Nach Beethoven steht sie aber tatsächlich viel höher: „Musik ist höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie“. Und von diesem Beethoven wagte dann Oswald Spengler zu sagen, „Eine Zeit wird kommen, die den ganzen Beethoven als ein törichtes Gekrächz ansehen wird“. (Soll dann etwa schräge Musik schön sein?). Richtig auf alle Fälle ist der Ausspruch von E. Th. A. Hoffmann, „Die Musik schließt dem Menschen ein unbekanntes Reich auf“. Der Kunsthistoriker J. Burckhardt charakterisierte es so: „Jetzt ist die Musik phantastische Mathematik und jetzt wieder lau-

ter Seele, unendlich fern und doch nahe vertraut“.

Über die Möglichkeiten der Künste in einer eventuellen Synthese äußerte sich Schiller: „Leben atme die bildende Kunst, Geist fordere ich vom Dichter. Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus!“ Und auch Goethe spielte auf Verbindungsbrücken an: „Die Tonkunst ist das wahre Element, woher alle Dichtungen entspringen und wohin sie zurückkehren“. Sofern dann Musik als Urerlebnis empfunden und symbolisch mit dem praktischen Leben konfrontiert wird, hat E. v. Wildenbruch recht: „Wahre Dichtung kommt nur aus der Erfahrung. Deshalb grabe, bis der Quell des Lebens dir aus eigener Seele fließt!“ Und was dann fließt, was künstlerisch in den Erdenraum greift, kann sich etwa auch im Plastizieren äußern. Nach dem Bildhauer Henri Laurens bedeutet „Plastik im wesentlichen Besitzergreifung des Raumes“, wobei „Raum“ nach Fritz v. Graevenitz „Freiheit des Gesetzes“ ist. Moderne Plastiker verwahren sich gegen das Wort von André Malraux, daß „seit dem Tod Michelangelos die Plastik nur zu einem Dialog mit der Vergangenheit geworden“ sei. Man will also möglichst keine Bindung an das Historische, man will ein Freier, ein Eigener sein. „Ich lebe von meinen Gesichtern“, sagte O. Kokoschka, und G. Braque erklärte: „Ich strebe nach dem Nichts, das heißt nach der Vernichtung des Begriffs einer Sache, um zur Sache selbst zu gelangen“. Dies erinnert lebhaft an die japanische Zen-Philosophie, eine seltsame Mystik, die vom Joch der Namen und Begriffe befreien will. Denn, sagte Ludwig Klages, „der Geist ist der Widersacher der Seele“. Andererseits hatte Hegel erklärt, daß das Unmittelbare der Natur nichts anderes als ihre Trägheit und Feindlichkeit gegen den Begriff sei.

Man könnte mit Mark Aurel sagen „Alles beruht nur auf Meinung“; Fiktionen, Vor-

urteile, Idole hindern uns am rechten Erkennen und am Eintritt in noch wenig bekannte, gewaltigere Seinsbereiche. Sie mit neuen Mitteln zu erschließen ist der Wille ernsthafter moderner Künstler, und so erklärt sich das Wort von Paul Klee „Un-sichtbares sichtbar machen“ oder von Igor Strawinsky „Unhörbares hörbar machen“. Man mag dann freilich im Einzelfall bezweifeln, ob den Künstlern, nach Nietzsche „diesem Nerven- und Großhirnadel“, die Transformierung bereits gelungen ist. So bezeichnet etwa H. Sedlmayr den Surrealismus als absichtliche Verrücktheit und meint, „Das Absurde ist der schlechte Ersatz für das Wunderbare“. Und da der Großteil des Volkes aus gesundem Empfinden das Bizarre ablehnt, sah sich Paul Klee zu der resignierten Äußerung veranlaßt, „Uns trägt kein Volk“. Aber freilich, Einsamkeit, Nichtverstandenwerden war immer das Los der Großen und die meisten von ihnen ließen sich von den Widerständen nicht unterkriegen. Le Corbusier war überzeugt von seinem „Zeitalter, das eine neue Ästhetik herausarbeiten wird“, und Max Ernst strebte darnach, „ein Magier zu werden und den Mythos seiner Zeit zu finden“. Max Beckmann hielt „die Natur für ein wundervolles Chaos, das in Ordnung gebracht und vervollständigt werden soll“. Matisse schwärmte davon, „die Reinheit der Mittel wiederzufinden“. Braque meinte, „Die Sinne deformieren, aber der Geist formt“, und van Gogh wollte „auf alle Fälle keine optisch-illusionistische Täuschung“, ähnlich wie Gauguin, der sagte, „Ich möchte mich soweit wie möglich von allem entfernen, was die Illusion eines Gegenstandes hervorrufen könnte“. Die Lösung vom Konkreten bedeutet aber nicht, daß der Künstler keine Kristallisationspunkte für sein Phantasie hätte, und schon Leonardo da Vinci bekannte, „Erfüllung finde ich nur in der eigenen Vorstellungskraft“. Michelangelo formulierte, „Man sieht aus der

Idee, nicht aus der Natur“, aber André Breton wußte, „Die Natur ist eine unergründliche Schatzkammer von Hieroglyphen“, und B. Gracian hatte einst ausgerufen, „Geistig erlöst wird nur derjenige, der über die Dechiffrierkunst verfügt“.

Die Moderne hält sich nicht bei den Sinn-schichten der Symboldeutung auf und das zeitgenössische Theater beabsichtigt keinerlei Illusion. Schon Goethe bezeichnete es als primitiv, die Kunstwirklichkeit als Lebensrealität zu nehmen, gleichsam als eine Überhöhung des dokumentarischen Naturalismus. Interessant ist, daß man heute vielfach von Atonalität und abstraktem Gestalten wieder abzurücken und Werke „mit größerem Wirklichkeitsgehalt“ zu schaffen beginnt. Damit reduziert sich natürlich nicht die Symbolik einer inneren Bildrealität, aber der Bildsinn, erschlossen aus den Gestaltungsprinzipien, manifestiert sich verständlicher, weil lebensnaher. Im übrigen kann nach Nietzsche Gleiches nur von Gleichem erkannt werden: Man kann also Literaturhistoriker oder Musikwissenschaftler sein, aber ein lyrisches Gedicht und seine Vertonung im Wesenhaften gar nicht verstehen.

Die Heimatkundliche Vereinigung konfrontiert selten mit moderner Kunst, wohl aber häufig mit Kunstwerken des Mittelalters und der letzten Jahrhunderte. Und man ist von solchen Kunstbetrachtungen gewohnt, gewisse Stilkriterien erläutern und alle einschlägigen Geschichtsdaten aufgezählt zu bekommen. Dieser äußere Rahmen ist notwendig und man lernt etwa am Bauwerk die Zweckform und Kunstform unterscheiden, man hört von steiler Gotik, von monumentalem Barock und zierlichem Rokoko, man erfährt etwas von stilisierten Typen, vom Bewegungsvollzug, von Bild-dynamik, Farbspannungen, Raumauslage und sonst kunstgeschichtlich Wertvollem. Wenn aber Gropius sagte, „Die Baukunst ist keine angewandte Archäologie“ und wenn er darauf hinwies, „das menschliche Element als den dominierenden Faktor anzuerkennen“, etwa im Sinne R. Schumanns „Licht senden in die Tiefe des menschlichen Herzens ist des Künstlers Beruf“, dann verblaßt museale Gelehrsamkeit und es beginnt nach Richard Wagner „das Wissendwerden aus dem Gefühl“. Hier bedarf es vielleicht bei manchen Menschen keiner Schulung, während andere für Hinweise dankbar sind, die das Kunstproblem beim Menschlichen, etwa bei der Baugesinnung anpacken. „Rundbogen-romanisch, Spitzbogen-gotisch“ ist schnell gelernt, aber welcher Bewußtseinswandel verbirgt sich hinter diesen Merkmalen? Welche geistige Situation bedingte die Wohlproportioniertheit in den Zeiten der Antike, der Renaissance und des Neoklassizismus? Warum fordert jedes Kunstwerk seinen organischen Raum? Was gehört zum Nachvollzug bezüglich künstlerischer Intimwirkung? Warum ist gerade die heutige Kunstwelt so revolutionär?

Es gibt eine Menge solcher Fragen, die eigentlich mehr den Philosophen als den Kunsthistoriker angehen. Im Vordergrund steht das Menschliche, das dem echten Künstler wichtiger ist als Konstruktionsprinzipien. „Das wahre Kunstwerk“, sagt M. Glass, „ist zeitlos. Zeit ist plumper, irdischer Begriff; Kunst ist schwebende, lichtdurchströmte Gnade“. Man erhält sehr verschiedene Antworten, wenn man „Künstler über Kunst“ fragt, aber den meisten liegt doch eine Überhöhung des Alltags, ein Hineinfinden in noch unbekannte Dimensionen am Herzen. Nach Paul Brandt handelt es sich um „das ahnungsvolle Reich, wo die Seele zum nachschaffenden Genuß des Schönen nur ihrer selbst bedarf“.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Fliegenpilz

(*Amanita muscaria*)



Der schönste Waldpilz unserer Heimat ist zweifellos der Fliegenpilz mit seinem hochragenden, kräftigen Stiel und seinem bis 18 Zentimeter ausgebreiteten Hut. Am schönsten zeigt er sich, wenn sein Schirm noch nicht flach geworden und seine Farbe noch nicht ausgebleicht ist.

Die Wulstlinge (*Amanita*), zu denen auch

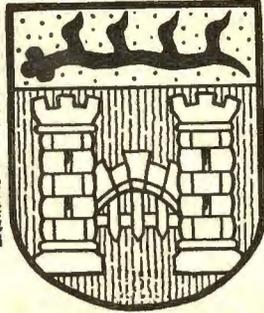
die Knollenblätterpilze gehören, sind die giftigsten Pilze, die es gibt. Beim Fliegenpilz ist es das Pilzotropin „Muskaridin“, ein starkes Nervengift, das Verdauungsstörungen, Wahn- und Tobsuchtsanfälle, Seh- und Sprachstörungen und durch Atemlähmung und Herzschwäche den Tod verursachen kann. Eine Abkochung des Fleisches in Milch hat man früher benützt, um Fliegen zu vergiften — daher sein Name.

Bei den Knollenblätterpilzen sind es die hochwirksamen Gifte Phallin, Amanitin und Phalloidin. Hier kann ein einziger Pilz im Pilzgericht eine ganze Familie töten.

Der Wulst, die Knolle dieser Pilze, aus der er sich entwickelt und zunächst kugelig herauschießt, trägt nachher noch die Reste der äußeren Hülle. In Flocken bleiben sie auch auf dem Hut hängen und geben ihm in seiner tiefroten oder orangenen Färbung eine auffällige farbenfrohe Erscheinung, die zu allen Bildern des Märchenwaldes gehört und ihn auch zum sog. „Glückspilz“ werden ließ. — Am Stiel tragen die Wulstlinge eine hängende Manschette als Rest der inneren Hülle.

Giftig ist auch die Abart, der Braune Fliegenpilz mit Schuppenflecken auf dem Hut, und vor allem der Pantherpilz (*Amanita pantheria*), der noch ein tollkirschenähnliches Atropin enthält.

Eine ungiftige Ausnahme macht der Perlpilz (*Amanita rubesceus*), der alle Kennzeichen der Wulstlinge hat, dessen Fleisch aber bei Verletzungen rot anläuft, der Stiel rotgefleckt und die Manschette deutlich gerieft ist. Die flockig-mehligten Schuppen werden vom Regen leicht von seinem braunroten Hut abgewaschen. Das geringe Gift, das er enthält, wird durch das Abkochen unwirksam, dann ist er wohl-schmeckend und leicht verdaulich.



Die Orgel der Balingener Stadtkirche

von Walter Gröner, Balingen-Stuttgart

Am ersten Adventssonntag des Jahres 1767, also vor nunmehr genau 200 Jahren konnte die Evangelische Kirchengemeinde Balingen in einem festlichen Gottesdienst die neue Orgel der Stadtkirche ihrer Bestimmung übergeben. Mehr als 150 Jahre hat diese Orgel treue Dienste getan, bis sie im Zuge der großen Kirchenrenovierung 1913/14 durch ein neues Werk ersetzt wurde. Zum Glück blieb wenigstens das schöne spätbarocke Gehäuse erhalten, dessen hohen Denkmalwert wir immer mehr zu schätzen wissen, wenn es auch 1914 einen unschönen Ölfarbanstrich über sich ergehen lassen mußte.

Der Bau der Balingener Stadtkirche hat sich bis in die Zeit nach der Reformation hingezogen. (1443-1546). Ob die Kirche sofort nach ihrer Fertigstellung eine Orgel erhalten hat, wissen wir bis heute nicht, da aus der damaligen Zeit keinerlei Aufzeichnungen vorhanden sind.

Orgel 1760 in sehr schlechtem Zustand, kein Geld für Reparatur oder Neubau

Die älteste bis jetzt vorhandene Aufzeichnung über die Orgel stammt aus einer Protokolleintragung des Kirchenkonvents aus dem Jahre 1760. Es ist hier davon die Rede, „daß die Kirchenorgel sich in einem schlechten Zustand befinde und nur durch einen Neubau oder eine gründliche Reparation abgeholfen werden könne.“ Da kein Geld vorhanden war unterblieb beides. Erst 1765 wurde die Orgelfrage wieder aufgegriffen. Der damalige Organist Metz „brachte in seinem und des gesamten hiesigen Collegii musici Nahmen schriftlich vor, daß sich die hiesige Orgel in einem solch schlechten Zustand befinde . . .“ Diesmal wurde nun wirklich Ernst gemacht, denn am 26. August 1765 faßte der Kirchenkonvent den Beschluß, „daß eine neue Orgel angeschafft werden und zu diesem Zwecke der Orgelmacher Hausdörffer in Tübingen hierher zitiert werden solle“.

Erbauer kommt aus dem Schülerkreis des berühmten sächsischen Orgelbauers Gottfried Silbermann

Joh. Sigmund Hausdörffer, geb. 1714 zu Eibenstock im Vogtland war ein ziemlich bedeutender Orgelbauer. In verschiedenen Städten Württembergs, z. B. in Esslingen (evangelische Stadtkirche), Heimsheim, Waldenbuch, Blaubeuren und Calw hat er größere Orgelwerke erbaut, so daß ihm ein guter Ruf vorausging. Die Erbauung der Balingener Stadtkirchenorgel ist sein letztes Werk, denn bereits 1767, noch vor der Aufstellung der Orgel, ist er in Tübingen gestorben. Nach den neuesten Forschungen gehört Hausdörffer aller Wahrscheinlichkeit nach zum Schülerkreis des berühmten sächsischen Orgelbauers Gottfried Silbermann (1683-1753). Die Ähnlichkeit des Balingener Orgelprospekts mit einer von Silbermann erbauten Orgel in Rötha bei Leipzig ist geradezu frappierend.

Beschluß des Kirchenkonvents wird rasch in die Tat umgesetzt

Der Beschluß des Kirchenkonvents wurde anscheinend sofort in die Tat umgesetzt, denn bereits am 19. Februar 1766 finden wir wieder einen Protokolleintrag, daß man „für gut befunden habe, die alte Orgel feilzubieten (um 200 fl) und eine Gemeinde auszufinden, die Lust dazu hätte“. Hausdörffer hatte zu dieser Zeit bereits einen Entwurf vorgelegt, denn es heißt im Protokoll weiter, daß „der erste Riß von der neuen Orgel wegen dem baufälligen Zustand der hinteren Mauer, darin das große Fenster mußte verändert werden, inpracticabel ist“. Ob Hausdörffer vielleicht, ähnlich wie er dies in der Stadtkirche in Esslingen durchführte, eine Teilung des Orgelgehäuses unter Freilassung des Mittelfen-

sters plante? Der mit Hausdörffer abgeschlossene Vertrag konnte nicht mehr aufgefunden werden, so daß Näheres darüber nicht angegeben werden kann.

Orgelbauer vor der Aufstellung verstorben, sein Gehilfe vollendet das Werk

Nahezu zwei Jahre vergingen, bis die Orgel fertiggestellt war und zur Aufstellung kommen konnte. Wie bereits erwähnt, war Hausdörffer inzwischen verstorben. Der Bau der Orgel dürfte jedoch zum größten Teil noch von ihm selbst durchgeführt worden sein, denn im Protokoll ist lediglich davon die Rede, daß „der Orgelmacher Rüdiger anstelle des verstorbenen seel. Hausdörffers das Werk aufgestellt habe“. Rüdiger war ein Gehilfe Hausdörffers. Am 4. Dezember 1767 konnte das neue Werk endlich durch Stadtpfarrer Mästlen aus Ebingen ausprobiert werden. Die Einweihung der neuen Orgel fand am 1. Advent 1767 statt.

(Fortsetzung folgt)

Regina nostra

Zum 250. Geburtstag Maria Theresias von Joh. Christoph Allmayer-Beck

An einem der geschichtlich wie architektonisch bedeutsamsten Punkte der Wiener Ringstraße steht ihr Monument: das von Kaspar von Zumbusch geschaffene Denkmal der Kaiserin — Königin Maria Theresia.

Ein paar hundert Meter nur entfernt, auf der anderen Seite des Rings, erhebt sich der Leopoldinische Trakt der Hofburg, in dem sie am 13. Mai 1717 zur Welt gekommen ist. Und über die Dächer der neuen Burg hinweg grüßt zu ihrem Monument der schlanke Kirchturm von Sankt Augustin herüber, wo sie am 12. Februar 1736 Franz Stephan von Lothringen heiratete und wo, in einer silbernen Urne, ihr Herz noch heute beigesetzt ist, seitdem es am 20. November 1780 zu schlagen aufgehört hat.

Nun thront die Herrscherin auf einem hohen Sockel, wie auf einer Klippe über das Alltagsgetriebe herausgehoben, umgeben von ihren Paladinen, dem großen Staatskanzler Kaunitz, dem Gelehrten Van Swieten, dem energischen Grafen Haugwitz und dem ebenso genialen wie großzügigen Fürsten Wenzel Liechtenstein, bewacht von den Reiterfiguren ihrer bedeutendsten Heerführer, der Feldmarschälle Daun, Loudon, Khevenhüller und Traun.

Viel hat ihr Standbild seit jenem 13. Mai 1888 erlebt, als es aus Anlaß des vierzigjährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josephs in feierlichster Weise enthüllt worden war. Schon damals war das für die Mitfeiernden ein Grund, um Parallelen zwischen ihrer Zeit und der Vergangenheit zu ziehen. Nicht nur, daß die Regierung Kaiser Franz Josephs bis zu diesem Zeitpunkt bereits ebenso lang währte, als die seiner Ururgroßmutter, sie hatte auch mit ähnlich schweren Krisen begonnen. Und nicht zuletzt hoffte man damals, am Ausgang der achtziger Jahre, es möge dem Kaiser in gleicher Weise wie seiner Ahnfrau

gelingen, dem Reich eine neue Grundlage zu geben, auf der es kommenden Stürmen gewachsen sein möge.

Es war dies, wie wir heute wissen, nicht mehr möglich. Schon 30 Jahre nach der Denkmalenthüllung nahm die Monarchie ihr Ende. Aber die Neigung zur Konfrontation hat deswegen nicht nachgelassen. Noch in der Not und Bedrängnis des ersten Weltkrieges wurde die Kaiserin, der seinerzeit im österreichischen Erbfolgekrieg nicht minder hart zugesetzt worden war, zu einem Symbol des ausschließlich auf die eigenen Interessen bedachten Selbsterhaltungswillens Österreichs. „Ob Maria Theresia durch die Behauptung des österreichischen Gesamtstaates und dessen Ausgestaltung . . . Europa einen Dienst geleistet hat, ist uns gleichgültig“, erklärte trotz einer ihrer bedeutendsten Biographen. Man schrieb 1917.

In der klein gewordenen Republik gewann dann eine andere Frage an Bedeutung, nämlich, ob das Wirken der Kaiserin „zum Heil oder Unheil des deutschen Volkes“ ausgeschlagen habe. Wieder wurde ihr Bild nur in einem relativ engen Rahmen betrachtet, aber die Betrachtung wurde trotz aller Umwälzungen fortgesetzt. Und auch später noch, als Hitlers Truppen vor ihrem Denkmal paradierten, als russische Salvengeschütze daneben auffuhren, in bösen und dann wieder in besseren Tagen, hat Österreich, haben seine Interpreten immer aufs neue versucht, im Bild dieser Frau zu lesen, in ihm die Mission und Aufgabe Österreichs wiederzufinden, sich in ihren Zügen selbst widerzuspiegeln.

Warum? Das ist auf den ersten Blick gar nicht so leicht zu sagen. Gewiß, ihre ganze Persönlichkeit, ihr gerade offenes Wesen und ihre Vertrauen erweckende Art, ihr Humor und ihre Menschenkenntnis, das Untadelige ihrer Lebensführung, ihr Familiensinn — sechzehn Kindern schenkte sie in 19 Jahren das Leben — und ihre Leutse-

ligkeit, das alles waren sicherlich Eigenschaften, die ihr von vornherein ein gutes Andenken sichern mußten. Aber — so muß man fragen — sind sie ausreichend, um die engen Verbindungen zu erklären, die ganz offensichtlich auch heute noch — über rund zwei Jahrhunderte hinweg — zwischen ihr und unserer Gegenwart bestehen? Sie sind auch nicht allein auf einen primitiven Nationalstolz zurückzuführen, also auf jenes Gefühl der eiteln Selbstgefälligkeit, mit der nachgeborene Generationen auf die von ihren Vorfahren gewonnenen Schlachten und eroberten Provinzen zurückblicken pflegen. Viel eher ließe sich in den Beziehungen der Nachwelt zu Maria Theresia ein gewisses Mitgefühl mit der schwergeprüften Herrscherin feststellen. „Hier hast Du eine von der ganzen Welt verlassene Königin vor Augen...“, so schrieb sie selbst 1741 an den Feldmarschall Graf Khevenhüller und hat damit, gewissermaßen eigenhändig, das Portrait gezeichnet, das dann später immer wieder die Dichter — auch einen Anastasius Grün — zu gefühlvollen, nicht immer geglückten Versen angeregt hat, und das auch heute noch stets der Anteilnahme sicher sein kann.

Das alles ist aber noch nicht Grund genug, um die Kaiserin geradezu zu einer säkularisierten Magna Mater Austriae zu machen, als die sie uns heute immer wieder erscheint. Vielleicht — und das ist zu prüfen — ist es die historische Leistung, die über das rein Persönliche hinaus die säkulare und exemplarische Bedeutung Maria Theresias ausmacht.

Wenn von solchen Leistungen die Rede ist, dann ist die Allgemeinheit meist geneigt, dieselben bei Herrschergestalten in erster Linie auf dem Gebiet der Außenpolitik zu suchen. In unserem Fall sticht hier unbestreitbar die geradezu unglaublich erscheinende Energie und Standhaftigkeit, ja die fast männlich anmutende Härte hervor, mit der Maria Theresia — eine von Natur keineswegs kriegerische, sondern mehr einer bürgerlichen Häuslichkeit zuneigende Frau — den Kampf um ihr Erbe angetreten und durchgeführt hat. Von äußeren Feinden rings umstellt, im Inneren umgeben von nicht eben sehr zuversichtlichen und starkmütigen Ratgebern, lediglich im Besitz einer leeren Staatskasse und einer eher deroutierten Armee, kämpfte sie mit dem Mut einer Löwin, der man ihre Jungen rauben will, durch acht Jahre um den Bestand der Monarchie. Nichts vermochte sie zu entmutigen. Und als sich der Verlust des größten Teils von Schlesien an Preußen schließlich doch nicht verhindern ließ, ja, als sie im Aachener Frieden von 1748 diesen Verlust auch noch von sich aus bestätigen mußte, da fand sie sich innerlich zu diesem Verzicht noch immer nicht bereit. Sie hat den Siebenjährigen Krieg, einen wahren Weltkrieg, zwar nicht ausgelöst, aber ihn durchaus gewollt und diplomatisch wie militärisch vorbereiten lassen. Und das mit außerordentlich weitgehenden und fast bedenklich anmutenden Konsequenzen.

Was hatte doch der berühmt-berüchtigte Wechsel der Bündnisse am Vorabend dieses Ringens nicht für nachteilige Folgen? Frankreich, der alte „Erbfeind“ des Reiches, wurde zum Alliierten des Kaiserhauses, Rußland, die unheimliche Macht im Osten, erhielt — von einem Vorfühlen im Jahre 1735 abgesehen — zum erstenmal die Möglichkeit zu einer stärkeren militärischen Intervention in Mitteleuropa, und England, der alte „natürliche“ Bundesgenosse Habsburgs, wurde dadurch zwangsläufig auf die Seite der Gegner getrieben. Würden durch dieses radikale „Renversement des alliances“ nicht in der Tat Entwicklungen angebahnt, die selbst einem Leopold von Ranke als ein Verrat an den nationalen Pflichten des Kaisertums erscheinen konnten? War das wirklich noch als eine über den Dingen stehende, auch der Zukunft verpflichtete

Staatskunst zu bezeichnen? War es nicht eher typisch weiblicher Eigensinn? War es am Ende gar die Rachsucht einer beleidigten Kriemhilde gegen den Zynismus eines Hagen von Tronje, gegen den „bösen Mann“, wie sie Friedrich II. stets nannte? Fand in diesem Kampf auf Leben und Tod nicht viel eher die Spannung der Geschlechter eine irrationale, haßerfüllte Entladung? Thomas Mann wie Friedrich Heer sahen hier tiefe, freilich schwer erhellbare Zusammenhänge. Vielleicht lag von allem ein wenig drin, auch von dem an sich naiven Glauben, daß der Legalität eines Anspruches auch der Erfolg des Bemühens entsprechen müsse. Aber letzten Endes war es etwas ganz anderes, was den Anstoß zu diesen verzweifelten Anstrengungen gab.

Maria Theresia war gewiß eine sehr gefühlsbetonte Regentin, aber nichts destoweniger besaß sie auch außerordentlich klare Vorstellungen vom Wesen der politischen Verhältnisse ihrer Zeit. Mit dem ihr eigenen untrüglichen Instinkt wußte sie ganz genau, daß es im Kampf mit dem Preußenkönig nicht allein um den Besitz Schlesiens ging, mochte diese Provinz ihr auch als das „Juwel der Krone“ erscheinen. Das entscheidende Moment lag anderswo. Mit dem Frieden von Hubertusburg, der den Ausgang des dritten Schlesischen Krieges besiegelte, war die erste und wahrscheinlich bereits entscheidende Runde im Kampf Österreichs um die Vorherrschaft in Deutschland für das Habsburgerreich verloren. „Königgrätz ist die unausweichliche Folge Hohenfriedbergs“, schrieb vor mehr als 35 Jahren Carl Jakob Burckhardt. Unausweichliche Folge? Ja, weil eben selbst ein Siebenjähriger Krieg die Folgen des unglücklichen Ausganges dieser Schlacht vom 4. Juni 1745 nicht mehr zu korrigieren vermochte.

Wer aber die Vorherrschaft nicht besitzt, der besitzt auch nicht mehr das Kaisertum, mag er auch rechtmäßig dazu gewählt sein. Nicht erst Maria Theresias Enkel, Franz II., hat dies 1806 erkannt, auch ihr selbst war dies vollkommen klar. Und weil sie sich gerade dieser übernationalen Aufgabe auf das tiefste verpflichtet fühlte, hat sie — die sich in vielen Briefen an ihre Töchter immer wieder als Deutsche erklärt hat — im Kampf um die Vorherrschaft auch keine „nationalen“ Rücksichten mehr gekannt. Der Reichsgedanke war ihr dabei kein Vorwand. Schon 1743, damals noch nicht einmal im Besitz der Kaiserkrone für ihr Haus, hatte sie, als die ärgste Gefahr für die eigenen Erblande abgewehrt war, daran gedacht, die „avulsa imperii“, die alten Reichsländer Elsaß, Lothringen, Bar, ja vielleicht sogar die Freigrafschaft und Burgund wieder zu gewinnen. Damals, als ihr Schwager Karl von Lothringen zum Stoß über den Rhein angesetzt hatte, im August 1744 war aber der König von Preußen zum zweitenmal in Böhmen eingefallen und hatte dadurch die österreichischen Truppen im West zum Rückzug gezwungen. Jetzt, 1756, konnte sie ihre nunmehrigen französischen Bundesgenossen um so leichteren Herzens nach Böhmen zu Hilfe rufen, als diese ja bereits 1741 dort gewesen waren, damals allerdings als die Verbündeten Preußens.

Die Kaiserin ist, wie erwähnt, dennoch nicht zum Ziel gekommen. Gewiß nicht durch ihre Schuld, aber danach fragt die Geschichte nicht. Sie konstatiert lediglich den Tatbestand. Wenn aber Heinrich Kretschmayr es als das Programm Maria Theresias hinstellte, „Vormacht im Reiche und Einheit im Staat“ gewollt zu haben, so ist daher nun zu fragen: Wie stand es wenigstens um die erfolgreiche Durchsetzung des zweiten Teils dieses Planes?

Man weiß, wie es zu den umfassenden theresianischen Staatsreformen gekommen ist. Dringendste, durch den Erbfolgekrieg bedingte, finanzielle Notwendigkeiten, daneben aber auch die Thesen einer neuen,

aufgeklärten Staatswissenschaft und daraus entspringend ein neues Staatsbewußtsein, das die Ausübung der absoluten Herrschermacht nicht nur als ein legitimes Recht, sondern auch als eine Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft der Untertanen empfand, haben zur Sprengung der bisherigen Ständeherrschaft, zu einem verstärkten Ausbau der obersten Zentralstellen und zur Schaffung staatlicher Zwischeninstanzen, kurz zur Grundlegung des modernen Behördenstaates geführt, wobei das Vorbild — wer wollte es leugnen — wenigstens zu einem guten Teil das feindliche Preußen war.

Die verschiedenen Entwicklungsstadien des „Directorium in publicis et camerali-bus“, die Schaffung der „Gubernien“ und der „Kreisämter“, die Trennung der Justiz von der politischen und der finanziellen Verwaltung, die „Nemesis Theresiana“ und der theresianische „Kataster“, das alles gehört seitdem genauso wie die Maßnahmen zur endgültigen „Verstaatlichung“ des Heeres und die Reform des Schulwesens für alle strebsamen Studenten der Geschichtswissenschaft, der Jurisprudenz und der rerum politicarum zum verbindlichen eisenen Bestand an wohlmemorierten Prüfungsfragen. Und das ungeachtet der Tatsache, daß die Gesamtkonzeption des Staates Maria Theresias eine andere war, als die, wie sie uns heute vielfach begegnet. Denn trotz aller Bemühungen um die Einheit war der Staat, den sie schuf, nicht als nationaler Einheitsstaat gedacht, bei dem eine übernationale Reichsidee schon vom Prinzip her ausgeschlossen blieb. Im Gegenteil, die einheitliche Basis sollte nur das feste Fundament für den supranationalen Überbau liefern und das Attribut „kaiserlich-königlich“, das ab 1745 alle staatlichen Institutionen als solche auswies, brachte dieses für die theresianische Epoche so bezeichnende „Sowohl als auch“ deutlich zum Ausdruck. Erst dem Nationalismus blieb es vorbehalten, an Stelle dessen dann sein phantasieloses „Entweder — oder“ zu setzen, und nach 1867 war man tatsächlich gezwungen, kaiserlich und königlich“ zu sagen, weil nunmehr beides, nämlich das nationale Anliegen und die übernationale Idee, das territoriale und das ideale Vaterland, plötzlich nicht mehr vereinbar erschienen.

Wenn es aber in dieser nun anhebenden Zeit des Zerfalls da und dort noch immer Brücken über die sich öffnenden Klüfte und Klammern in den abbröckelnden Mauern gab, so stammten diese zum größten Teil aus der Regierungsepoche der großen Kaiserin. Einer der besten Kenner ihrer Zeit, Friedrich Walter, meinte einmal: „Weder die adeligen Stände des späten 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch die slawischen Nationalisten, so leidenschaftlich sie auch gegen die Grundmauern des Donaureiches anrannten, vermochten den alten Bau zu zerstören. Erst als im ersten Weltkrieg die zerstörenden Kräfte eines blinden Chauvinismus die Hilfe äußerer Feinde gewannen, gelang es... das Donaureich in Trümmer zu legen. Damals, 1918, starb das theresianische Österreich.“

Ja, es gibt sogar nicht wenige, die die Todesstunde noch etwas später ansetzten, nämlich dann, als nach 1945 in den verschiedenen „Nachfolgestaaten“ mit der kommunistischen Machtübernahme auch die letzten Reste der altösterreichischen Verwaltungstradition zerschlagen wurden.

Das alles spricht offensichtlich sehr dafür, daß eine große Anzahl der Reformmaßnahmen der Kaiserin und ihrer Berater sich tatsächlich durch ein Höchstmaß an Voraussicht und klugem Einfühlungsvermögen auszeichneten. Aber es geht aus diesen Feststellungen nicht hervor, ob denn das letzte Ziel, die Umwandlung des alten patriarchalischen Ständestaates in einen modernen, zentralistisch geleiteten, wenn

auch von milder Mütterlichkeit überstrahlten Obrigkeitsstaat erreicht wurde. Und hier ist zu sagen, daß es der Herrscherin zwar gelang, durch die Vereinigung der österreichischen mit der böhmischen Hofkanzlei die Länder der Wenzelskrone mit den österreichischen Kernländern zu einem Verwaltungskörper zu verschmelzen. Aber den abschließenden und — wie man hundert Jahre später, 1867, erkennen sollte — entscheidenden Schritt zu tun, nämlich mit Ungarn in der gleichen Weise zu verfahren, das vermochte sie nicht. Das heißt, genau genommen, hat Maria Theresia es gar nicht ernsthaft versucht. Aber nicht deswegen, weil sie es für unwichtig hielt, sondern weil sie im Vorhinein bereits wußte, was ihr Sohn, Joseph II., erst nachträglich erkannte, daß eben die Leitha keine Grenze war, die man einfach im Verwaltungsweg überspringen konnte, sondern daß hier eine europäische Bruchlinie verlief, die sich daher auch ab 1867 immer stärker öffnen sollte, so daß das Reich schließlich zuerst und vor allem an dieser Stelle 1918 auseinanderbrach.

Vielleicht wäre der Neubau des Staates auch auf andere Weise zu vollenden gewesen, nämlich dadurch, daß man zwar den Ungarn ihre Sonderstellung beließ, aber dafür über allen Teilen des vielgliedrigen Habsburgerreiches einen deutschen Überbau errichtete, also die Reichsidee mit dem Deutschtum identifizierte. Jedoch noch ehe ein solcher Gedanke gefaßt werden konnte, war er bereits durch den Verlust einer rein deutschen Provinz in bedenklicher Weise präjudiziert. Und später wurde das stärkermäßige Verhältnis der deutschen zu den slawisch-ungarischen Erbländern auch noch durch weitere Neuerwerbungen immer ungünstiger. Es spricht in dieser Hinsicht sowohl für Maria Theresias menschliche Haltung, wie für ihren gesunden politischen Verstand, daß sie sich der ersten Teilung Polens entschieden, wenn auch erfolglos widersetzte.

Rückblickend ergibt sich freilich, daß ähnlich wie bei der Außenpolitik auch bei den Reformen im Inneren der Kaiserin eine letzte Krönung versagt geblieben ist. So kommt es, daß ihr Wirken natürlich in den Fundamenten unseres Staates auch heute noch eingegraben ist, aber aufragendes Mauerwerk des alten theresianischen Staatsbaues ist heute in der Tat kaum mehr sichtbar. Und doch — obwohl jener Autor scheinbar im Recht ist, der jüngst vermeinte, daß von Maria Theresia kein Weg in den neuen Morgen Europas führe —, ist diese Frauengestalt der österreichischen Geschichte im Alltag immer wieder in überraschender Weise „präsent“, beginnt bei der Nennung ihres Namens unsagbar viel zu klingen und will es dann scheinen, als habe das Barockerlebnis Österreichs bis heute kein Ende gefunden.

Um diesem Vorgang auf die Spur zu kommen, reichen die bisherigen Betrachtungspunkte nicht aus. Es gilt vielmehr, den Blick nunmehr von der Person der Herrscherin weg — und dafür jener Situation zuzuwenden, in die sie bei der Behauptung ihres Erbes, bei der Regierung ihrer Länder, hineingestellt war. Fraglos hat die Kaiserin-Königin von sich aus Gewaltiges ins Werk gesetzt, aber ebenso gewiß ist, daß sie auch ein Kind ihrer Zeit war, eines neuen Zeitalters mit drängenden und gärenden Ideen. Sie ist zwar die eigentliche Begründerin des nach ihrem Sohn benannten Josephinismus, und damit hat sie die Urelemente der Einstellung des Österreichers zu seinem Staat mit allen Vor- und Nachteilen geformt. Aber sie selbst hat auch unter dem Einfluß aufklärerischer, jansenistischer und febronianischer Gedanken gestanden, die nicht zuletzt auch in ihrer Kirchenpolitik ihren Niederschlag gefunden haben. Maria Theresia hat zweifellos die Gabe besessen, hervorragende Mitarbeiter

zu gewinnen, aber die akute Bedrohung ihrer Erbländer hat ihr auch dafür einen guten Boden bereitet. Wohl zu keinem anderen Zeitpunkt wären die Ungarn bereit gewesen, ihr „Vitam et sanguinem consecramus“ auszurufen; und nicht von ungefähr sind gerade damals die ersten Anzeichen eines gesamtösterreichischen Staatsbewußtseins festzustellen. Mit anderen Worten: neben dem Personalien bedarf hier vor allem das Strukturelle sehr der Beachtung.

Nicht, daß das letztere ausschließlich das Persönlichkeitsbild Maria Theresias bestimmt hätte. Aber diese kluge, einfühlige und barmherzige Frau verfiel nie in den Fehler so vieler anderer, weltgeschichtlich wirksamer Menschen, sich nämlich zuerst von den Strukturbedingungen ihrer Zeit emportragen zu lassen, um sodann die Struktur selbst hindungs- und rücksichtslos zu zerschlagen. Man muß deswegen die Kaiserin noch nicht konservativ nennen. Das war sie gewiß nicht, aber sie zerstörte nicht blindlings alte Ordnungen, vielmehr wandelte, ja verwandelte sie dieselben auf eine sehr behutsame, frauliche Art. Nie ist sie es, die die Knoten schürzt, sondern stets die, die sie zu lösen versucht. Als die große mütterliche Gestalt, die die im Chaos auseinanderbrechende Ordnung durch die Macht der Liebe und des Glücks wieder heilt, „nach dem Versagen so vieler Väter“, erscheint sie Reinhold Schneider von überzeitlicher und übernationaler Bedeutung.

Wer aber nicht zerstört und niederhält, der stimuliert, der regt an. Und so ist Maria Theresia die große Erweckerin der strukturellen Kräfte, nicht nur Österreichs, sondern des Donauraumes. Man mag dabei denken an was immer man will, von den kolonialisatorischen Taten in der Militärgrenze und den Ostprovinzen des Reiches angefangen über die künstlerischen und wissenschaftlichen Schöpfungen sowie den humanitären Errungenschaften bis zu den wirtschaftlichen Leistungen ihrer Epoche. Ja, und dabei haben sich Struktur und Person mit der Zeit da und dort so verwoben, daß es oft nicht mehr möglich erscheint, sie auseinander zu halten. An einem kleinen, aber sehr bezeichnenden Beispiel der Kunst unserer Tage, an Hofmannsthals Text zum

„Rosenkavalier“, wird diese gegenseitige Transparenz der Dinge ungemein deutlich.

Und wo stehen wir heute? Was Maria Theresia stets zu vermeiden gesucht hat, das ist seither im Donauraum gründlich nachgeholt worden. Mit einer Brutalität und Rücksichtslosigkeit sondergleichen sind die Strukturen seiner Völkerschaften zerstört und umgeformt worden. Und dabei tritt nun ein sonderbares Phänomen in Erscheinung: Trotz all diesen Umwälzungen, trotz geistiger Abkapselung und technischer Sperren ist dennoch ganz untrüglich ein Gefühl der Zusammengehörigkeit in diesem weiten Raum wachgeblieben unter denen, die vom großen Rückzug Altösterreichs aus der Geschichte übriggeblieben sind. Und sie alle suchen nach gemeinsamen Lösungsworten, die zugleich Wegweiser in die Zukunft sein können. Die Geschichte hätte viele anzubieten, aber, nicht alle sind für alle ansprechbar. Kaiser Franz Joseph ist es sicher nicht, schon gar nicht Joseph II. und wohl auch kaum der „gute Kaiser Franz“, aber gewiß ist es der Name jener Herrscherin, die bereits 1778 an ihren Sohn geschrieben hat: „Wir waren eine große Macht, aber wir sind es nicht mehr; man muß sein Haupt beugen, wenigstens Trümmer retten und die Völker, die uns noch geblieben, glücklicher machen...“ Und es klingt wie ein Echo auf diesen Anruf, wenn vor ganz kurzer Zeit der „Delegierte“ eines Staates jenseits des Eisernen Vorhangs beim Anblick Schönbrunn die schlichten Worte findet: „Maria Theresia — Regina nostra!“

Er hat hierbei wahrscheinlich bewußt die lateinische Sprache gewählt, um anzudeuten, daß mit diesem Namen kein nationaler Besitztitel ausgesprochen, sondern eine Gemeinsamkeit angedeutet werden soll. Hier liegt auch — jenseits historischer Reminiszzenzen — die tiefste und eigentliche Bedeutung der großen Völkermutter für unsere Gegenwart, denn sie war mehr „als nur eine vergangene geschichtliche Gestalt, mehr als eine gewesene große Herrscherin und mehr als eine in der Fülle ihres Lebens und ihrer Taten unvergleichliche Frau“ (C. J. Burckhardt), sie war viel mehr, ja sie ist unser aller gemeinsames Erlebnis, und sie bleibt unser gemeinsames Erbe: Regina nostra.

Unsere Familiennamen

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Dillmann (der Ungeschickte); Uhl-land (der Besitzende); Volm und Vollmer (Volkmar, im Volk berühmt; Konrad Volkmar 1349); Walter und gekürzt Walz (der im Heer Herrschende); Weimer (der durch Freundlichkeit Berühmte); Werner und Wörner (der Warner); Wieland (der andere in Wallung bringt; in Bedeutung von Schmied auch Berufsname); Wilhelm (der durch seinen Willen Schützende). Welcher Bildfreichtum und welche Kraft in diesen germanischen Vornamen!

Mit der Einführung des Christentums kamen kirchliche Namen aus dem Griechischen und Lateinischen. So finden wir aus fremdem Sprachgut: Aberle (zu Abraham oder Albrecht); Benz (Benedikt, der Gesegnete; Heinrich Benz tritt 1328 auf, 1381 und 1400 ist in den Margrethausener Klosterurkunden ein Betz „Benz“ genannt); Christ; Daniel (Gott ist mein Richter); Götz (Gottfried, den Gott schützt); (Martin Götz ist 1468 Sebastianskaplan); Höni (Johannes, der Herr ist gnädig); Jähk, Jakob, gekürzt zu Kopp (der Listige) (Jäck auch der Nußhäher); Henne und Hönes (der Herr ist gnädig); Judä (Sohn des Juda); Jauf (Jonas, die Taube); Martin (Krieger); Mattes aus Mathäus abgeschliffen (der Treue); Paul, Paulus und Pauly (klein); vielleicht gehört auch Metz hierher (von Matthias). Wahr-

scheinlich aus dem Persischen stammt Caspar und heißt vielleicht Schatzmeister. Von dem weiblichen Vornamen Appollonia, der aber weitergebildet ist, dürfte der bei uns häufige Name Eppler stammen.

Sippennamen

Zu den von Vornamen abgeleiteten Namen dürften auch die Sippennamen gehören. Als FN. werden sie allerdings erst später gebraucht. Die Abkömmlingsschaft wird durch die Silbe „ing“ ausgedrückt. Sie lebt weiter in den Ortsnamen (Balingen usw.) und in den davon herrührenden FN. (Eßling-er). Sie findet sich u. a. noch rein in Amling (Sohn des Amal); Benzing (Sohn des Benz, d. h. Benedikt); Blessing und Plessing (Sohn des Blassen oder des Blasius); Breuning und Breuninger (Sohn des Bruno des Braunen); Gehring und Göhrring (Sohn des Gero, des Speerbewehrten); Gührring (Sohn des Giro, des Gierigen); Hildinger (von Hilde, der Kämpferin); Munding (Sohn des Schützenden); Schelling und Schellinger (Sohn des Schall, des Lauten); Schnerring (von dem Schnarrenden). Andere Verwandtschaftsnamen sind Erb und Erbe.

Haus-, Hof- und Flurnamen

Flurnamen und Ortsnamen können nicht immer voneinander getrennt werden. Ein

Beispiel hierfür bildet der Name Dannecker. Es gibt Tanneck und Danneckerhof, und daneben kommt der Name als Flurnamen sehr häufig vor. Als weitere Namen dürften hierher gehören: Berg; Bohnacker (Baumacker); Bollacher (Hof am Sumpf auf der Bergkuppe); Bosch; Brändle, Brandstetter (Hof an der zu Weidezwecken gebrannten Waldstelle); Brucklacher (wohnt an der Stelle über ein stehendes Wasser); Buchholz; Bühler (wohnt am Bühl); Buschbeck (Bäcker, dessen Haus am Busch steht); Buß (Steinbruch); Dobelmann (wohnt am Tobel); Eckle; Eckenfelder; Gerstenecker; Haag; Hagenbuch; Haldenwang; Heck; Härdtner und Herter (der am Hardt, dem Weidewald wohnt); Halder; Hertfelder (Hof am harten Feld); Holdenried; Holocher; Hölle; Horn; Maysenhölder (vielleicht zu Meisenhalde oder zu Maßholder); Kohl (feuergerodete Stelle); Reusch; Strauch und Streich (Gebüsch); Schellenberg ist die Pferdeweide; Schlatterer (Schlat = Sumpf); Steinhilber (Äblername, der an der steingemauerten Hülbe wohnt); Steinwand; Straßer (der an der Straße wohnt); Thalman.

Häufig ist der Hofbauernname durch Anhängung von -er an den Flurnamen gebildet (s. oben), dann aber auch bei Klotzbücher, Landenberger, Linder, Moser, Sander, Stahlecker, Wößner (Wasenbauer), Wießner, Winkler, Wuhrer (am Wuhr). An die Lage des Hofes innerhalb des Ortes erinnert Gaßner. Eigentliche Hausnamen sind: Brodbeck, Haas und Haasis (Sohn des Haas), Engel, Lämmle, Ilg, Rebstock, Wolfer. Möglich ist auch, daß wir einige Neck- und Übernamen hierher rechnen dürfen wie Blickle (der kleine Blitz); Kolb (Streitkolben oder Eigenschaft); Kraut, Speidel (vielleicht auch Eigenschaft); Sting (gekürztes Stängel, Stengel); Traub. Mehr den Charakter von Übernamen mit mehr oder weniger Anklang an eine Eigenschaft tragen: Fuß, Rehfuß, Letsch (volkstümlich die gewulstete Lippe), Oehrle, Ruckebrod (Roggenbrot), Schaible (der kleine Schaub, Strohwich), Scheck, Schramm (Wunde), Stotz, Vötsch (Wickelkissen; Hansli Vötsch 1472 Pfleger). Zusammengesetzte Hausnamen sind: Finkbeiner, Josenhans, Leibfritz, Schlotterbeck, Schmidberger, Schweinbenz.

Aus dem bäuerlichen Lebenskreis

Die Zahl der FN. aus dem bäuerlichen Lebenskreis ist nicht gering. Die Zeit ihres Auftretens ist etwas später anzusetzen als die Herkunftsnamen, mit denen sie ja in engster Verwandtschaft stehen. Das Bedürfnis nach Zweinamigkeit bestand auf dem Lande erst später. Der älteste unter diesen Namen ist Maier mit seinen verschiedenen Schreibweisen. Der Name ist lateinischer Herkunft. Im Mittelalter wurde ein Freier damit bezeichnet, der Eigentum besaß und daneben als erster Mann im Ort Lehensgut von einem größeren Grundherrn verwaltete, den Maierhof. Dazu gehören: Gaismaier, Gerstenmaier, Hagenmayer, Killmaier, Münzenmaier, Neumaier, Stegmaier, Widmaier (der ein Widum, einen Pfarrhof inne hatte) usw. Ähnlich wie Maier bezeichnet Huber einen auf einem größeren, ca. 30 Morgen großen Lehensgut sitzenden freien Bauern; Brunnhuber (der Huber am Brunnen). Landwirtschaftliche Beschäftigungen drücken sich klar in Ackermann, Bauer, Bäuerle und Pflüger aus. Der Baumann kann der Pächter eines Bauerngutes sein, Egger einer, der eggt, Gaiser der Ziegenhirte, Hengsteler der Hengsthalter, Hof(f)mann der Gutshaber, Karrer der Fuhrmann, Nonnenmann der Versneider der Schweine, Oechsler der Ochsenbauer oder -hirte, Lehner, der einen Lehenhof umtreibt, Ve(e)ser, der Veesen, Dinkel baut. Pfundtner ist ein verstecktes Pfundmaier, ein altbayrisches

Geschlecht, das schon 1200 Erwähnung findet. Der Jetter ist ein Jäter (Cunzli Juncter von Endingen 1375, Wilhelm Junter 1476 usw. Im 16. Jahrhundert schreibt sich die Familie Jetter; ein Claus Jetter ist 1519 Amtmann in Erzingen). Nach dem Rottweiler Stadtrecht soll man den Ackerleuten zweimal, den Jettern aber dreimal zu essen geben. Rieber kommt von Rübenbauer oder vom althochdeutschen Rigobert.

Von besonderer Seite bäuerlicher Arbeit stammen die FN. Bäumler, Dengler, Hayer, Kärcher (Fuhrmann), Körner, (der Korn baut), Mauser, Sieber, Weingärtner.

Eigenschaftsnamen

Der Phantasie des Deuters ist bei den Eigenschaftsnamen weiter Spielraum gelassen. Daß sie sich oft mit den Neck- und Übernamen berühren, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden. Nur wenige seien genannt. Nach der Haar- oder Hautfarbe wurden benannt: Braun und Brauner, Weiß, Schwarz, Roth; nach auffallendem Bart Barth; nach der Natur oder nach Eigenschaften: Dürr, Faul, Frech, Fromm und Frommer, Fröhlich, Frei, Groß, Klein, Kurz, Lang, Jung, Kahl, Keck, Leberherz (der Lebensfrohe), Mehrer (der Sparsame), Narr, Raisch (der Behende, Rösche), Rausch, Rist (der Streiftbare), Schick (der Geschickte), Schwenk (Bewegung oder vom alth. Personennamen Swanigo), Späth, Sprandel (der Stolze), Stahl, Wild, Witze- mann, Zürn.

Aus dem Tierreich stammen: Ammer, Behr, Bock, Entemann, Fuchs, Gonser (von Gänserich), Gimpel, Göckeler und Geckeler, Hägele, Haas, Hahn, Häring, Hetzel, Hummel, Käfer, Katz, Mohl (Molch), Rapp, Wider usw.; von essbaren Dingen: Bechtle (von „Bachet“, was auf einmal gebacken wird), Pfeffer, Straub (Spritzbackwerk), Schmelzle; vom menschlichen Leibe: Butz (Schopf), Dutt, Haar, Schöllkopf, Letsch; aus dem Pflanzenreich: Eichel, Baum, Broß (Fruchtknospe), Gerst, Wintergerst, Grotz (Tannenwipfel), Häberle, Kirschbaum, Klett, Maisch, Maser (Maserholz), Nägele, Stengel, Stingel, Storz (Kohlstrunk), Wick usw.; von leblosen Dingen: Deeg, Findeisen, Kohleisen, Gmelin (Gemälde), Göbel, Gulde, Hamm (Fischernetz), Kästle, Schlegel usw.; nach der Zeit: Sonntag, März usw. Dann gehören hierher Erfle (schwäbisch für Armvoll), List, Lust, Striebel (Unruhe), Zoll, Wisfmann, Sammler, Altman u. a.

Von besonderer Art sind die FN., die eigentlich ein ganzes Sätzchen darstellen wie Habfast (ich habe viel), Hebrank (Fuhrmannsnamen: Heb am Ranken), Ruckwied (Rucke wieder), Schittenhelm (aus der Landknechtszeit: ich schüttele den Helm). Aus dem 16. Jahrhundert stammen die ins Griechische und Lateinische übersetzten wie Irion für Wulle, Molitor für Müller, Osiander für Heiligmann.

Es war aus Raumgründen nicht möglich, alle bei uns gebräuchlichen schwäbischen FN. hier aufzählen. Es konnte nur eine Auswahl von besonders bezeichnenden Namen zusammengestellt werden. Zum Schluß sollen noch die Ergebnisse unserer Untersuchungen besonders herausgestellt werden.

Zusammenfassung

Die FN. der Heimatvertriebenen mußten hier größtenteils weggelassen werden, da sie so viele landschaftliche Besonderheiten zeigen, denen wir voll und ganz nur gerecht werden können, wenn wir sie uns von dieser Seite aus ansehen. Dies zeigt sich sogar innerhalb des schwäbischen Sprachgebiets, wo der Familienname da und dort Anhaltspunkte für die nähere Festlegung der ursprünglichen Heimat der Familien bildet.

Unsere FN. lassen sich in drei Gruppen einteilen: nach Herkunft, Beruf und der

vielschichtigen Gruppe, die man mit „Übernamen“ zu umschreiben pflegt. Auf diese drei Gruppen verteilen sich unsere FN. prozentual ungefähr gleichmäßig. Übernamen, Berufs- und Herkunftsbezeichnung können geschichtlich gesehen nebeneinander bestehen, z. B. „an dez Tuningers von Wighain akker“. Die Geschlechtsnamen aus Ortsnamen sind um 1380 zu fast gleichen Teilen mit „von“ oder mit dem Suffix-er gebildet (der Rotwiler der Müller, der Nusplinger der Brotbeck). Öfters tritt auch zum Tauf- und Ortsnamen noch eine weitere Bezeichnung, meist eine berufliche („Maister Cunraten von Ebingen dem scharrer“). Dem „von“ ist gelegentlich „de“ gleichzusetzen (C. suter de marpach), auch „vss“ (aus). Die Präpositionen sind im 15. Jahrhundert noch möglich, treten aber mehr und mehr zurück. Später wird dann „von“ ein Privileg des Adels.

Die Verwendungsweisen des bestimmten Artikels bei Namen, vor allem bei Berufs- und Übernamen, gewähren noch keine Sicherheit für die Erblichkeit des Namens (Hainrich hemmerli der smit). Der Artikel kann allerdings auch vor einem Beinamen stehen, der schon mit Sicherheit als FN. anzusprechen ist, etwa 1379: „Hans der Scherer tuchscherer“.

Die Zusätze „dictus“ bzw. genannt oder auch „den man nembt“ (nennt) sagen mehr aus über die Benennung eines bestimmten Individuums und über die große Freiheit im Beinamenwechsel als über ihre Erblichkeit („Ulrich der stark der smit, den man auch nembt fröstlin“).

Unsere FN. geben uns Einblick in ein wichtiges Stadium kleinstädtischer Namensgebung und in das Wachsen der Stadt und deren Beziehungen zu der sie umgebenden Landschaft. Viele Personen müssen um 1380 zugewandert sein, nach den Belegen vor allem Handwerker, aber auch Bauern. Sie kommen in der Hauptsache aus der näheren Umgebung, seltener aus fernen Gegenden oder Städten. Sachlich spiegeln die Berufsamen den kleinhandwerklichen Charakter der Stadt am Ende des 14. Jahrhunderts. Es überwiegen die Bezeichnungen beck, müller, me(t)zger, gerwer, sailer, veser, vischer. In dieser Gruppe ist schwer zu unterscheiden, ob es sich im einzelnen Fall um den tatsächlich ausgeübten Beruf oder schon um einen erblichen FN. handelt. Schon erblich ist es in „des müllers des smiders hus“ mit widersprechender zusätzlicher Berufsangabe. Selten sind die Berufsamen auf -mann (Zimmermann). Es überwiegt bei ihnen die jüngere Bildungsweise auf -er (ahd. ari).

Die mittelbaren Berufsamen bezeichnen Gegenstände, die mit dem ausgeübten Beruf in Beziehung stehen, also Werkzeuge und Produkte (Hainrich hemmerli der smit; salzfass). Bei den Übernamen konnten zur Bezeichnung dienen die äußere Erscheinung (Lang, Jung), Eigenschaften und Verhalten (nies, Tantzer), oder konnten sie sich auf besondere Ereignisse beziehen, die wir oft heute nicht mehr zu fassen vermögen (vingerlin, kümmerli).

Allgemein müssen wir feststellen, daß uns das Besinnen auf die Bedeutung unserer FN. weit mehr als nur geschichtliches oder sprachliches Wissen vermittelt. Sie möchten uns auch die Wurzeln unserer Kraft und die Leistung unserer Vorfahren aufzeigen, uns zurückführen zur Arbeit der früheren Geschlechter.

Literatur u. a.:

- Bach, Namenkunde, 1952 — 1956
Fischer, H.; Schwäbisches Wörterbuch, 1904/36
Kapff, R.: Schwäbische Geschlechtsnamen, 1927

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Die Orgel der Balingener Stadtkirche

von Walter Gröner, Balingen-Stuttgart (Schluß)

Rüdiger stellte an den Kirchenkonvent eine kleine Nachforderung, weil angeblich „sein seel. Meister über den Akkord noch das Cis und also durch das ganze Werk 20 der zinnernen und 9 der hölzernen größte Pfeifen mehr gemacht habe“. Die Nachforderung wurde zum Teil genehmigt.

Die Orgel hatte 22 klingende Register

Die neue Orgel hatte nun folgende Disposition:

1. Manual	
1. Bourdon	16'
2. Gamba	8'
3. Principal	8'
4. Viola	8'
5. Coppel	8'
6. Octav	4'
7. Flöte	4'
8. Quint	2 ² / ₃ '
9. Octav	2'
10. Mixtur fünffach	2'
2. Manual	
1. Gedackt	8'
2. Traversflöte	8'
3. Dulcian	8'
4. Principal	4'
5. Gemshorn	4'
6. Quintaden	4'
7. Cymbel	2'
8. Oktav	2'
Pedal	
1. Octavbaß	8'
2. Subbaß	16'
3. Principalbaß	16'
4. Violonbaß	16'

Insgesamt also 22 klingende Register

Erst nach elf Jahren Fassung (Anstrich) des Orgelgehäuses

Nun war das neue Werk fertig. Es fehlte nur noch ein Anstrich des Orgelgehäuses. Dieser wurde jedoch erst elf Jahre später ausgeführt. Am 13. Juni 1778 finden wir einen Eintrag im KKP, daß „vor etwa 14 Tagen mit drei Tyrolern ein Akkord getroffen worden sei, wegen der Fassung der Orgel“. Das Orgelgehäuse wurde „alabasterweiß“ gefaßt und lackiert, das Laubwerk fein glanzverguldet und die Geländer (anscheinend die Emporengeländer, Anm. d. Verf.) blau und roth marmorieret. Für diese Arbeit erhielten die Tyroler 250 fl. (Gulden). Der weiße Anstrich hat sicher den etwas düsteren gotischen Kirchenraum schön aufgehellt.

Schon 1781 erste Reparatur notwendig, viele andere folgten

Nicht allzu lange durfte man sich indes an der neuen Orgel erfreuen, denn bereits im Jahre 1781, also erstmals schon nach 14 Jahren mußte die Orgel gründlich repariert werden. Nach dem KKP wurde „am 22. Juni 1781 die Reparation der Orgel mit Matthias Gausern, Orgelmacher in Schemberg um

190 fl verakkordieret“. Was nach so kurzer Zeit schon zu einer derartigen Reparatur geführt hat, wissen wir nicht. Wahrscheinlich litt das Werk unter den Witterungseinflüssen Not, die durch die „baufällige hintere Mauer“ in die Kirche eindringen konnten. Auch eine wenig pflegliche Behandlung unter dem Organisten Metz darf wohl mit Recht angenommen werden. Aus der Höhe der Reparaturkosten muß man ja schließen, daß es sich um eine ziemlich umfangreiche Reparatur gehandelt haben muß. Der ersten großen Reparatur folgten in ziemlich kurzen Abständen weitere, so daß man tatsächlich von einem regelrechten „Leidensweg“ dieses Werkes sprechen kann. Bereits 1786 mußten wieder 160 fl für Reparatur der Orgel aufgewendet werden. Diesmal mußte der Orgelmacher Rüdiger aus Tübingen, wohl derselbe, der 19 Jahre vorher die Orgel aufgestellt hatte, mit der Durchführung der Arbeiten betraut werden. Bei der Prüfung der Orgel erklärt Rüdiger, „daß das Werk durch den Schemberger nicht richtig behandelt worden sei. Er trug an, daß niemand als Orgelverständige besonders aber keine Bauernschulmeister oder Provisor, wie es bisher öfters geschehen sey, die Orgel zu spielen erlaubt, auch niemand in das Werk hineingelassen werde. Dem Organisten Metz wurden daraufhin die nöthigen Weisungen gegeben und ihm die Schlüssel abgenommen zu dem Schranke und dem Herrn Präceptor Schumacher als rector musicorum übergeben“. Aber auch diese zweite Reparatur hat nicht allzu lange geholfen, denn bereits „am 25. Mai 1802 wurde von dem Organisten Roller die Anzeige gemacht, daß die Orgel in einem üblen Zustand sei“ worauf am 10. Mai 1803 mit den Orgelbauern Hagemann und Knecht in Tübingen vereinbart wurde, die Orgel um 170 fl zu reparieren. Weitere Einzelheiten über diese Reparatur sind nicht vorhanden.

66 Jahre blieb ursprünglicher Zustand erhalten

Das Hausdörfersche Orgelwerk tat in seinem ursprünglichen Zustand noch bis zum Jahre 1833, also insgesamt 66 Jahre seinen Dienst. In diesem Jahre wurde der Orgelbauer Anton Braun durch einen Akkord über die gründliche Erneuerung der Orgel und deren Umbau nach Balingen gerufen. Gemessen an anderen Orgelwerken der damaligen Zeit, die teilweise heute noch in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten sind und gespielt werden können, hatte die Balingener Orgel eine sehr kurze Lebensdauer.

Barockprospekt blieb bei allen Reparaturen unverändert

Wir dürfen es als einen großen Glücksfall ansehen, daß bei der damaligen Erneuerung das Gehäuse der Orgel mit seinem wunderbaren Barockprospekt unverändert blieb. Auch alle späteren Umbauten und Erweiterungen ließen das schöne Orgelgehäuse, das heute unter Denkmalschutz steht, bestehen. Leider sehen wir heute den

Prospekt nicht mehr in seinen ursprünglichen Farben und seiner Zinnpfeifen beraubt. Eine Wiederherstellung der alten Farben wäre eine dankbare Aufgabe.

1833 Spielschrank in freistehenden Spieltisch umgewandelt. Spielschranktüren heute noch zu sehen

Bei der Erneuerung im Jahre 1833 wurde sehr wahrscheinlich der größte Teil des vorhandenen Pfeifenmaterials unverändert übernommen. Geändert wurde wahrscheinlich nur die Spiel- und Registermechanik. Als sicher darf angenommen werden, daß 1833 anstelle des bisherigen Spielschranks, bei dem der Organist mit dem Rücken zum Kirchenraum saß, ein freistehender Spieltisch gebaut wurde. Die beiden Türen des früheren Spielschranks sind heute noch an der Vorderwand des Orgelgehäuses sichtbar.

Der Umbau wurde in der ersten Hälfte des Jahres 1833 durchgeführt und war am 1. Juli beendet. 20 Tage mußte der damalige Calcant (Orgeltreter) Bardili von morgens 4.00 Uhr bis abends 8.00 Uhr die Bälge treten zum Stimmen und Intonieren der Orgel. Er verlangte für die Arbeit täglich 36 Kreuzer, der Stiftungsrat bewilligte ihm jedoch nur 30 Kreuzer.

Da wir dem Stiftungsrat ein gewisses Übermaß an Sparsamkeit in kirchenmusikalischen Dingen nicht absprechen können, so verwundert uns auch nicht, daß dem Orgelbauer Braun aus seiner Rechnung noch 7 fl gestrichen wurden, worüber sich Braun in einer Eingabe bitter beklagt. Schließlich bewilligte man ihm seine 7 fl, „da man allen Grund habe, mit der Arbeit des Orgelbauers Braun zufrieden zu seyn“. Die Gesamtkosten des Umbaus beliefen sich auf 268 fl. 41 Kr.

Auch die Braunsche Reparatur von 1833 hatte anscheinend das Übel nicht an der Wurzel angepackt. Bereits zwölf Jahre nachher, im Jahre 1845 zeigte der damalige Organist, Knabenschulmeister Berger, in seiner Eingabe an das Stadtschultheißenamt an, daß „die Blasebälge an der Orgel so ruiniert seien, daß es dem Calcanten bei allen Anstrengungen beinahe unmöglich sei, den zum Orgelspiele nötigen Wind zu verschaffen“. Auf Vorschlag des Berger wurde der Orgelbauer J. Hägle beauftragt, die Reparation der Blasebälge um 12 fl. durchzuführen.

Bereits im Jahre 1856 wurden wieder Klagen über den schlechten Zustand der Orgel laut, so daß wieder Verhandlungen über eine Reparatur der Orgel eingeleitet wurden. Der damalige Orgelrevident, Musikdirektor J. Seitz aus Reutlingen erwähnte in einem Gutachten vom 26. Mai 1856, daß die Balingener Orgel an derselben Krankheit leide, wie alle Braunschen Werke, nämlich am Windzufluß. Anscheinend wurden 1833 die Kanzellen und Windkanäle teilweise zu eng gebaut, so daß das ganze Werk zu wenig Wind bekam. Seitz geht jedoch in seinem Gutachten davon aus, daß Braun die Orgel 1833 erbaut habe, was, wie wir bereits gesehen haben, nicht der Fall ist, da 1833 lediglich eine gründliche Reparatur durchgeführt wurde. Ob bei dieser Reparatur neue Windladen gebaut wur-

den, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden.

1923 Hermann Rehm Organist der Stadtkirche; unter ihm verschiedene Orgel-Umbauten

Im Jahre 1923 wurde Hermann Rehm Organist der Stadtkirche. Mit ihm brach eine neue Ära der Balingen Kirchenmusik an. Es war die Zeit der Wiederentdeckung unserer großen Barockmeister. Daß sich die 1913 gebaute Orgel nicht für barocke Orgelmusik eignete, ist klar. Durch zwei Umbauten in den Jahren 1934 und 1942 versuchte H. Rehm, den Klang des Instrumentes aufzuhellen, was jedoch nur teilweise gelang. 1934 ersetzte man z. B. den Prinzipal 16' durch einen Sesquialter 2²/₃', das Dolce 4' durch ein Quintatön 8', das Gemshorn 8' durch eine Rohrshalmey 8' und fügte dem Pedal einen Choralbaß 4' und eine Hohlflöte 2' ein. Im Jahr 1942 wurden der Prinzipal 8' in einen Prinzipal 4' umgewandelt, der Bourdon 16' durch eine 3-fache Zymbel, die Vox celestis durch eine Terz 1³/₅, die Aoline 8' durch eine Quint 1¹/₃, die Fugara 4' durch eine Schweizerpfeife 2' und das Flautino 2' durch ein Flautino 1' ersetzt. Die Arbeiten 1934 wurden an Hauptwerk und Pedal, die 1942 am zweiten Manual gemacht.

1948 grundlegender Umbau und Erweiterung durch zwei Rückpositive

In den ersten Jahren nach dem zweiten Weltkrieg erkannte Kirchenmusikdirektor Hermann Rehm die Gunst der Stunde für einen grundlegenden Umbau der Orgel. Durch große Opfer der Kirchengemeinde und vielen freiwilligen Spenden an Geld und Material gelang es, das Werk im ersten Jahr nach der Währungsreform zu beginnen. Man ging daran, das Orgelwerk mit einem dritten Manual, in zwei Rückpositive an der Emporenbrüstung aufgeteilt, zu versehen. Außerdem wurde das ganze Werk auf elektrische Traktur umgestellt. Die Mixturen wurden nach den neuesten Schallmessungsergebnissen durch das Physikalische Institut der Universität Tübingen (Dr. W. Lottermoser) gebaut. Dozent Herbert Liedecke, der die Disposition der klanglichen Erneuerung ausgeführt hatte, legte die klangliche Planung der Orgel am 20. 1. 1947 vor, am 4. Advent 1948 konnte die neue Orgel eingeweiht werden. Das Werk hat nun 47 Register bei ca. 3500 Pfeifen. Sie besteht aus Hauptwerk (I. Manual), Schwellwerk (II. Manual), zwei getrennt spielbaren Positiven (III. Manual) und Pedal.

Währungsreform verhinderte 1948 die Vollendung des Um- und Ausbaus

Leider verhinderte die mitten in den Umbauarbeiten eingetretene Währungsreform, die Umbaupläne in vollem Umfange in die Tat umzusetzen. Geplant war schon damals die Wiederherstellung des Orgelprospektes in seiner ursprünglichen Gestalt. Die dem ersten Weltkrieg schon wenige Jahre nach ihrem Einbau zum Opfer gefallenen klingenden Zinnpfeifen im Prospekt waren ja einige Jahre später durch billige, nichtklingende Zinkblechpfeifen mit stumpfem Silberbronze-Anstrich ersetzt wurde. Eigentlich war beabsichtigt, und eine großzügige Stiftung hätte dies auch ermöglicht, zum Orgeljubiläum die Prospektpfeifen gegen Zinnpfeifen auszutauschen und klingend zu machen, wie dies einst der Fall war. Doch, so schön dies gewesen wäre, aus verschiedenen Gründen mußten diese Arbeiten auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden.

Nach ihrem endgültigen Ausbau wird die Orgel 50 klingende Register haben mit folgender Disposition:

I. Manual (Hauptwerk):

Quintade	16'
Prinzipal	8'
Gedackt	8'
Quintatön	8'
Oktave	4'
Rohrflöte	4'
Rauschwerk	4-fach
Blockflöte	2'
Kornett	3-fach
Mixtur	6-8-fach
Oktavzymbel	3-fach
Fagott	16'
Trompete	8'

II. Manual (Schwellwerk):

Liebl.	
Gedackt	16'
Flöte	8'
Gemshorn	8'
Salizional	8'
Prästant	4'
Nasat	2 ² / ₃ '
Schweizerpfeife	2'
Terzflöte	1 ³ / ₅ '
Siffelöte	1'
Larigot	2-fach
Obertöne	3-fach
Scharf	5-6-fach
Dulzian	16'
Oboe	8'
Rohrshalmey	8'
- Tremulant -	

III. Manual (zweigeteiltes Positiv):

Positiv links	
Gedacktpommer	8'
Prinzipal	2'
Zimbel	2-fach
Schalmey	4'
Positiv rechts	
Spillflöte	4'
Quinte	1 ¹ / ₃ '
Terz-Sept	1 ³ / ₅ ' u. 1 ¹ / ₇ '
Krummhorn	8'
- Tremulant -	

Pedal

Untersatz	32'
Prinzipalbaß	16'
Subbaß	16'
Oktavbaß	8'
Gedacktbaß	8'
Choralbaß	4' 3-fach
Nachthorn	4'
Hohlflöte	2'
Hintersatz	6-fach
Posaune	16'
Trompetenbaß	8'
Singend	
Cornett	2'

Blasius Braun aus Spaichingen richtet in Balingen eine Orgelbau-Werkstätte in der ehemaligen „Orgelhütte“ ein

Auf Grund der festgestellten Fehler und Mängel wurde der Orgelbauer Blasius Braun in Spaichingen, wohl ein Verwandter (nicht der Sohn, wie bisher irrtümlich behauptet wurde) des genannten Anton Braun zur Abgabe eines Kostenvoranschlages für eine gründliche Reparatur aufgefordert. Es ist derselbe Braun, der später nach Balingen übersiedelte und in der sog. „Orgelhütte“ an der Rosenfelder Straße seine Orgelbauwerkstätte errichtete und der eine ganze Reihe von Orgeln in der hiesigen Gegend gebaut hat (z. B. Heselwangen, Tübingen, Balingen Friedhofkirche).

Braun richtete den verlangten Voranschlag in Höhe von 217 fl am 5. 4. 1856 an das Dekanatamt. Die Reparatur, bei der es sich hauptsächlich um eine Neuintonation sämtlicher Register, Reparatur der schadhaften und Ergänzung der fehlenden Pfeifen, sowie um Ausbesserung der schadhaften Blasebälge und gründliche Reinigung des gesamten Werkes handelte, wurde im Sommer 1856 durchgeführt.

Veränderte Geschmacksrichtung bedingte 1864 erneuten Umbau

Aber bereits wieder 1864 mußte man an eine größere Reparatur des „teuren“ Instrumentes denken. Diesmal scheinen indes weniger die vorhandenen Fehler und Mängel, als die veränderten Ansichten über Wesen und Aufgabe der Orgel den Ausschlag gegeben zu haben. Der damalige Organist, Oberlehrer Laissle, erklärt in einer Eingabe an den Stiftungsrat, daß die Disposition der Orgel viel zu grell sei und daß eine Herausnahme eines zweifüßigen Registers, am besten der Cymbel und an deren Stelle der Einbau eines achtfüßigen Registers, etwa eines Salicional, erforderlich sei. Der Orgelrevident Seitz sowohl als auch der Orgelbauer, bliesen in das gleiche Horn, und so kam es, daß der Vorschlag Laissles durchgeführt wurde.

Wieder wurde die Reparatur von Blasius Braun, der inzwischen bereits nach Balingen übersiedelt war, durchgeführt. Neben dem bereits erwähnten Austausch der Cymbel 2' gegen ein Salicional 8' wurden noch

zwei unvollständige Register ergänzt, und zwar Dulcian 8', bei dem bisher die zwei unteren Oktaven und Traversflöte 8', ebenfalls im 2. Manual, bei dem eine untere Oktave gefehlt hatte. Außerdem wurde nach dem noch vorhandenen Voranschlag eine gründliche Reinigung und Reparatur des gesamten Werkes durchgeführt. Nach Beendigung der Arbeiten reichte Braun eine Nachforderung von 86 fl ein, weil angeblich bei verschiedenen Registern größere Veränderungen erforderlich waren. Der Orgelrevident Seitz spricht in einem abschließenden Gutachten vom 15. April 1865 dem Orgelbauer Braun das größte Lob für die geleisteten Arbeiten aus. „Unter den Registern“, so heißt es in dem Gutachten, „ist nun ein richtiges Verhältnis hergestellt worden, was nur durch Hinzufügen einiger zarten achtfüßigen Stimmen auf dem zweiten Manual geschehen konnte, das bisher ganz entblößt gewesen war“. Das höchste Ideal der damaligen Zeit war eben ein zarter, säuselnder Klang, der Sinn für den hellen, obertonreichen Klang der Barockorgel war vollständig verlorengegangen.

Orgel blieb bis 1913 unverändert

Nun war einige Jahrzehnte Ruhe um die Orgel. Das Werk Brauns von 1864 war nun unverändert im Gebrauch bis zum Jahr 1913, dem Jahr der großen Kirchenrenovierung. Doch war auch diese Orgel anscheinend sehr schlecht spielbar, auch wurden immer wieder die Windverhältnisse beanstandet. Aus einer Aufzeichnung des früheren Stuttgarter Stiftsorganisten Prof. A. Strebel, der die Orgel im Jahre 1900 spielte, ist jedoch zu entnehmen, daß das Werk für sein Alter noch gut erhalten sei. Einzelne Register werden zwar als abscheulich bezeichnet, das volle Werk war angeblich gar nicht kräftig, die Bässe verhältnismäßig sehr stark.

Große Kirchenrenovierung 1913/14 Orgelgehäuse sollte entfernt werden

Anlässlich der Renovierung der Stadtkirche in den Jahren 1913/14 war ursprünglich beabsichtigt, das ganze Werk samt dem Gehäuse zu entfernen und ein vollständig neues Werk mit geteiltem neugotischem Prospekt unter Freilassung des Mittelfensters am Westgiebel zu erstellen. Zum Glück fanden sich im damaligen Kirchengemeinderat auch Stimmen, die gegen diesen Plan auftraten, besonders nachdem sich der damalige Pfarrer Pfeffer von Lautlingen, ein hervorragender Kunsthistoriker, für die Erhaltung des schönen Orgelgehäuses eingesetzt hatte.

So wurde schließlich nur das alte Orgelwerk entfernt und an seiner Stelle ein modernes Werk von der Firma Gebr. Link, Giengen/Brenz, eingebaut. Das alte Orgelgehäuse wurde unverändert gelassen.

Die Disposition der Orgel 1913 lautete:

I. Manual		Gamba	8'
Prinzipal	16'	Konzerflöte	8'
Gedackt	16'	Aoline	8'
Salicional	8'	Kornett	8'
Fugara	8'	Vox coelestis	4'
Doppelflöte	8'	Fugara	4'
Prinzipal	8'	Traversflöte	4'
Gemshorn	8'	Flautino	2'
Rohrflöte	4'	Oboe	8'
Oktav	4'		
Dolce	4'	Pedal	
Mixtur	2 ² / ₃ '	Prinzipalbaß	16'
Oktav	2'	Contrabaß	16'
Trompete	8'	Subbaß	16'

II. Manual

Liebl. Gedackt	16'	Cello	8'
Bourdon	16'	Flötenbaß	8'
Prinzipal	8'	Posaunenbaß	16'

1 freie Kombination, 4 feste Kombinationen, die üblichen Koppeln, dazu Superoktavkoppeln (II/I).

Das Kliff / Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Man hat unseren Planeten nicht mit Unrecht einen „Wasserstern“ geheißt, weil nur etwa 29 Prozent der Erdoberfläche sich über das Weltmeer erheben. Und dieses Meer, durch Erdumdrehung, Wind und verschiedene Wasserdichte in unaufhörlicher Bewegung gehalten, brandet an die Inseln und Küsten der Kontinente im Rhythmus der Gezeiten und im Ansturm der Orkane, die den Menschen zu immer intensiveren Maßnahmen des Küstenschutzes durch Seedämme, Deichbauten, Buhnen, Flußabdämmungen und zu Plänen der Landrückgewinnung zwingen. Gerade Deutschland im Bereich der Deutschen Bucht, dann aber auch Skandinavien, England, Holland und Frankreich erlebten bei Sturmfluten immer wieder Einbrüche und Zerstörungen schwerster Art, andererseits war es aber die zähe Küstenbevölkerung, die dem Meer ständig trotzte, die Inseln und Küstenstreifen befestigte und ihre Mühe in dem stolzen Spruch bestätigt sah: Gott schuf das Meer, aber der Friese das Land.

Dieses Land kann sich als durch Deiche geschützte Wattenküste, als Flach- und Steilküste gegen das Meer abgrenzen. In zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen etwa mit dem Thema „Küstensenkung und Fluterhöhung“ wurde der Frage nachgegangen, ob die Hollandkatastrophe vom 1. Februar 1953 oder die Orkansturmflut vom 16./17. Februar 1962 oder beispielsweise die große Sturmflut vom 16. Januar 1362, die u. a. zum Untergang Rungholts führte, durch fortwährendes Ansteigen des Meeresspiegels oder, der Wirkung nach das Gleiche, durch ständige Landsenkung verursacht wurden. Man fand für Cuxhafen einen Senkungsbetrag von 3 mm im Jahr, einen Wert, der genau dem bei der Rungholtsforschung ermittelten von 1,80 m in 600 Jahren entspricht. Von alten Deichen erhielten sich nämlich Reste und man schloß aus den ständigen Deicherhöhungen, daß die Flut, nach ihren Mittelwerten beurteilt, immer höher stieg. Heute gibt man den Deichen an exponierter Stelle eine Höhe von mindestens 8,50 m, wobei die Außenböschung flach und wegen des Wogenauslaufs ohne Knick, die Innenböschung steil angelegt wird. Nach heutiger Auffassung geht es nicht um Landsenkung, sondern um Flutanstieg durch vermehrte Wassermassen, für die man u. a. Eustasie, also stärkeres Abschmelzen von Eis z. B. in den Randgebieten der Nordsee verantwortlich macht. Anhaltspunkte für die MThw (mittlere Tidenhochwasserlinie, also Flutstand über Normal-Null NN) geben auch Ansiedlungen der Pfeffermuschel (*Scrobicularia plana*), die höchstens 10 cm tief in den Weichboden eindringt, meistens aber in typischer Aufrechtstellung an der Schlickoberfläche mit ihren Siphonen pipettiert, d. h. Nahrung einholt. Findet man größere Schalenmengen dieser Muschel in größerer Tiefe, dann muß das Land abgesunken bzw. die Flut gestiegen sein. „Niederlande“ nennt man ja geradezu ein solches großes Tiefland, und man weiß von dem in Landgewinnung und Moorkultivierung führenden Holländer, daß er sein Land durch riesige Deichbauten schützen muß, weil etwa 40 Prozent davon unter dem Meeresspiegel liegen. Mit echter Erdkrustenbewegung hatte man es in Agadir zu tun, wo sich der Meeresboden von 300 m Tiefe auf 40 m hob und damit zweifellos einen Wechsel der Fauna bedingte: Auf größere Tiefe eingestellte Tiere können auf die Dauer nicht in seichtem Wasser leben und kommen entweder um oder wandern aus. Dafür erscheinen hier aber Tiere in größerer Menge, die, wie z. B. im Nordseebereich die *Macoma baltica*- und die *Venus gallina*-Muschelgesellschaft, auf Wassertiefen bis höchstens 40 m eingestellt sind. Geologisch ge-

sehen würde das bedeuten, daß in einem Steinbruch die Schicht B andere Fossilien führt als die darunterliegende Schicht A. Denn Erdgeschichte ist im weitesten Sinn verstandene Geschichte der Erd- und damit Lebensbewegungen.

Die Verteilung von Land und Meer ist das jeweilige Ergebnis im Kampf zwischen sog. exogenen und endogenen, außen- und innenbürtigen Kräften der Erde in Bemühung um Abbau und Aufbau. Man spricht von Transgression, wenn das Meer vordringt, und von Regression, wenn es zurückweicht. Die Störungen im Schichtenbau der Erdrinde, die zu Faltungen, Brüchen und Gesteinsveränderungen führen, nennt man Orogenese (oros-Gebirge), während man die umkehrbaren Vorgänge der bruchlosen Verbiegung in langen Zeiträumen, die millenaren Hebungen und Senkungen großer Gebiete, Epirogenese heißt (epeiros = Festland). Ein Hauptkennzeichen solcher epirogenetischen Vorgänge sind die Strandlinien als Zeugen isostatischer oder eustatischer Meeresspiegelschwankungen. Dabei handelt es sich bei der Isostasie um die Wiederherstellung des Gleichgewichts etwa durch Ablagerungen überlasteter Erdkrustenteile, während bei der Eustasie durch abschmelzende Eismassen die Transgression des Meeres zu einer (positiven) Strandverschiebung führt. Dem Strandwanderer, der sich an der Küste für die marine Erosion, für die abtragende Wirkung der Brandung interessiert, fällt an gewissen Stellen die steile Uferform auf, die man Kliff heißt. Auch im Englischen bedeutet „cliff“ eine felsige, in der sog. Brandungskehle vom Meer unterspülte Steilküste, die als „Gotting-Kliff“ bei Wyk auf Föhr aber kaum höher als 3 m ist, während z. B. das Rote Kliff bei Kampen auf Sylt über 30 m aufsteilt. Einen überzeugenden Beweis für vertikale Strandlinienbewegungen lieferte der Jupiter-Serapis-Tempel bei Puzzuoli: Als man nämlich 1749 seine Ruine ausgrub, entdeckte man an den Säulen etwa 4,50 m über dem jetzigen Meeresspiegel einen etwa 1 m breiten Gürtel, der ganz von der Bohrmuschel *Lithophagus* durchlöchert bzw. von deren Schalen besetzt war. Das Meer mußte früher also etwa 5,5 m hoch im Tempel gestanden und dann wieder abgesunken sein.

Auch wer noch nie ein Kliff gesehen hat, kann sich unschwer vorstellen, welche geologischen Veränderungen mit der Zeit an einer Steilküste eintreten. Die immer wieder vorstoßende Brandung höhlt den Felsen entlang einer Brandungskehle immer mehr aus, so daß überhängende Teile abstürzen und die Steilwand des Kliffs entsteht, die ihrerseits schichtweise immer wieder abgetragen wird, so daß das Kliff landwärts rückschreitet. Das heruntergefallene Material, das sog. Brandungsgeröll, scheuert nun den Untergrund ab, so daß eine Schorre, eine Strand- oder Abrasionsplatte entsteht, die meereswärts schwach geneigt ist. Weitere Materialzufuhr verbreitert die Erosionsplatte und führt im Meer zu Aufschüttungen, deren Terrasse dann seewärts als ziemlich steile Seehalde abfällt. Das Gestein der Felsküste ist nicht überall gleich widerstandsfähig und so kommt es am Kliff je nach Wellenschlag zu Abrasionsbuchten. In diese Buchten und überhaupt in den unmittelbaren Kliffbezirk dringt zuletzt die Brandung kaum mehr ein, weil sich das Wasser in der sich ständig verbreiternden Geröllzone zuletzt totläuft. Man spricht dann von einem toten Kliff, das nur noch der üblichen Gesteinsverwitterung ausgesetzt ist. Bei Transgression aber bleiben die Kliffe steil und lebendig und es kommt weniger zu den Ablagerungen, die der Fossilienforscher in früheren Abrasionsplatten findet. Den

Strandwanderer aber, der an der „Nordischen Riviera“ etwa am Kullaberg in Südschweden aus dem Wald ans Steilufer heraustritt, empfängt ein dumpfes Grollen und Brausen: Es sind die kopfgroßen Steine, die im unablässigen Wogenschlag der Brandung auf der Abrasionsplatte hin- und hergewälzt werden und wie unter grollendem Murren ihre runde Gestalt empfangen.

Ist es uns Schwaben möglich, ein Kliff kennenzulernen, ohne daß wir ans Meer reisen und damit eine Grenzlinie zwischen Land und Meer aufsuchen? Grenzlinien wie der Limes, jene durch Kastelle und Wachtürme gesicherte, im 1. und 2. Jahrhundert nach Christus von den Römern gegen die Germanen angelegte Befestigung, sind uns bekannt. Auch wissen wir vielleicht, entlang welcher Linien sich in unserer Heimat der schwarze, braune und weiße Jura trotz mancher Verzahnungen gegenseitig abgrenzen. Aber daß eine Klifflinie unsere ganze Alb durchzieht und von Blumberg bis Donauwörth nachgewiesen werden kann, dürfte doch manchen überraschen. Will er die Eigentümlichkeiten dieses Kliffs verstehen, muß er sich in Gedanken der Tertiärzeit zuwenden.

Die führenden geologischen Forscher sind mit Jahrmillionen ziemlich freigebig, die Zeitangaben werden aber um so wahrscheinlicher, je mehr man sich dem Holozän, der alluvialen Jetztzeit nähert und die Zeitbestimmungsmethoden verfeinert. Dem geologischen Heute mit seinen rezenten Formen, d. h. den heute anzutreffenden Tier- und Pflanzenarten, ging das Diluvium, die Eiszeit voraus. Man hat dafür auch die Bezeichnung Quartär und man setzt für diese Formation etwa 1 Million Jahre als Zeitdauer an. Da quartus der Vierte bedeutet, muß sein Vorgänger tertius, der Dritte heißen, und so nennt man denn das geologische Zeitalter vor der Eiszeit das Tertiär und gibt ihm 60 bis 70 Millionen Jahre. Zusammenfassend bilden Tertiär und Quartär die Erdneuzeit, das sog. Neo- oder Känozoikum. Es ist logisch, daß es dann auch ein Mesozoikum, ein Erdmittelalter gegeben haben muß, dessen Formationen, vom Tertiär an rückwärts gerechnet, die Kreide, der Jura und die Trias (wieder rückwärts gerechnet der Keuper, der Muschelkalk, der Buntsandstein) waren. Trotz mancher Schichtstörungen und Umlagerungen ist in Baden-Württemberg die ältere Gesteinsschicht auch die tiefere. Der Kreis Balingen zählt geologisch im wesentlichen zum Erdmittelalter und man kann auf einer geologischen Karte gut die Fächerung verfolgen, in die er hineingebettet ist: Mit Waldshut als Fächermittelpunkt bildet der Schwarzwald mit seinem Buntsandstein die erste Stufe, dann folgt immer nach Osten weiterdrehend, das Neckarland mit seinem Muschelkalk und, schon in unsern Kreis eindringend, mit dem Keuper. Das Albvorland gehört im wesentlichen dem Lias (Schwarzjura), es folgen dann die steileren Hänge des Doggers (Braunjura) und der steile Malm (Albtrauf, Weißjura). Was in unserem Land so ziemlich ganz fehlt, ist die Kreide, und zwar weil bei der Transgression des Kreidemeeres Süddeutschland als Festland soweit aus dem Meer herausragte, daß keine Kreide so wie etwa in der Norddeutschen Tiefebene abgelagert werden konnte. Im Erdmittelalter war also das Jurameer das letzte Meer, das unser Gebiet überflutete und zahlreiche Spuren in Form von Versteinerungen (z. B. Amoniten) und natürlich auch Landschaftsformen hinterließ.

Die wissenschaftliche Namengebung geht oft seltsame Wege und Latein und Altgriechisch müssen ausgiebig herhalten, um zu hybriden, also neuzeitlichen und oft aus zwei Sprachen gemischten Benennungen zu kommen. Bezüglich der sprachlichen Unterteilung des Tertiärs wären zunächst fol-

gende griechische Wörter zu merken: „zän“ aus kainós = neu, geologische Neuzeit. Palaiós = alt; Eos die Morgenröte, d. h. Frühbeginn; oligos = wenig, meion = besser, pleion = mehr, pleistós = meist, holos = ganz. Was nun ist zunächst wenig und wird immer mehr und zuletzt ganz? Dem Forscher Lyell fiel auf, daß die heute vorkommenden Meeresschnecken und Muscheln sich teilweise schon im Tertiär finden und zwar in um so mehr Arten, je jünger die Tertiärschichten sind. Sind es nur wenige, dann könnte man die Schicht Oligozän heißen! So kam es 1832 zu folgender Einteilung des Tertiärs: Paläo- und Eozän (50 bis 70 Millionen Jahre zurückliegend, etwa 1 bis 5 Prozent der genannten Weichtiere [Mollusken] schon vorhanden); Oligozän (25 bis 50 Mill. Jahre, 5 bis 12 %). Auf dieses Alttertiär folgte dann das Jungtertiär: Miozän (10 bis 25 Mill. J., 12 bis 17 %), Pliozän (1 bis 10 Mill. J., 17 bis 50 %). Im Quartär Pleistozän, Eiszeit) dann vor einer Million Jahren bis 95 Proz. und im Holozän (Jetztzeit) sinngemäß 100 Prozent. In tropischen Meeren war der Reichtum an Tierarten größer, z. B. im Miozän im obigen Sinne 20 bis 40 Prozent.

Die von Südwesten nach Nordosten durch die Schwäbische Alb ziehende Klifflinie ist durch folgende, vor allem im Osten durch Funde und Geländebeobachtungen gesicherte geographische Positionen gekennzeichnet: Blumberg, Tuttlingen, Harthausen a. d. Scheer, Blaubeuren-Ulm, Temmenhausen, Lonsee-Westerstetten, Weidenstetten, Altheim, Heldenfingen, Bolheim, Herbrechtingen, Dischingen, Burgmagerheim, Ebermergen, Donauwörth. Dieses Kliff ist die Strandlinie des letzten Meeres, das von Südosten her in unser Gebiet vordrang. Man hat die genannten Tertiärschichten wieder in Unterschichten geteilt und diesen Namen gegeben, die sich meist auf das Verbreitungsgebiet beziehen. Dieses Gebiet darf man sich aber nicht als eine einheitliche, geschlossene Großfläche vorstellen, weil die ständigen Erdkrustenbewegungen, die Hebungen und Senkungen in langen Zeiträumen dafür sorgten, daß das Meer bald vordrang und echte marine Ablagerungen lieferte, bald sich zurückzog unter Zurücklassung von mit Brackwasser und dann mit Regenwasser gefüllten Tümpeln. Die miozänen Tertiärschichten, von unten nach oben gezählt, haben folgende Namen erhalten: Aquitanium (von Aquitanien), Burdigalium (von Bordeaux); dann, als Mittelmiozän: Helvetium (Schweiz); ferner, als Obermiozän: Tortonium (von Tortona, Piemont) und Sarmatium (Sarmatien). Jenes kliffbildende Meer heißt das Burdigalmeer, weil im Burdigal die Kliffbildung einsetzte, um dann im Helvet, also im Mittelmiozän, ihren Abschluß zu finden.

In vereinfachter Darstellung lassen sich gewisse geologische Vorgänge entlang der Linie etwa von Bern über Luzern und Zürich nach Ulm in der Miozänzeit so charakterisieren, daß diese Linie ein Becken kennzeichnete, in das von Südosten, von den Alpen her, Geröll, die sog. Alpine Nagelfluh, eindrang. Von Nordwesten, vom sog. Süddeutschen Schild her, der sich an der Stelle des dann eingebrochenen Rheintals am stärksten aufwölbte, drang Juranagelfluh in diese voralpine Sammelmulde, die auch den Namen Molassetrog führt. Der Name Molasse kommt von molere, mahlen, weil nämlich insbesondere das tertiäre Geröllmaterial vom Alpenrand her in immer feineren Brocken, ja Sand zerrieben wurde, während mit der Juranagelfluh auch viel Kalk in den Molassetrog gelangte. Das

Burdigalmeer ist also das bis zur Klifflinie transgredierende Molassemeer. Die Ablagerungen nennt man die Obere Meeresmolasse, während sich im Helvet bei Regression des Meeres eine Süßbrackwassermolasse bildete. In der subalpinen Molasse Bayerns erreichte das Burdigal eine Mächtigkeit von etwa 200 Metern, das Helvet etwa 300 Meter. Im Aquitan kam es zur Bildung der Unteren Süßwassermolasse, es wechselten also fortgesetzt marine und sog. limno-fluviatile Ablagerungen miteinander ab.

Obere Meeresmolasse, also Burdigalablagerungen, hat man in Gammertingen und Winterlingen festgestellt. Bei Harthausen a. d. Scheer finden sich als Spuren des Kliffs Muschelsandsteine, Glaukonitsande, Absatz von Kalkalgen und Terra rossa, also Kalksteinrotlehme. Der Sammler merkt an Funden von Austernschalen und Schnecken, z. B. Helix, daß ein Meer Material hinterlassen hat. Die Klifflinie ist es auch, die die nördliche Kuppenalb von der südlichen Flächenalb trennt. Im Gelände läßt sich hin und wieder im Weißjura eine Steilstufe von 10 bis 80 m Mächtigkeit feststellen, westwärts finden sich aber marine Belege dann erst wieder bei Tuttlingen und Blumberg. Die Brandungskehle des Kliffs verlief natürlich ursprünglich waagrecht, es ist dann aber später mit der Albtal ver-

stellt worden: Höhenlage bei Tuttlingen etwa 850 m, bei Ulm etwa 500 m. Die Schorre (Kliff-Abrasionsplatte) von Heldenfingen zeichnet sich dadurch aus, daß sie mit zahlreichen Bohrmuscheln und Bohrschwämmen durchsetzt ist. Das Kliff ist, z. B. in der Gegend von Bolheim, als Fixierungspunkt für Datierungen der Flußgeschichte wichtig geworden, spielt aber auch in der einheimischen Bodenkunde eine Rolle. Daß das Burdigalmeer einst langsam vorrückte, schließt man daraus, daß bis 17 km vom Kliff der Untergrund noch in Geröllen aufgearbeitet und angebohrt ist.

Auf den Spuren des Kliffs kann eine Albwanderung eine recht besinnliche Sache werden. Nicht nur, daß es in Harthausen etwa glückt, fossile Bryozoen oder gar Haifischzähne zu finden, oder daß man die Landschaft als das Ufer erlebt, an das vor vielleicht 18 Millionen Jahren das Burdigalmeer anbrandete. Sind wir nicht Grenzgänger und leben gleichsam an einer geistigen Klifflinie, entlang der der göttliche Ozean unsere Zeitlichkeit berührt? „Orplid, mein Land“ hat es einst Mörike geheißen und sein Gedicht mit den Worten geschlossen: „Uralte Wasser steigen verjüngt um deine Hüften, Kind. Vor deiner Gottheit beugen sich Könige, die deine Wärter sind!“

Friedrichs des Großen neue Akademie

Von W. Dilthey

Wer sich in die Geschichte Friedrichs versenkt, empfindet immer wieder ein Moment, welches die Erfassung und Darstellung dieses Lebens erschwert und zugleich doch das Reizvolle eines solchen Versuches ausmacht: Dieses Leben läßt sich am wenigsten auf eine einfache Formel bringen; hinter seinen Handlungen und Äußerungen steht immer die ganze komplexe und bewegliche Persönlichkeit, die sich uns erschlossen hat. Alles spielt immer zusammen oder löst sich ab in raschem Wechsel: die Lust, das Dasein zu genießen in heiterer Gesellschaft, Konversation, Musik, in Lektüre und eigener schriftstellerischer Tätigkeit — und das Bewußtsein, daß den Fürsten der Staat zum Opfer verlangt; der Ehrgeiz des Feldherrn, den der Krieger lockt — und der König-Philosoph, der sein Volk glücklich machen und den Fortschritt der Menschheit fördern will; Kultus der Freundschaft, Verkehr mit Literaten wie mit seinesgleichen — und herrisches Selbstgefühl in den einsamen Höhen des Genies und der absoluten Macht; Hingebung an die Eindrücke des Augenblicks bis zur Auflösung — und ein Heldentum, dem Schicksal die Stirn zu bieten, der nur in der römischen Antike seine Ausdrucksformen und Vorbilder findet. Das war es, was jeden, der dieser Persönlichkeit nahe trat, zur Bewunderung hinriß, anzog und doch auch wieder fernhielt, abstieß; es blieb in ihr etwas Rätselhaftes, Unheimliches. Der siebenjährige Krieg gehörte dazu, diesen Reichtum zu zerstören, oder es wurde nun doch alles grau, hart, Raison, Pflicht, Ent-sagung.

Diese beständige Vielseitigkeit in dem Verhalten Friedrichs gilt es zu beachten, wenn man die Maßregeln verfolgt, die er nun ergreift, um seinen Hof und seine Hauptstadt zum Mittelpunkt der geistigen Kultur zu machen, deren Bild ihn erfüllt. Die neue Académie des Sciences et Belles-Lettres, die aus der verfallenen Stiftung von Leibnitz hervorgeht, steht im Vordergrund dieser Bemühungen. Ihr gelten die Verhandlungen des Königs und seiner Beauftragten mit den Gelehrten und Schriftstellern, die man für Berlin gewinnen will, und jeder, der kommt, erhält seinen Platz in ihr angewiesen. Damit ist auch für un-

sere Darstellung ein Rahmen gegeben, dem sie sich nicht entziehen kann. Und das ist gewiß, die Akademie bildet von Anfang an ein starkes, selbständiges Motiv in Friedrichs Kulturplänen. Er hatte ihrer schon als Kronprinz wiederholt in seinem Briefwechsel mit Voltaire gedacht.

Fortsetzung folgt

Inhaltsverzeichnis des vierzehnten Jahrganges

	Seite
Aus der Geschichte der Volksschulen unserer Heimat	
Von Fritz Scheerer	629—632
Johann Nepomuk Mercy aus Überlingen	
Von Walter Frick	632
Pfarrkirche und mittelalterliche Stadt	
Von Dr. Walter Stettner	633—634
Balingens Pfarrkirche vor der Reformation	
Von Fritz Scheerer	634—635
Werner von Siemens	
Von Dipl.-Ing. R. Kerndter	635—636
Die Herrschaft Oberhohenberg	
Von Fritz Scheerer	637—640, 643—644
Sandsteine und Sande	
Von Hans Müller	641—643
Das Ebinger Schloßfelsens-Massiv	
Von Hans Müller	645—648
Die Geschichte der Balingen Kirchenmusik	
Von Walter Gröner	649—652, 654—655
St. Wolfgang, Bischof von Regensburg	
Die Etsch im Laufe der Jahrhunderte	
Vor 130 Jahren?	
Die Schwedenkugel von 1636	
Von Gustav Kuch	656
Die ehemalige Klosterkirche von Margrethausen	
Von Adalbert Baur	657—658
Die Reformation in unserer Heimat	
Von Fritz Scheerer	658—660, 662—664
Der Schulmeister Philipp Gottfried Schaudt als Uhrmacher	
Von Alfred Munz, Onstmettingen	661—662
Künstler über Kunst	
Von Dipl.-Ing. R. Kerndter	664, 667—668
Der Konjunktiv und die Schwaben	
Von Friedrich Sanner	665—666
Unsere Familiennamen	
Von Fritz Scheerer	666—667, 671—672
Die Orgel der Balingen Stadtkirche	
Von Walter Gröner	669, 673—674
Regina nostra	
Zum 250. Geburtstag Maria Theresias	669—671
Das Kliff	
Von Dipl.-Ing. R. Kerndter	675—676
Friedrichs des Großen neue Akademie	
Von W. Dilthey	676